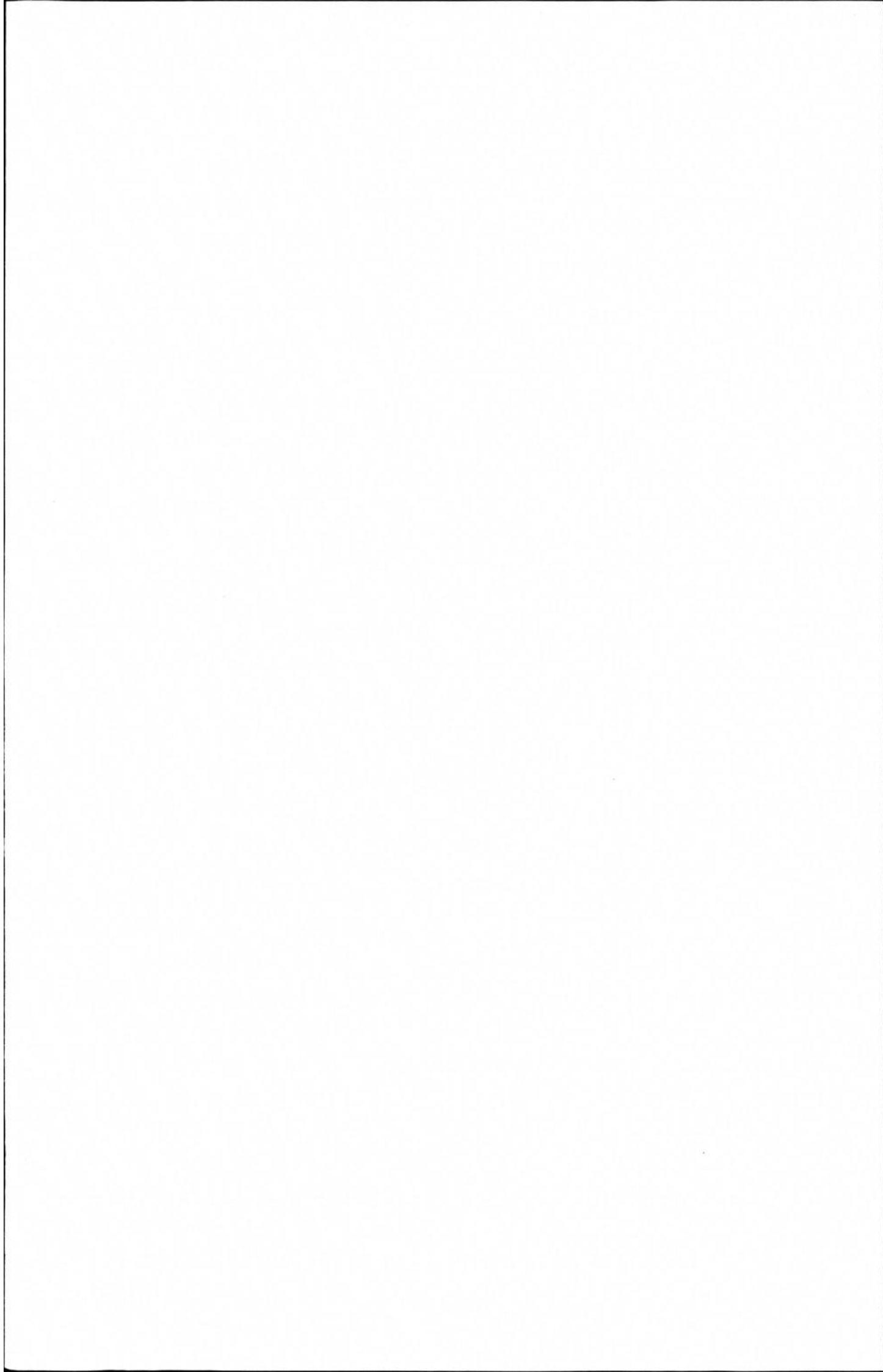

BREMISCHES JAHRBUCH

in Verbindung mit der
Historischen Gesellschaft Bremen
herausgegeben vom

STAATSARCHIV BREMEN



BAND 94 · 2015



BREMISCHES JAHRBUCH · BAND 94 · 2015

BREMISCHES JAHRBUCH

In Verbindung mit der
Historischen Gesellschaft Bremen
herausgegeben vom

STAATSARCHIV BREMEN

BAND 94 · 2015

Selbstverlag des Staatsarchivs Bremen

Das BREMISCHE JAHRBUCH erscheint seit 1863.

REDAKTION:

Konrad Elmshäuser

REDAKTIONSAUSSCHUSS:

Jörn Brinkhus, Brigitta Nimz, Bettina Schleier

Die Redaktion bittet, Zuschriften, Manuskripte und Rezensionsexemplare an das
Staatsarchiv Bremen, Am Staatsarchiv 1, 28203 Bremen, zu richten.

Sie finden Band 1 – 90 des Bremischen Jahrbuchs vollständig im Internet unter:
<http://brema.suub.uni-bremen.de>

Anmeldungen zur Mitgliedschaft in der
Historischen Gesellschaft Bremen,
die zum freien Bezug des Jahrbuchs berechtigt, nimmt
die Geschäftsstelle unter derselben Adresse und über
info@historische-bremen.de gerne entgegen.
Der Jahresbeitrag für Einzelmitglieder beträgt 25,- Euro.

Die Historische Gesellschaft Bremen dankt der Sparkasse Bremen
für die Gewährung großzügiger finanzieller Unterstützung
zum Druck des Bremischen Jahrbuchs.

Satz: taips. Bremen
Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier von
Geffken & Köllner, Bremen

ISSN 0341-9622 – ISBN 978-3-925729-76-8



*Frankfurt am Main, 16. July 1855.
Herrn v. d. Grotte
Königl. Postamt
Frankfurt*



*Frankfurt am Main, 16. July 1855.
Herrn v. d. Grotte
Königl. Postamt
Frankfurt*



Von der Desterrei

zu Hungarn Apostolischen und Böhmeim,

Unsers allergnädigsten Herrn wegen, wird allen und jeden Allerhöch-
Geist- und Weltlichen, Hoch- und niederen Standes-Obriheiten, o
Amte sie stehen mögen, hiermit in Gnaden zu vernehmen gegeben,
*und damit sie sich an der hohen Handlung nicht
mit einer Hindernis, sondern einen wichtigen und
zurückhaltend;*

Allerhöchst-Deroselben gnädigster und ernstlicher Befehl, daß sie ge-
nicht allein aller Orten zu Wasser und zu Land sicher und ungehindert
sondern *den Fußboden* auch allen guten besor-
und widersprechen lassen wollen; dann hieran gezeichnet Allerhöchst e
Wille und Meinung.

*Ad. v. d. Grotte, Frankfurt
am 18. July 1855
Herrn v. d. Grotte
Königl. Postamt
Frankfurt*

Gratis



*in Auftrag
v. d. Grotte*



Ungesammt und Barmherzig

Duplicate.
 Family of 1780, 26 & 27. 1213.
 1214. 1215. 1216.



263, July 9 1815

Post Office, N. Y.
H. B. Comand



chisch = Kaiserlichen,

Salizien ꝛ. ꝛ. Königlichem Majestät ꝛ. ꝛ.

hst = Deroselben Erb = Königreichen, Fürstenthümern und Landen,
h Kriegsleuten, und sonsten allen andern, in welchen Würden oder

as gestalten Fürweiser dieses, Herr Johann Schmidt Knecht
meist am Conrath, beytätigt von seiner Frau Gräfflin,
in dem mündigen Domstift, von seiner Person

Als ist an alle und jede obgesagte
eldte. Herrn Johann Schmidt nach Bayreuth
et durchkommen, sich aufhalten,
ersamsten geneigte Willen und Hülfsleistung unweigerlich erweisen,
annt Ihrer Kaiserl. Königl. Apostolischen Majestät alleranädiafter

Per Suam Sacram Caesareo-
Regiam Apostolicam Majestatem.

Wien, den 16. Juny 1815.

Heute noch v. Grönitz

Gefunden bei der Königl. Leihung. Gekauft durch
3. A. L. v. d. R. v. d. R.



Wien, 22. J. 1815

Stamlein.

Gefunden bei der Königl. Leihung. Gekauft durch
3. A. L. v. d. R. v. d. R.

Wien, 22. J. 1815

Stamlein.

Gefunden bei der Königl. Leihung. Gekauft durch
3. A. L. v. d. R. v. d. R.

Wien, 23. J. 1815

Stamlein.

Stamlein.

Vid. L. v. d. R. v. d. R. 24. J. 1815

Stamlein.

Vid. L. v. d. R. v. d. R. 25. J. 1815

Stamlein.

Vid. L. v. d. R. v. d. R. 26. J. 1815

Stamlein.

7503

Vid. L. v. d. R. v. d. R. 27. J. 1815

Stamlein.



Vid. L. v. d. R. v. d. R. 28. J. 1815



Vid. L. v. d. R. v. d. R. 29. J. 1815



Vid. L. v. d. R. v. d. R. 30. J. 1815



an den Herrn Obersten
Nr. 13

an den Herrn Obersten

an den Herrn Obersten

an den Herrn Obersten

an den Herrn Obersten

an den Herrn Obersten

an den Herrn Obersten

an den Herrn Obersten

an den Herrn Obersten

an den Herrn Obersten

an den Herrn Obersten

an den Herrn Obersten

an den Herrn Obersten

an den Herrn Obersten

an den Herrn Obersten

an den Herrn Obersten

an den Herrn Obersten

1815
an den Herrn Obersten
an den Herrn Obersten
an den Herrn Obersten



an den Herrn Obersten

an den Herrn Obersten

an den Herrn Obersten

an den Herrn Obersten

an den Herrn Obersten

an den Herrn Obersten

an den Herrn Obersten

an den Herrn Obersten

an den Herrn Obersten

an den Herrn Obersten

an den Herrn Obersten

an den Herrn Obersten

an den Herrn Obersten

an den Herrn Obersten

an den Herrn Obersten

an den Herrn Obersten

an den Herrn Obersten

Abb. S. 8–11:

Österreichischer Reisepass von Johann Smidt für die Heimreise vom Wiener Kongress nach Bremen. Wien, 16. Juni 1815. 46 x 37 cm Vorder- und Rückseite. StAB 7,20 - 738.

Inhalt

Titelbilder und Erläuterung

»... zu Wasser und zu Land sicher und ungehindert durchkommen...« –
Heimkehr vom Wiener Kongress im Sommer 1815

Von Konrad Elmshäuser 9

Aufsätze

Die mittelalterlichen Burgen »Versfleth« und »Witteburg« –
Entstehung, Niedergang und Lokalisierung

Von Hans Georg Trüper 25

Sorgen eines Bremer Shetlandfahrers: Das Testament des
Cordt Folkers von 1543

Von Adolf E. Hofmeister 46

Der poßierliche Doppelmensch! – Gelegenheitsdichtungen
von Joachim Neander

Von Thomas Elsmann 58

Emigrés bienvenues? Flüchtlinge zwischen Toleranz und Staatsraison
1795 in Bremen. Eine Fallstudie

Von Hartmut Müller 70

Fechten und Turnen – Anfänge und Entwicklungslinien
des organisierten Sports im Land Bremen

Von Klaus Dirschauer 107

Vom Radfahren in Bremen:
Die Bremer Fahrradgeschichte bis zum Ersten Weltkrieg

Von Florian Nikolaus Reiß 132

Der Erste Weltkrieg und die evangelische Kirche in Bremen

Von Andrea Hauser 163

Georg Ferdinand Duckwitz (1904–1973) – Der gute Deutsche

Von Hans Kirchhoff 192

Was bleibt von Wilhelm Kaisens Amerika? Zur Geschichte der
transatlantischen Beziehungen aus bremischer Perspektive

Von Jan Logemann 204

Miszellen

Kurhannoversche Amtsjuristen von 1715 bis 1803 am Domshof in Bremen (<i>Hans-Cord Sarnighausen</i>)	225
Die Ölmühle vor dem Stephanitor und das Bremer Müllereigewerbe im 19. Jahrhundert (<i>Dieter Bishop</i>)	237
Neue Sammlungen und Nachlässe zur Geschichte der Universität Bremen: Hans Werner Rothe, Imanuel Geiss und die Gründung der Universität Bremen (<i>Jörn Brinkhus und Brigitta Nimz</i>)	244

Nachruf

Eugen De Porre (24. 5. 1916 – 27. 5. 2015) (<i>Hartmut Müller</i>)	260
--	-----

Rezensionen und Hinweise

Balcar, Jaromir (Hrsg.): Raub von Amts wegen. Zur Rolle von Verwaltung, Wirtschaft und Öffentlichkeit bei der Enteignung und Entschädigung der Juden in Bremen (<i>Bettina Schleier</i>)	263
Behrens, Verena und Menger, Gisela (Hrsg.): Starke Frauen. radikal sozial und demokratisch (<i>Eva Determann</i>)	264
Bösche, Hartmut: Holste und Hoya – Reformation an der Mittelweser (<i>Konrad Elmshäuser</i>)	264
Bremische Bürgerschaft (Hrsg.): Die NS-Vergangenheit früherer Mitglieder der Bremischen Bürgerschaft (<i>Inge Marszolek</i>)	266
Eckhardt, Albrecht und Wyrsh, Rudolf: Oldenburgischer Landtag 1848–1933/1946. Biografisch-historisches Handbuch zu einem deutschen Landesparlament (<i>Jörn Brinkhus</i>)	268
Ehrhardt, Michael: »Des Landes Ufer zu schützen«. Zur Geschichte der Deiche an der Unterweser (<i>Bettina Schleier</i>)	269
Engel, Gerhard: Johann Knief – ein unvollendetes Leben (<i>Peter Kuckuk</i>)	271
Feldkamp, Ursula: Frauen an Bord von Frachtsegelschiffen 1850 bis 1939 (<i>Eva Determann</i>)	273
Fetchenhauer, Andreas: Sup di full un fret di dick ... Politik und Alltag in Huchting 1918–1945 (<i>Achim Saur</i>)	274
Hoffmann-Ruf, Michaela (Hrsg.): »Es war einfach notwendig, so und nicht anders zu schreiben«. Der Orientalist Johann Gustav Gildemeister (1812–1890) und seine Zeit (<i>Hans Kloft</i>)	277
Kaack, Ulf und Kurze, Peter: Flugzeuge aus Bremen. Luftfahrtgeschichte der Hansestadt (<i>Maria Hermes-Wladarsch</i>)	278
Knauf, Diethelm, Ritter, Armin und Ritter, Rüdiger: Mit Fotoapparat und Infanteriegewehr. Der Bremer Eugen Ritter: Bilder eines deutschen Lebens (<i>Ulrich Schröder</i>)	279

Koch, Hans-Albrecht (Hrsg.): Rudolf Alexander Schröder (1878–1962) (<i>Thomas Elsmann</i>)	280
Lehmann, Eike: Handelsschiffstypen und ihr Entwurf – Yachten und Sportboote (<i>Christian Ostersehlte</i>)	282
Lucius, Robert von: Zwischen Weser und Weltraum. Streifzüge durch Bremen (<i>Konrad Elmshäuser</i>)	283
Manske, Beate (Hrsg.): Zeitgemäß und zeitbeständig 2. Industrieformen von Wilhelm Wagenfeld (<i>Jürgen Tremper</i>)	284
Nentwig, Teresa: Hinrich Wilhelm Kopf (1893–1961). Ein konservativer Sozialdemokrat (<i>Karl-Ludwig Sommer</i>)	286
Pourshirazi, Katja, und Noltenius, Rainer (Hrsg.): Elisabeth Noltenius – Sehnsucht nach dem vollen ganzen Leben (<i>Eleonore Sent</i>)	288
Roder, Hartmut und Schwerdtfeger, Hartmut (Hrsg.): Die Zukunft der Bremischen Häfen (<i>Christian Ostersehlte</i>)	289
Rüppel, Michael (Bearb.): Auf der Reise ins Paradies. Das Reisetagebuch von Heinrich und Christine Gondela aus dem Jahr 1802 (<i>Konrad Elmshäuser</i>)	291
Santen, Leo van: Bremen als Brennpunkt reformierter Irenik. Eine sozialgeschichtliche Darstellung anhand der Biografie des Theologen Ludwig Crocius (1586–1655) (<i>Peter Ulrich</i>)	293
Schmiechen-Ackermann, Detlef, Otte, Hans und Brandes, Wolfgang (Hrsg.): Hochschulen und Politik in Niedersachsen nach 1945 (<i>Brigitta Nimz</i>)	295
Schöck-Quinteros, Eva und Steffen, Nils (Hrsg.): »Wie glücklich müssen wir sein, den Krieg nicht im Lande zu haben!«. Feldpost an Pastor Ernst Baars in Vegesack (1914–1918) (<i>Jürgen Tremper</i>)	296
Steinhöfel, Elke: Die Wohnungsfürsorgeanstalt Hashude. Die NS-»Asozialenpolitik« und die Bremer Wohlfahrtspflege (<i>Marcus Meyer</i>)	298
Syring, Eberhard: Bremen und seine Bauten 1950–1979 (<i>Bettina Schleier</i>). Denkmalpflege in Bremen. H. 12, 2015	300
Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte. Bd. 100, 2014	301
Zeitschrift für Lübeckische Geschichte. Bd. 94, 2014	302
Stader Jahrbuch (Stader Archiv NF). Bd. 104, 2014	302
Oldenburger Jahrbuch. Bd. 114, 2014	302
Hansische Geschichtsblätter. Bd. 132, 2014	302
Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte. Bd. 86, 2014	303
Weitere Neuerscheinungen zur bremischen Geschichte und Landeskunde	303
Historische Gesellschaft Bremen Jahresbericht und Rechnungsbericht 2014	307
Anschriften der Autoren und Rezensenten	312

**»... zu Wasser und zu Land sicher und ungehindert
durchkommen...« –**

Heimkehr vom Wiener Kongress im Sommer 1815

Von Konrad Elmshäuser

In dem für das politische und wirtschaftliche Zusammenwachsen Europas nicht einfachen Jahr 2015 ist vielfach des 200 Jahre zurückliegenden europäischen Epochenjahres 1815 gedacht worden. Mit dem Wiener Kongress, dem Kaisertum Napoleons der Einhundert Tage und der Schlacht bei Waterloo am 18. Juni 1815 darf dieses Jahr gewiss zu den Daten der europäischen Geschichte gezählt werden, in denen grundlegende Weichenstellungen für kommende Generationen vorgenommen wurden.¹

Die Neuordnung der europäischen Landkarte und der staatlichen Verhältnisse in den Ländern auf dem Gebiet des ehemaligen Deutschen Reichs, das bereits 1806 untergegangen war, führte erst im Jahr 1815 zu einer stabilen nachnapoleonischen Ordnung, die mit der Annahme der Deutschen Bundesakte bzw. der Wiener Kongressakte am 8. Juni 1815 auch der Freien Hansestadt Bremen als selbständiges Land im Deutschen Bund eine eigenständige Zukunft garantierte. Der Weg dahin war für die beteiligten Länder lang und blutig, weder die dauerhafte Friedensordnung noch die Souveränität der Kleinen konnten dabei als selbstverständlich vorausgesetzt werden – sie mussten nicht nur auf den Schlachtfeldern, sondern auch an den Verhandlungstischen erst errungen werden.

Letzteres setzte die Präsenz von geeigneten Vertretern der jeweiligen Staaten an den Verhandlungsorten voraus, eine gerade für die kleinen Staaten und besonders für die Freien Städte nicht zu unterschätzende Herausforderung, war doch deren Einfluss auf die Gestaltung der Verhandlungsergebnisse kaum durch das Eigengewicht ihrer Staaten von vornherein zu beeinflussen, so dass dem Geschick der Gesandten bzw. Bevollmächtigten umso größeres Gewicht zukam. Dass Bremen in dieser kritischen Situation mehrfach mit dem jungen Senator Johann Smidt auf ein außergewöhnliches Talent setzen konnte, sollte sich für die Stadt in der Folge als Glücksfall erweisen.² Der junge Professor Smidt verfügte als Theologe und gebildeter Gelehrter nicht nur über Bildung und Sprachkenntnisse, er erwies bald auch natürliches

1 Vgl. hierzu neuerdings Heinz Duchhardt, *Der Wiener Kongress: Die Neuordnung Europas 1814/15*, München 2015, und Adam Zamoyski, *1815. Napoleons Sturz und der Wiener Kongress*, München 2014.

2 Zu Johann Smidt als Diplomat vgl. noch immer die lebendige Darstellung von Wilhelm von Bippen, *Johann Smidt. Ein hanseatischer Staatsmann*, Stuttgart, Berlin 1921.

Talent im politischen Geschäft. Zudem machte er unermüdlich das, was man mit einem heutigen Modebegriff als »networking« bezeichnen würde, vor allem aber schonte er weder sich noch die Seinen bei der unermüdlichen Verfolgung seiner Ziele.³

Dass die Teilnahme an europäischer Diplomatie und Politik gerade für einen Diplomaten, der sich nicht auf den bürokratischen Beamtenapparat und die Mittel und Einrichtungen eines großen Landes stützen konnte, unter Umständen zu einem Knochengeschäft werden konnte, belegt der Blick auf Dokumente, die nicht so sehr den Verlauf der großen Politik als vielmehr den mühseligen Alltag an den Verhandlungsorten und unterwegs beleuchten. Hierzu zählen die Pässe, Reisepapiere und Tagebücher von Johann Smidt, die sich in seinem persönlichen Nachlass im Original erhalten haben.⁴ Die Pässe waren als Mittel zur freien Bewegung und Kommunikation der politischen Akteure erstellt worden, nach Erledigung ihres Zwecks erlauben sie uns heute nicht nur, das Itinerar eines Gesandten zu verfolgen, sondern sie führen uns auch die Mühseligkeit des diplomatischen Geschäfts in Europa vor 200 Jahren vor Augen. Unter diesem Aspekt sollen sie hier abgebildet und kurz vorgestellt werden.

Selbstverständlich reisten auch im Jahr 1815 nicht nur Diplomaten und Politiker. Mobilität war auch im beginnenden 19. Jahrhundert ein Thema, das erstaunlich viele Menschen im Wortsinn bewegte: Händler, fahrende Handwerker, Studenten, nicht zuletzt Soldaten, aber auch bereits Reisende, die sich auf Bildungs- oder Kurreisen befanden, frequentierten die zumeist schlechten Straßen.⁵ Auf letzteren behinderte nicht nur der Zustand der Straßen, sondern auch die Stadttore, Zollschranken und zahllosen Grenzposten das Vorankommen. Um wenigstens an den Hoheitsgrenzen eine zügige Abfertigung zu ermöglichen, wurden Fernreisende in diplomatischer Mission

3 Zur Ergänzung der zum Teil überholten Darstellung von Bippens und v. a. zur Einbindung der Person von Johann Smidt in das Funktionsgefüge der Bremer Eliten und der Politik des Senats vgl. die moderne Studie von Nicola Wurthmann, *Senatoren, Freunde und Familie. Herrschaftsstrukturen und Selbstverständnis der Bremer Elite zwischen Tradition und Moderne 1813–1848* (VStAB Band 69), Bremen 2009, hier besonders zur Rezeption und Literatur zu seiner Person S. 132 ff. Vgl. zur jüngeren Memoria auch Konrad Elmsläuser, *Verehrung und Distanz – Bremens Andenken an Bürgermeister Johann Smidt*, in: *Brem. Jb.* 87, 2008, S. 9–21, sowie weitere Aufsätze zu Johann Smidt aus Anlass seines 150. Todestages im *Bremischen Jahrbuch* 87, 2008.

4 StAB 7,20-738. Zum Nachlass vgl. Monika M. Schulte und Nicola Wurthmann (Bearb.), *Nachlass Johann Smidt (1773–1857), Bürgermeister der Freien Hansestadt Bremen* (Staatsarchiv Bremen Bestand 7,20) (Kleine Schriften des Staatsarchivs Bremen, Heft 34), Bremen 2004.

5 So hatte auch Johann Smidt als Student und junger Mann in den Jahren 1795–97 bereits weite Teile Deutschlands, die Schweiz sowie Norditalien und Böhmen bereist und später auch Badereisen u. a. nach Pyrmont (1804) unternommen. Zu den Reisetagebüchern hierzu vgl. ebd., S. 134. Zu Reisen von senatorischen Zeitgenossen von Smidt vgl. neuerdings Michael Rüppel (Bearb.), *Auf der Reise ins Paradies. Das Reisetagebuch von Heinrich und Christine Gondela aus dem Jahr 1802*, Berlin 2015.

mitsamt Anhang mit Pässen versehen, die eine bevorzugte Behandlung durch Amtspersonen garantieren sollte. Dass diese nur so weit greifen konnte, wie die Autorität des Ausstellers reichte, ist hierbei selbstverständlich. Da das Reich bereits 1806 untergegangen war und das österreichische Kaisertum der Habsburger nicht mehr an die Machtfülle der Herrscher des Alten Reichs heranreichte, garantierte ein Reisepapier ihrer Behörden nicht zwingend Beweglichkeit in Deutschland. Aber seine Wirksamkeit war eben doch wesentlich höher anzusetzen als die eines vom Bremer Senat ausgestellten Reisepasses von Johann Smidt, den er natürlich auch bei sich führte.

Das am 16. Juni 1815 in Wien ausgestellte Papier sollte Johann Smidt und seinen Anhang auf einer fünfwöchigen Rückreise nach Bremen den Weg freimachen. Vom Tag der Ausstellung in Wien bis zur Heimkehr nach Bremen, die am 1. August erfolgte, wurde der Pass auf der Vor- und Rückseite mit ca. 30 Visa, also Sichtvermerken mit Stempeln, Unterschriften und Siegeln versehen. Hierbei lassen sich zwei Gruppen erkennen: Sichtvermerke (*vidimus*), die für freie Passage vorab sorgten und entweder mit Lacksiegel oder Unterschrift beglaubigt waren und Sichtvermerke von Grenzposten und Behörden auf der Route, die zumeist mit Stempel versehen waren. Nach Ausstellung des Dokuments durch die österreichischen Behörden in Wien hatte man für Sichtvermerke (Visa) derjenigen Gesandtschaften vor Ort, durch deren Hoheitsgebiet die erste Etappe der Reise bis Frankfurt am Main führen sollte, gesorgt. Die am 22. und 23. Juni durch die Gesandtschaften von Bayern, Württemberg und Baden in Wien ausgestellten Visa befinden sich am linken Rand der damals noch leeren Rückseite. Alle weiteren Visa stammen von Stationen der Reise, die der Bremer Bevollmächtigte zwar zügig, aber nicht auf dem schnellsten Weg anging. Er wählte seine Reiseroute vielmehr sowohl nach verkehrstechnischer Bequemlichkeit als auch politischer Nützlichkeit aus. Im Zweifel wurde der Gelegenheit zu einer politischen Kontaktaufnahme am Wege der Vorzug vor dem schnellen Weiterkommen gegeben. In Verbindung mit der erhaltenen Korrespondenz im Nachlass des Bevollmächtigten und den politischen Akten im Ratsarchiv lassen sich auch nach 200 Jahren die Reiseroute und ihre Begleiterscheineungen erstaunlich genau nachvollziehen.⁶

Äußerlich ist der Pass ein großformatiger Einblattdruck, auf dem als Vordruck mit dem Habsburger Doppeladler und dem Hinweis auf den in Fettdruck hervorgehobenen Titel und allerhöchsten Willen Ihrer kaiserlich königlichen Majestät alle wesentlichen Inhalte schon vorgegeben waren. Auszufüllen waren lediglich die Angaben zu Person, Reisegrund und Reiseziel des Passinhabers. Durch Ort, Datum, Unterschrift und Oblatensiegel wurde das Papier rechtsgültig. Dass der Staats- und Konferenzrat Josef von Hudelist (1759–1818) den Pass am 16. Juni 1815 in Wien unterzeichnete, zeigt, dass er in der höchsten staatlichen Sphäre ausgestellt wurde⁷. Im Vorjahr hatte Johann Smidt seinen Pass für die Rückreise aus dem Hauptquartier der Alliierten in Paris nach Bremen und für die Anreise zum Kongress nach Wien

6 Vgl. ebenda die Überlieferung zu den Handakten am Wiener Kongress, S. 165 ff. und zu den zahlreichen Korrespondenzpartnern.

7 Vgl. Hanns Leo Mikoletzky, Hudelist, Josef von, in: NDB 9, 1972, S. 710.



Abb. 1: Österreichischer Reisepass von Johann Smidt für die Anreise zum Wiener Kongress. Paris, 1. Juni 1814. 43 x 36 cm. Vorderseite. StAB 7,20-738.

mit der eigenhändigen Unterschrift des Fürsten von Metternich ausgestellt bekommen.⁸ Und dies zudem mit der korrekten Schreibweise seines Namens als »Herr Senator Smidt«. (vgl. Abb. 1) Dass er nun den Wiener Kongress trotz aller diplomatischen Erfolge für den kleinen Stadtstaat an der Unterweser als »Herr Johann Schmidt« verlassen musste, mag ihn ein wenig in seiner Eitelkeit gekränkt haben.

Das diplomatische Reisepapier gibt sich in seinem steifen Verkündigungsstil und seiner ungelenk-beamteten Ausdrucksweise noch ganz als Produkt des Ancien Régime, also der sog. Zopfzeit zu erkennen (vgl. Titelbild, S. 8–9):

Von der Oesterreichisch-Kaiserlichen, zu Hungarn Apostolischen und Boheim, Galizien etc. etc. Koeniglichen Majestaet etc. etc. Unsers allergnaedigsten Herrn wegen, wird allen und jeden Allerhoechst-Deroelben Erb-Koenigreichen, Fuerstenthuemern und Landen, Geist- und Weltlichen, Hoch- und niederen Standes-Obrigkeiten, auch Kriegsleuten,

8 StAB 7,20-738.

und sonst allen andern, in welchen Wuerden oder Amte sie stehen moegen, hiermit in Gnaden zu vernehmen gegeben, was gestalten Fuerweiser dieser, Herr Johann Schmidt, Senator und Bevollmächtigter der freyen Hansestadt Bremen am Kongreß, begleitet von seiner Frau Gemahlin, und vier Kindern, dann von einem weiblichen und einem männlichen Domestiken, von hier nach Bremen zurückkehrt; –

Als ist an alle und jede obgesagte Allerhoechst-Deroselben gnaedigster und ernstlicher Befehl, daß sie gemeldete Herrn Johann Schmidt nebst Begleitung nicht allein aler Orten zu Wasser und zu Land sicher und ungehindert durchkommen, sich aufhalten, – sondern demselben – auch allen guten befoordersamsten geneigten Willen und Huelfsleistung unweigerlich erweisen, und widerfahren lassen wollen; dann hieran geschiehet Allerhoechst ernannt Ihrer Kaiserl. Koenigl. Apostolischen Majestaet allergnaedigster Wille und Meinung.

Per Suam Sacram Caesareo-Regiam Apostolicam Majestatem.
Wien, den 16. Juny 1815.

Staatsrat v[on] Hudelist

Immerhin acht Personen umfasste also die bremische Delegation, und von diesen gehörten sechs unmittelbar der Familie des Bürgermeisters an, während die beiden »Domestiken« zumindest zum Haushalt des Senators gehörten. Beamte, Sekretäre, amtliche Gehülfen oder dergleichen weist der Pass nicht aus, eine Beobachtung, die zu der Fehleinschätzung führen könnte, dass hier ein hoher hanseatischer Staatsbediensteter die Reise zum Kongress zum Familienausflug umfunktioniert hatte. Doch war dies nicht der Fall. Vielmehr lässt sich schon hier erkennen, wie Smidt in späteren Jahren am Bundestag in Frankfurt seine Familie in die Staatsgeschäfte einspannen und ggf. Gattin, Söhne, Töchter und Hausgehilfen mühselige Büro- und Tagesarbeiten erledigen ließ, die Vertreter größerer Staaten in ihren Beamtenapparat delegieren konnten. Einen solchen konnte Bremen seinem Bevollmächtigten nicht bieten. So legte in Wien die politische Familienfirma Smidt den Grund für ein erfolgreiches System, das Johann Smidt bis ins hohe Alter zum stets gut informierten politischen Akteur machen sollte.⁹

Johann Smidt brach keineswegs unvorbereitet zum Kongress auf. Im Gegenteil: In den Vorjahren hatte Smidt bereits große Leistungen weitgehend auf sich allein gestellt erbracht. In der Tradition von Georg Gröning, der auf dem Rastatter Kongress ab 1796 fast im Alleingang die Bremer Interessen vertreten hatte, war der junge Smidt nach dem Eintritt in den Senat im Jahr 1800 schon bald mit auswärtigen Geschäften betraut worden. 1806–1811 vertrat Smidt seine Heimatstadt auf mehreren hansestädtischen Konferenzen, 1811 war er bereits Gesandter Bremens im Herrschaftszentrum des Kaiserreichs, Paris. Nach dem Intermezzo der französischen Herrschaft in Bremen reiste er 1813/14 dem Hauptquartier der Alliierten hinterher und begann nun eine diplomatische Karriere, die ihn immer wieder monate- und jahrelang nach Paris, Wien

9 Vgl. hierzu ausführlich Wurthmann, Senatoren (wie Anm. 3), S. 398 ff.

und Frankfurt führen sollte und die erst mit seiner Wahl in das Bürgermeisteramt im Jahr 1821 enden bzw. eigentlich doch nur unterbrochen werden sollte.¹⁰

Im November 1813 war Smidt vom Bremer Senat nach Frankfurt entsandt worden, um als Gesandter bei den verbündeten Monarchen eine günstige Behandlung der gerade erst befreiten Hansestadt zu erwirken. Allein, der Gesandte und sein Sekretär Gildemeister mussten notgedrungen den Ereignissen und Akteuren hinterherreisen, denn als er in Frankfurt anlangte, bewegten sich die Alliierten in Richtung Süddeutschland und Frankreich. Smidt gelang es zwar noch, beim Freiherrn von Stein und dem Fürsten Metternich eingeführt zu werden, Karl August von Hardenberg, Wilhelm von Humboldt und den russischen Minister Nesselrode kennenzulernen, ja sogar eine Audienz bei Kaiser Franz zu erlangen (den er wegen seines Wiener Dialekts leider kaum verstehen konnte), doch kam eine bereits gewährte Audienz beim russischen Zaren Alexander schon nicht mehr zustande, weil die Alliierten nach Süden abreisten. So entschloss sich Smidt, »den großen Völkerzug nach Paris mitzumachen«, wie er in einem Brief an seine Schwester im Februar 1814 bekannte, dies jedoch nicht nur notgedrungen, sondern weil sein politisches Talent die einmalige Chance erkannte: »Ich bin in eine Schule der Erfahrung sondergleichen gekommen, die vielleicht in Jahrhunderten so nicht wiederkehren wird.«¹¹

Mehr als ein halbes Jahr dauerte die Reise, die von Frankfurt über Heidelberg, Mannheim, Karlsruhe, Freiburg, Basel und Zürich endlich auch »in Feindesland« führte. Über Langres, Troyes und Vesoul ging es auf Mietkutschen und auch auf gekauften Pferden, teils unter Gefährdung von Leib und Leben bis nach Dijon, wo man von Napoleons Niederlage und dem Einzug der Alliierten in Paris erfuhr. Am 11. März 1814 traf Smidt in Paris »glücklich und wohl« ein – als erster des gesamten Corps diplomatique »außer dem Fürsten Metternich, Herrn von Stein und den Engländern«, wie der Bremer Gesandte stolz vermerkte.¹²

Von den für die Hansestädte erfolgreichen Verhandlungen mit den Alliierten sollte Smidt genau ein Vierteljahr später nach Bremen zurückreisen – mit dem erwähnten Pass für die Reise zum Wiener Kongress in der Tasche und höchst bequem in eben der Bremer Kutsche, die der verhasste französische Präfekt Arberg für seine Flucht aus Bremen nach Paris benutzt hatte:

»... habe endlich die grüne Chaise, die der Präfekt uns wegnahm, herausgepresst und denke mit dieser Trophäe im Triumph in Bremen einzufahren, damit ich doch nicht ohne Beute aus dem Feldzuge zurückkomme.«¹³

Die Erfahrungen des zurückliegenden halben Jahres, in dem Smidt von der Familie getrennt war, aber auch die Beobachtungen in den diplomatischen Gesellschaften und Salons in Paris werden ihn bewogen haben, nach Wien nicht alleine, sondern mit seiner Familie zu reisen. Die Anwesenheit der Familie war ihm nicht nur lieb, sondern auch nützlich, wie sich bald herausstellen

10 Zu den diplomatischen Aktivitäten vgl. von Bippen, Johann Smidt (wie Anm. 2).

11 Zitiert nach ebd., S. 118 f.

12 Ebd., S. 146, zum Itinerar und den diplomatischen Tätigkeiten vgl. ebd., S. 120 ff.

13 Ebd., S. 157.

sollte. Dass es im diplomatischen Umfeld durchaus nutzbringend sein konnte, zu Gesellschaften, Salons und Zirkeln nicht nur zugelassen zu werden, sondern solche auch selbst auszurichten, mag Smidt schon in Paris gemerkt haben. Da diese sich zumeist um einen privaten Haushalt bildeten, zu dem naturgemäß eine Hausherrin gehörte, war die Anwesenheit der eigenen Gattin durchaus sinnvoll. Schon in Briefen aus Paris bereitete Johann Smidt seine Frau behutsam auf die Rolle vor, die sie nicht im politischen, sondern im gesellschaftlich-privaten Umfeld seiner diplomatischen Mission in Wien spielen sollte:

»Abends, wenn wir zu Hause sind, ein kleiner Zirkel von gebildeten und interessanten Männern sich zu Thee bey dir versammelt, die dich als Frau vom Hause respectieren.«

Johanne Wilhelmine Smidt, geb. Rohde (1777–1848), sollte die in sie gesetzten Erwartung voll und ganz erfüllen. Aus ihren Briefen geht hervor, dass sie nicht nur die diplomatischen Würden, sondern auch alle anderen öffentlicher Ämter ihres Mannes stets auch als Auszeichnung für sich selbst empfand und sie im Rahmen ihrer Möglichkeiten aktiv unterstützte.¹⁴

So wird es ihr nicht schwergefallen sein, die Zustimmung zur Reise nach Wien zu geben, auch wenn dies mit Einschränkungen verbunden war, die ihr nicht leichtgefallen sind. Nur die drei ältesten Kinder – die sechzehnjährige Johanne und die beiden elf- und neunjährigen Söhne Hermann und Heinrich konnten die Reise mit den Eltern antreten, die beiden jüngsten Söhne Gustav und Johann verblieben in Bremen in der Obhut der Verwandtschaft. In Wien wurde wiederum ein weiteres Familienmitglied, die Tochter Wilhelmine im April 1815 geboren, daher vermerkt der Pass für die Rückreise vier Kinder.¹⁵

Die Reiseroute nach Wien nahm ab dem 24. August 1814 auf die privaten Interessen der Mitreisenden insofern Rücksicht, als man zunächst in Göttingen den aus Bremen stammenden Historiker Heeren besuchte und dessen Bibliothek besichtigte, sich in Kassel mit den Grimms traf (28. 8.), in Eisenach die Wartburg besichtigte und über Gotha nach Weimar reiste, wo man die Mutter von Smidts Sekretär Gildemeister, eine Schwester August Kotzebues, besuchte (30. 8.). In Jena (31. 8.) konnte Smidt in Erinnerungen an seine Studienjahre bei Fichte schwelgen, auch wenn er dort kaum noch Bekannte antraf. Über Schwarzburg, Saalfeld (2. 9.), Coburg (3. 9.), Erlangen und Nürnberg (4. 9.) ging es nach Regensburg (5. 9.), einer durchaus wichtigen Station, weil man ab hier auf die mühseligen Kutschfahrten verzichtete und sich am 6. September zur Weiterreise auf der Donau einschiffte. Per Schiff erfolgte über Linz (8. 9.) vier Tage später, am Abend des 10. September, die Ankunft in Wien.

Mit der Ankunft in Wien setzt mit den Worten »Abends 7 Uhr Ankunft in Wien« das minutiöse Tagebuch des Bremer Bevollmächtigten ein – allein dies belegt, dass er den Beginn »seiner« Mission als Zäsur begriff.¹⁶ In Wien traf die kleine Bremer Delegation zunächst der Preisschock in einer Stadt, in der

14 Wurthmann, Senatoren (wie Anm. 3), S. 398 ff.

15 Von Bippen, Johann Smidt (wie Anm. 2), S. 172; Wurthmann, ebd., S. 404 f.

16 StAB 7,20-135.

unter Gastwirten und Vermietern Goldgräberstimmung herrschte. Durch die Heerscharen wohlhabender und mächtiger Teilnehmer am Wiener Kongress war das Preisgefüge für Unterkünfte in der Altstadt – in der man wegen der Nähe zum Kongressgeschehen unbedingt wohnen wollte –, aber auch für Lebensmittel aus dem Gefüge geraten. Nach einer Woche im teuren Gasthaus bezogen die Smidts für 700 Gulden Monatsmiete eine möblierte Wohnung, in der ein bürgerlicher Hausstand mit einem Kabinett (Büro) eingerichtet wurde. Für weitere 500 Gulden im Monat überließ der Wirt dem Bremer Bevollmächtigten sogar seine Equipage. Dies war nicht nur für Bremer Verhältnisse ungeheuer teuer, doch durch den von Frau und Tochter besorgten Haushalt sparte man täglich bares Geld: Man lebe nun wesentlich billiger als der alleinstehende lübeckische Vertreter Hach, der auf das Essen in Restaurants angewiesen sei, meldet Smidt bald triumphierend nach Bremen.¹⁷ Doch versah die Tochter nicht nur die Küche, sie entwickelte auch auf dem Parkett des tanzenden Kongresses nützliche Aktivität. Bei politischen und literarischen Akteuren machte die Sechzehnjährige kosmopolitische Bekanntschaften und Erfahrungen, »Mine macht täglich neue Bekanntschaft mit Christen, Juden und Türken« seufzte der Vater, der aber nicht wenig stolz gewesen sein dürfte, als seine Mine als italienische Bäuerin verkleidet bei einer Redoute mittanzte, an der auch Zar Alexander und König Friedrich Wilhelm von Preußen teilnahmen.¹⁸ Dennoch erlag das Mädchen keineswegs der »Nichtigkeit dieses Flitterlebens« (so Smidt in einem Brief an seine Schwester), es litt im Gegenteil in Wien beständig unter Heimweh.

Ähnliches galt für die Mutter, die zunächst beim leibhaftigen Anblick der Monarchen der Großmächte noch um Fassung ringen musste:

»... aber wie die dreye, in der Mitte der Oesterreichische Kaiser ihm zur Rechten der König von Preußen und links der Russische Kaiser unterm Balkon vorüber ritten unterm Gedränge und Gejubil einer so zahlreichen Menge Menschen wie mein Auge noch nie gesehen hat, fühlte ich mich schwindlich werden. Fast ohnmächtig – Thränen still geweint des Entzückens, des Danks – lößten die Beklemmung.«

Doch fanden sich Gattin und Tochter recht gut ein in der Kongressstadt, so dass die Wirkung seiner weiblichen Begleitung auf den Bremer Bevollmächtigten eher positiv abstrahlte. Beide fänden, so meldet Smidt schon im September 1814 an die Verwandtschaft daheim »immer gute Freunde, die sie in den Prater, in die Comödie in Gesellschaft führen – sie kosten mich wenig und sind allenthalben gern gesehen«.¹⁹

Überhaupt scheint die Familie trotz Schwangerschaft und Niederkunft von Wilhelmine und einem Umzug in ein neues Quartier – das aber direkt neben der Hofburg lag und zugleich Lord Wellington beherbergte – mehr Gefallen an der Kongressstadt gefunden zu haben als der Bevollmächtigte selbst, der von der »höchst langweiligen Stadt« schreibt, dass er ihr »gar kein Interesse abgewinnen kann.«

17 Von Bippin, Johann Smidt (wie Anm. 2), S. 162.

18 Ebd., S. 163.

19 Wurthmann, Senatoren (wie Anm. 3), S. 400 f.

53

Polizey-Direction der freyen Hansestadt Bremen.



Nro. 124
des Registers.

Reise = Paß,
Gültig auf

Beschreibung:

1. Alter	Jahr.
2. Größe.	Fuß. Zoll.
3. Haare	
4. Stirn	
5. Augen	
6. Nase	
7. Mund	
8. Bart	
9. Kinn	
10. Gesicht	
11. Gesichtsfarbe	
12. Statur	

Besondere Kennzeichen:

Unterschrift
des Paß:

1814. Aug. 20.

Der Senat der freyen Hansestadt Bremen
ersucht alle Civil- und Militair-Behörden, Vorzeiger dieses

Johann Smidt

Stand *Juncker in der Stadt Bremen*
gebürtig aus *Bremen*
wohnhaft zu *Bremen*
welche sich
gehörig legitimirt und um einen Paß über
nach *Wien*
nachgesucht, auf dieser Reise-Route mit
Geldern, die er zu seinem Reise-Gebrauch
freu und ungehindert passiren und repassiren zu lassen, auch
nöthigenfalls alle Hülfe und Beystand zu leisten; indem er
sich zu ähnlichen Gegenleistungen erbietet.

So geschehen Bremen am *20*ten August
Eintausend Acht Hundert und *zwanzig*

J. D. Holtzmann

Abb. 2: Bremer Reisepass von Johann Smidt für die Anreise zum Wiener Kongress. Bremen, 20. August 1814. 20 x 32 cm. StAB 7,20-738.

Dies dürfte den Abschied zumindest für Johann Smidt erleichtert haben. Am 25. Juni 1815 war es so weit: Erweitert um die kleine Wilhelmine, die noch Anfang Juni getauft worden war und die Gesandten Hans Christoph von Gagern (Niederlande) und Johann Friedrich Hach (Lübeck) als Paten erhalten hatte, trat die Bremer Delegation die Rückreise an.

Die sechs Familienmitglieder Smidt wurden, wie der Pass vermerkt, »von einem weiblichen und einem männlichen Domestiken« begleitet. Die Frau wird Wilhelmine Smidt zur Hand gegangen sein, wohl nicht zuletzt wegen des Säuglings, den sie bei sich hatte. Hinter dem männlichen Domestiken verbirgt sich Smidts Sekretär Elard Meyer, Sohn eines Bremer Schneidermeisters.²⁰ Meyer ging Smidt als alleinige Hilfskraft zur Hand, was in der Endphase des Kongresses, weil Bürogehilfen in Wien rar waren, beide an den Rand der körperlichen Erschöpfung brachte. Als es Smidt gelang, das einzige Exemplar der Schlussakte zur Kopie zu bekommen, hatte er sich »nebst meinem Jäger und einem französischen Abschreiber, den ich in meinem Kabinett unter festem Verschluss halte, dergestalt permanent erklärt, daß zwei von uns beständig abgeschrieben haben und der dritte abwechselnd isst, trinkt, schläft und alle Mittel und Wege versucht, um der Aktenstücke habhaft zu werden.«²¹

Dass der Sekretär Meyer als »Jäger« angesprochen wurde, hat mit seiner offiziellen Deklaration als Begleiter zu tun. Auf den 1814 in Paris ausgestellten Pass hatte später der Bremer Senator Gondela vermerkt, es reise der Herr »Senator Smidt als Abgeordneter zum Congreße nach Wien auf welcher Reise derselbe von seiner Familie und einem Jäger begleitet wird«. Gleiches vermerkt der Bremer Reisepass von Johann Smidt (vgl. Abb. 2). In Ermangelung echter militärischer Begleitung wurde der Sekretär als Jäger deklariert, um der Bremer Delegation ein Minimum an förmlichem Rang zu geben.

Die Route der Rückreise, die nicht flussaufwärts die bequeme Passage über die Donau nehmen konnte, sollte zunächst nach München führen. Da der Kongress sich verlief und man sich erst zum 1. September in Frankfurt zur Eröffnung des Bundestages wiedersehen wollte, stand sie nicht so stark unter Termindruck wie der Hinweg.²² Daher reiste man gemächlicher – nämlich nicht Tag und Nacht – nach München. Wilhelmine Smidt begrüßte dies und schrieb erleichtert an die Verwandten: »Ihr glaubt nicht, wie anstrengend das ist. Der Smidt vergißt seinen Körper ganz, auf der Reise wie zu Haus treibt ihn sein Geist ...«.

Doch erholsam wird die Reise auch so nicht gewesen sein. Das Tagebuch Smidts vermerkt die Abreise aus Wien am Sonntag, dem 25. Juni 1815 (»Um 1 Uhr abgereist ... Abends kamen wir bis St. Pölten, wo wir schliefen.«). Noch nicht weit vor Wien ereilte die Reisenden durch einen Kurier, der offenbar in die Kongressstadt unterwegs war, eine Neuigkeit von welthistorischer Bedeutung, denn der Bremer Bevollmächtigte vermerkte lakonisch in seinem Tagebuch »die Nachricht, dass Wellington am 18ten Juni den Bonaparte geschlagen«.

20 Zu Meyer vgl. Bremische Biographie des 19. Jahrhunderts, Bremen 1912, S. 330.

21 Von Bippen, Johann Smidt (wie Anm. 2), S. 175 f.

22 Tatsächlich erfolgte die Eröffnung durch Entschluss von Hardenberg und Metternich erst ein Vierteljahr später. Vgl. ebd., S. 179.

Zweifellos wird dies die Laune der Reisenden gehoben haben, selbst wenn die ganze Tragweite der Schlacht von Waterloo noch nicht offenkundig gewesen sein sollte. Über Melk (26. Juni) ging es nach Lambach an der Traun, der ersten Station aus der der Pass ein behördliches *Vidi* vom 27. Juni trägt. Am 28. Juni folgen Vermerke aus Gmunden am Traunsee, aus Vöcklabruck und aus Unterregau. Am 29. Juni reiste man wieder durch Vöcklabruck (*»zur Reise nach Bremen«*) und dann über das Salzkammergut nach München, wie ein *»vidit«* von gleichen Tage vermerkt (*»auf der Durchreise nach München«*). Die Gebiete um die Seen des Salzkammerguts waren als bayerisch-österreichisches Grenzgebiet vom Kongress unmittelbar betroffen: Die Visa zeigen noch bayerische Stempel, doch war eines der Ergebnisse des Kongresses, dass die 1809 an Bayern abgetretenen Gebiete wieder nach Österreich zurückkehrten. Zudem behinderte hier wolkenbruchartiger Regen das Fortkommen. *»Viel Regen unterwegs«* heißt es am 29. Juni aus Neumarkt, wo nach dem Wechsel der Pferde *»der Postmeister uns selbst weiter fuhr nach Salzburg«*. Von dort führten in den folgenden Tagen bis zum 3. Juli Ausflüge in Orte der Umgebung wie Golling und Hallein. Am 4. Juli wurde Salzburg verlassen, am 5. Juli erfolgte gegen 8 Uhr am Abend die Ankunft in München, wo am folgenden Tag wiederum Besuche und Besichtigungen auf dem Programm standen. Von München ging es am 7. Juli lt. Vermerk der Polizeidirektion München *»über Augsburg nach Frankfurt«* weiter. Weiterhin quälte *»unterwegs beständig Regen«* die Reisenden, aber wenigstens war das Logis *»Die 3 Mohren«* ein *»sehr gutes Gasthaus«*. Schon am folgenden Tag reiste man von Augsburg *»nach Ulm«* weiter. Das württembergische Ulm verließ man wiederum am 9. Juli, um am 10. Juli nach Stuttgart zu kommen, von dem es über Ludwigsburg am 11. Juli bis nach Heidelberg weiterging, das am 12. erreicht wurde. Am Abend des folgenden 13. Juli war die Reisegesellschaft endlich in Frankfurt!²³ Hier erfolgte vom Mittwoch, dem 13., bis zum Donnerstag, dem 27. Juli, der einzige längere Aufenthalt auf der Reise von Wien nach Bremen. Doch untätig war man dort keineswegs. Im Gegenteil – in Frankfurt nahm Johann Smidt sogleich seine politischen Kontakte auf, und die Familie durfte sich einige Tage ausruhen. Der ruhelose Bremer Bevollmächtigte nutzte die Zeit zu einer weiteren mehrtägigen Reise vom 18. bis 24. Juli, deren Stationen sein Pass wiedergibt: Am 18. Juli hatte Smidt gegenüber dem Frankfurter Polizeiamt *»erklärt (...) in die Rheingegend ohne seine Familie reisen zu wollen«*. Über Mainz ging es mit der Wasserdiligence nach Koblenz und dann weiter nach Bonn und Köln, um politische Gespräche vor allem mit Personen zu führen, die als Meinungsmacher wichtig waren. Dies waren Wilhelm Görres, der Herausgeber des Rheinischen Merkur in Koblenz und der patriotische Dichter Ernst Moritz Arndt in Köln.²⁴ Arndt begleitete

23 Vom 12. bis 20. Juli erfolgten keine Einträge im Tagebuch, ein Einlegblatt belegt aber die Tätigkeit dieser Tage. StAB 7, 20-135, fol. 43.

24 Zu den Hintergründen dieser Begegnung vgl. Konrad Elmhäuser, *»Das Vaterland entrichte seine Schuld«* Bremer Feiern zum Gedächtnis der Völkerschlacht bei Leipzig, in: Feste und Bräuche in Bremen (Jahrbuch 1999/2000 der Wittheit zu Bremen), S. 85–107, hier S. 94 ff.

Smidt auf dem Rückweg zu Fuß bis Bonn, Görres von Koblenz bis Bad Ems. In Koblenz hatte Smidt am 22. Juli die Erlaubnis erhalten, »um über Ems, Wiesbaden und Schlangenbad nach Frankfurt zu reisen«. Der Weg lahnaufwärts war mit Bedacht gewählt, denn am 23. Juli erreichte er Nassau, wo er sogleich den Freiherrn von Stein aufsuchte und »aufs freundlichste« empfangen wurde. Am 24. Juli war er »mit den Resultaten dieser kleinen Exkursion sehr zufrieden« wieder in Frankfurt.

Nach wenigen Tagen ging es von dort auf die letzten Etappen der Reise. Mittlerweile bot die Rückseite des Passes keinerlei Freiraum mehr für Visa, so dass der Abgang in Frankfurt am 26. Juli sowohl von Polizeiamt als auch vom »k. k. oesterr(eichischen) Plazcommando z(u) Frankf(urt)« auf der Vorderseite vermerkt wurden. Am 27. mittags erfolgte die Abreise von Frankfurt, von dem man über Marburg an der Lahn (28. Juli) nach Kassel gelangte. Dort wurde am folgenden Tag – wie schon auf der Hinreise – die Familie Grimm besucht, am 30. Juli ging es über Göttingen und Northeim weiter nach Einbeck. Erst am 31. Juli gelangten die Reisenden nach Hannover, dies war die letzte Reiseetappe aus der ein Visa-Vermerk stammt, zudem der einzige, der sich bereits eines fortschrittlichen Stempels bediente, der nur auszufüllen war. Noch am Abend erfolgte die Weiterreise nach Nienburg, dem letzten Logis vor Bremen. Am nächsten Tag lag mit Verden eine letzte Etappe vor den Reisenden, noch am gleichen Tag ging es aber weiter nach Bremen, wo am Abend des 1. August 1815 das Tagebuch vermerkt:

»Abends gegen 10 Ankunft in Bremen«.

Fast ein Jahr nach der Abreise nach Wien war der Bremer Bevollmächtigte mitsamt Anhang damit wieder in seiner Heimatstadt. Allein auf dem Rückweg war man über fünf Wochen unterwegs gewesen, unterbrochen von wenigen »Ruhetagen«.

Der Familie verschaffte die Rückkehr nur eine kleine Atempause im heimischen Bremen. Schon im November 1814 bezog sie – nun aber vollzählig mit allen Kindern – eine Wohnung in Frankfurt am Main. Man traf dort auf viele Bekannte aus Wien, denn in der Frankfurter Bundesversammlung schlug fortan das politische Herz Deutschlands.

Die mittelalterlichen Burgen »Versfleth« und »Witteburg« – Entstehung, Niedergang und Lokalisierung

Von Hans Georg Trüper

Der im Mitteilungsblatt 2014 des Heimatvereins Farge-Rekum veröffentlichte Aufsatz des längst verstorbenen, hochverdienten Farge-Rekumer Lehrers Heinrich Garrn ist in Bezug auf die Bedeutung der Farger Straßennamen »Versflether Weg« und »Witteburg« für Bremen-Farge seit einiger Zeit überholt.¹ Die Argumente für eine Lage der genannten Burgen im Farger Bereich, im Gebiet des heutigen Elektrizitätswerks (»Kraftwerks«) Farge, also auf der östlichen Weserseite, sind erheblich erschüttert worden. Es existieren deutlichere Hinweise auf ihre Lage gegenüber dem heutigen Bremen-Vegesack im Bereich des heutigen Ortes Lemwerder auf der westlichen Weserseite.

Schon 1990 habe ich mit Heinz B. Maass einen Aufsatz veröffentlicht, in dem diese These vertreten wurde.² Maass hat dann 1993 diese Befunde noch einmal sehr viel ausführlicher in einer kleinen Monographie dargestellt,³ die leider bei Historikern und bei Heimatkundlern rechts der Weser nicht die Verbreitung gefunden hat, die sie verdient hätte. Eine lobenswerte Ausnahme ist der Heimatverein Farge-Rekum, der 2010 in seiner Broschüre⁴ über die Farger Steingutfabrik Witteburg die korrekte Lage der Wittenborg Erzbischof Gerhards II. und Versfleths angibt. Heinz B. Maass wird keine Neuauflage mehr herausgeben, da er vor einigen Jahren verstorben ist. Das ist ein weiterer Grund, seine Ergebnisse hinsichtlich einer vermeintlichen Lage der Burgen Versfleth und Witteburg in Farge erneut dar- und endgültig klarzustellen, zumal inzwischen wichtige Aspekte hinzugekommen sind.

- 1 Abkürzungen in den Anm.: BUB = Bremisches Urkundenbuch, OUB = Oldenburgisches Urkundenbuch, REB = Regesten der Erzbischöfe von Bremen. – Eckige Klammern: Erläuterungen des Autors.
- 2 Hans G. Trüper u. Heinz B. Maass, Eine Kommende des Johanniterordens an der Lesum? Ein Hinweis zur Lokalisierung Versfleths und der Wittenborg, in: Jahrbuch der Männer vom Morgenstern 68, 1990, S. 241–249.
- 3 Heinz B. Maass, Neues aus dem alten Stedingen, Kleine Stedinger Heimatbücherei, Lemwerder 1993. – Die darin enthaltenen Quellen- und Literaturangaben sind zwar vollständig, aber recht unorthodox dargestellt. Alle Aspekte dieses Buches zu kommentieren, wäre sehr platzgreifend, daher werde ich mich im Wesentlichen auf die Farge-Rekum angehenden konzentrieren. – Der Dipl.-Ingenieur Heinz B. Maass stammte aus Lemwerder und hat sich sein Leben lang und äußerst sorgfältig mit allen Aspekten der Stedinger Geschichte befasst.
- 4 Arend Wessels (Bearb.), Die Steingutfabrik Witteburg, hrsg. vom Heimatverein Farge-Rekum e.V (2010), S. 2.

Richtig dargestellt wurde die Lage dieser Burgen bzw. der zugehörigen Kapelle im 2012 erschienenen, allerdings stark schematisierend aufgebauten Niedersächsischen Klosterbuch,⁵ und dann – vermutlich ungewollt – gleich zweimal.⁶

In seinem Buch weist Maass schlüssig nach, dass 1) »Versfleth I«, die Burg der Grafen von Versfleth (ca. 1150–1196), 2) die »Wittenburg« (1220–1222), Zollburg des Bremer Erzbischofs Gerhard II. und 3) die Burg »Versfleth II« (1260–1261) des Bremer Erzbischofs Hildebold im Bereich der einstigen Lemwerder-Flussinsel gelegen haben. Man sollte deshalb auch die Möglichkeit nicht ausschließen, dass die ersten Ansiedlungen auf dem »Lemwerder« (d. h. der Flussinsel) pauschalisierend »Versfleth« genannt wurden. Ob die ersten urkundlichen Nennungen Lemwerders⁷ in den Jahren 1273 und 1285 die Insel als Ganzes oder den gleichnamigen, heute existierenden Ort meinten, ist unklar, so dass aus diesen Daten das Alter des Ortsnamens nicht als gesichert gelten kann.

Die Burg **Versfleth I** war vermutlich nicht mehr als eine Turmhügelburg (Motte) und lag auf der Nordseite der Lemwerder-Flussinsel an oder auf dem Ritzenbütteler Sand. Die Erbauer dieser Burg, die Grafen von Versfleth, starben bereits 1196 aus.⁸ Das nördlich der Burg liegende Dorf Versfleth, dessen Existenz durch Hufen und Zehnt belegt ist, war von der Burg durch einen Wasserzug getrennt, der offensichtlich das für Burg und Dorf namengebende Fleet, das »Versfleth« war. Diese Burg ist vollständig – wie das Dorf Versfleth selbst – bei Uferveränderungen der Weser nach 1280 untergegangen. Johann Gottlieb Visbeck⁹ wusste noch 1798, dass Versfleth, das er als Zwingburg gegen die Stedinger ansah, hier gelegen hatte. Er zählte in seinem Buch über die Niederweser und Osterstade die einstigen, etwa seit 1130 errichteten Burgen westlich der Niederweser auf, darunter: »Versflieth jetzo Barnefleth«! Damit meinte er Bardenfleth zwischen Warfleth und Lemwerder, was fast genau zutraf. Nach Maass¹⁰ war Ost-Bardenfleth, das Goens und Ramsauer¹¹

5 Josef Dolle (Hrsg.), Niedersächsisches Klosterbuch, Verzeichnis der Klöster, Stifte, Kommenden und Beginenhäuser in Niedersachsen und Bremen von den Anfängen bis 1810, 4 Bde., Bielefeld 2012.

6 (1) Egbert Koolmann und Matthias Nistal, unter dem Stichwort Lemwerder – Johanniter, in: Dolle (wie Anm. 5), Bd. 2, S. 917–918, worin die Burg Versfleth fälschlich als »oldenburgisch« bezeichnet wird; (2) Bernd Ulrich Hucker, unter dem Stichwort Versfleth – Johanniter, in: Dolle (wie Anm. 5), Bd. 3, S. 1465–1467. – In diesem Nachschlagewerk wird man allerdings kaum oder doch selten nach Burgen suchen!

7 Hans Heinrich Jarck (Bearb.), Urkundenbuch des Klosters Osterholz, Hildesheim 1982, Nr. 56; Hans Rüdiger Jarck (Bearb.), Urkundenbuch des Klosters Lilienthal, Stade 2002, Nr. 91 u. 92.

8 Bernd Ulrich Hucker, Das Problem von Herrschaft und Freiheit in den Landesgemeinden und Adelsherrschaften im Niederweserraum, Diss. Univ. Münster 1978, S. 76.

9 Johann Gottlieb Visbeck, Die Niederweser und Osterstade, Hannover 1798, S. 51.

10 Maass, Neues (wie Anm. 3), S. 36.

11 Hermann Goens u. Bertha Ramsauer, Stedingen beiderseits der Hunte in alter und neuer Zeit, in: Oldenburger Jahrbuch 28, 1924, S. 3–98.

auf dem Ritzenbütteler Sand suchten, Versfleth. Auf manchen Landkarten von Gerhard Mercator und seinen Nachfolgern im 16./17. Jahrhundert findet sich zwischen Lemwerder und Warfleth die Signatur einer alten, unbenannten Burgruine.

Die der Burg Versfleth I zuzuordnende Kapelle war St. Johannes (d. Täufer) geweiht und auf »dem Lemwerder« (d. h. der Lemwerder-Insel) selbst gelegen,¹² dort, wo später um 1260 auch ihre Nachfolgerin errichtet wurde, die als gotische Backsteinkapelle bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben ist, wenngleich ihr alter Name »Versflether Kapelle« und ihr altes Patrozinium, von dem man noch 1373 wusste,¹³ verloren gegangen sind. In dieser einst gräflichen Kapelle (die Grafen waren zu der Zeit bereits ausgestorben) waren zwei in der Schlacht bei Altenesch 1234 gefallene Edelherren begraben worden, und der Johanniterorden¹⁴ hatte die Pflege dieser St. Johanniskapelle übernommen. Sie wurde schlicht zur Lemwerderer »Kapelle am Deich«.

Es ist lange Zeit versucht worden, Versfleth mit Warfleth in Stedingen gleichzusetzen, was jedoch etymologisch unmöglich ist, da das Bestimmungswort »war« (mnd. n.) = (das) Wehr (Staustufe, Wassersperre zum Fischfang, Reuse) bedeutet.¹⁵ Man nahm an, dass möglicherweise eine Zwischenform »Varesflete« existierte. Der Oldenburger Archivar Wilhelm Leverkus¹⁶ war im 19. Jahrhundert wohl der erste, der hier Zweifel anmeldete, denn Warfleth liege mitten in Stedingen, dessen Einwohner als Ketzer gebrandmarkt und in der Schlacht bei Altenesch 1234 vernichtend geschlagen worden waren. In dieser Schlacht fielen unter anderen die beiden Edelherren Gerhard von Diest aus Brabant und Gerhard von Mühlport (fälschlich oft v. Malswarden) aus dem Rheinland,¹⁷ die – wie schon erwähnt – in der »Kapelle zu Versfleth« bestattet wurden. Warfleth habe derzeit somit auf ungeweihter Erde gelegen, so dass man dort sicher nicht die beiden hochrangigen Kreuzfahrer hätte beisetzen können. Eine Urkunde Papst Gregors IX. vom 28. November 1234¹⁸ stellte allerdings fest, dass in Stedingen die gefallenen Gläubigen neben den

12 Maas, Neues (wie Anm. 3), S. 36–37.

13 Trüper u. Maass, Kommende (wie Anm. 2), S. 246 f.

14 Trüper u. Maass, Kommende (wie Anm. 2), S. 241.

15 Wilhelm von Hodenberg, Hoyer Urkundenbuch Bd. 5, Nr. 5, Hannover 1855/56, S. 9; Hermann A. Schumacher, Die Stedinger, Bremen 1865, S. 70; Diedrich Rudolf Ehmck u. Wilhelm von Bippen, BUB 1, Bremen 1873, Nr. 309 u. 311; Wilhelm von Bippen, Geschichte der Stadt Bremen, Bd. 1, Bremen 1893, S. 152; Ludwig Deike, Die Entstehung der Grundherrschaft in den Hollerkolonien an der Niederweser, Bremen 1959, S. 30; Jarck, UB Osterholz (wie Anm. 5), S. 511, vermutet Versfleth im »Amt Berge, Kr. Wesermarsch« (wahrscheinlich Druckfehler für Berne) und setzt »siehe auch Warfleth« hinzu. Zu Warfleth vgl. auch Konrad Elmshäuser, Die Corveryer Weserfischerei bei Lüssum. Anmerkungen zu einem angeblichen Diplom Ludwigs des Frommen von 832, in: Brem.Jb. 86, 2007, S. 15–52.

16 StA Oldenburg, Wilhelm Leverkus, Copiaria nova (Hdschr.), Best. 296 (zu Kloster Rastede 1234).

17 Rolf Köhn, Die Teilnehmer an den Kreuzzügen gegen die Stedinger, Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte Bd. 53, 1981, S. 139–206.

18 Auszug bei Schumacher, Stedinger (wie Anm. 15), S. 121.

Ketzern in ungeweihter Erde lägen und deshalb die dortigen Kirchen und Friedhöfe neu zu weihen seien. Das ist sicherlich geschehen, insofern ist der Einwand des Oldenburger Archivars Leverkus von untergeordneter Bedeutung. Georg Sello¹⁹ war 1917 wohl der erste, der die Gleichsetzung von Versfleth mit Warfleth ablehnte und Versfleth nach Farge verlegte, um es mit der schon lange vorher gedanklich dorthin verlegten Wittenborch gleichzusetzen. Ihm folgte Rühning 1926, ohne Farge ausdrücklich zu nennen, fügte aber 1928 »südlich von Rekum« hinzu und setzte dann Versfleth mit der Wittenborg gleich.²⁰ Wulff bezeichnete Versfleth als »bei Rekum«, erwähnte aber die Wittenborg nicht.²¹

Zum Namen Versfleth existieren zwei verschiedene Deutungen. Während das mittelniederdeutsche Grundwort (dat) »Fleth« =. (das) Fleet eindeutig ist und ein fließendes Gewässer, ob natürlich oder künstlich, bezeichnet,²² ist die Bedeutung des Bestimmungsworts »Vers-« unterschiedlich gedeutet worden. Hucker²³ leitete den Namen 1978 von mittelniederdeutsch (dat) »vere« = (die) Fähre her und verwendete davon den Genitiv »veres«, um das Gesamtwort Versfleth als »das Fleet der Fähre« zu erklären. Jedoch ist eine Herleitung des Bestimmungsworts vom niederländischen Adjektiv »vers« = mittelniederdeutsch »versch« = »frisch« naheliegender. Demnach wäre »Versfleth« der Name für ein von niederländischen Kolonisatoren im 12. Jahrhundert neuangelegtes (»frisches«) Marschenfleet. Als Nebenformen treten »Versenfliet«²⁴ und »Wersflete«²⁵ auf.

Wenden wir uns nun der **Wittenborg** zu. Diese Burg existierte zwar nach der Bremer Chronik von Rinesberg, Schene und Hemeling (abgeschlossen ca. 1430) nur zwei Jahre (1220–22), die Chronik widmet ihr jedoch einen längeren Abschnitt.²⁶ Erzbischof Gerhard II. ließ die Zollburg 1220 erbauen und

19 Georg Sello, Die territoriale Entwicklung des Herzogtums Oldenburg, Oldenburg 1917, S. 44.

20 Gustav Rühning, OUB Bd. 2, Oldenburg 1926, Nr. 134; desgl. Bd. 4 (1928), Register.

21 Hinrich Wulff, Die Ritter von Aumund, Vegesack / Blumenthal 1930, S. 6.

22 In den Marschen besonders der Hauptwasserzug, in den alle Wetteringen, Gräben usw. zusammenfließen und der durch ein Siel durch den Deich führt.

23 Hucker, Problem (wie Anm. 8), S. 78.

24 1139: Otto Heinrich May, Regesten der Erzbischöfe von Bremen Bd. 1, Bremen 1937, Nr. 456; 1185 Versenflleyte ebd., Nr. 621; 1202 ebd., Nr. 696; 1261 Versfleth ebd., Nr. 1095; 1262 ebd., Nr. 1099; 1280 Vers(en)flete ebd., Nr. 1291.

25 Die Bremer Chronik von Rinesberch, Schene und Hemeling, Bearb. Hermann Meinert, in: Die Chroniken der deutschen Städte, Bd. 36, Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften (Hrsg.), Bremen 1968, S. 92 [die handschriftliche Chronik wurde ca. 1430 abgeschlossen]; ebenso bei Johann Martin Lappenberg, Geschichtsquellen des Erzstifts und der Stadt Bremen, Bremen 1841, S. 74; Christian Nicolaus Roller: Versuch einer Geschichte der Kaiserlichen und Reichsfreyen Stadt Bremen, 4 Bde., Bremen 1799–1803; Bippen, Geschichte, Bd. 1 (wie Anm. 13), S. 125–128, u. v. a. m.

26 Rinesberch, Chronik (wie Anm. 25), S. 75–77; Lappenberg, Geschichtsquellen (wie Anm. 25), S. 69–72; Hermann Strunck, Quellenbuch zur Geschichte des

von ihr aus quer über die Weser eine Pfahlreihe einrammen, die (sicher auf der Seite der Burg) nur eine Fahrrinne offenließ, welche mit einer starken Kette verschlossen wurde.

Da die Stadt Bremen mit ihrem Bier einen florierenden Handel vor allem mit Friesland trieb, das hauptsächlich Vieh, Butter, Käse und Eier lieferte, war Erzbischof Gerhard II. daran gelegen, durch den Weserzoll davon zu profitieren. Zugleich war er daran interessiert, die Rechte der Stadt einzugrenzen. Er hatte bereits längere Zeit mit ihr und den Friesen im Krieg (*orlog*) gelegen. Der Rat und die Kaufleute rüsteten nun in Bremen eine große Kogge aus, bemannten sie und segelten bei günstigem Wasserstand und Wind weserabwärts. Die Kogge zerbrach die Kette der Fahrrinne und die Mannschaft zog dann die Pfähle der Flusssperre von Bord aus einzeln heraus. 1222 kam es zu einem Friedensschluss, in dem die Bremer zusicherten, gegen Abriss der Wittenborg dem Erzbischof die neue Burg Langwedel gegen die welfischen Herzöge zu erbauen. Dies geschah, Langwedel wurde erbaut und anschließend die Wittenborg abgebrochen und deren Steine zur Pflasterung von Straßen in Bremen verwendet. Die Kette lag dann zur mahnenden Erinnerung lange in der Tresekammer (Schatzkammer) der Stadt. Maass schrieb,²⁷ dass die Wittenborg in größerer Nähe zur Fähr- und Zollstelle in Lemwerder errichtet worden sei, auf dem Grundstück, auf dem 1993 noch Reste einer alten Windmühle standen.

Man muss bedenken, dass die Bezeichnung »*dat witte Slot*« nur an einer Stelle in der besagten Chronik (abgeschlossen 210 Jahre nach 1220!) vorkommt, an allen anderen Stellen aber *Witte(n)borch* verwendet wird. Dort sind die Nennungen als Wittenborg häufiger als Witteborg. Die Einwohner Farges und Umgebung bevorzugten Witteborg. Auch die in Farge an der Rekumer Gemarkungsgrenze 1852 gegründete Steingutfabrik wurde voller Stolz auf die mittelalterliche, vermeintlich in Farge gelegene Burg Erzbischof Gerhards II. »Witteburg« genannt.

Der Name scheint somit auf den ersten Blick eine »weiße Burg« zu bezeichnen. Die Verbindung von »witt« mit »borg« zu Wittenborg kann allerdings auch bei Herleitung von »witt« = nass, Wasser, Sumpf, Moor (engl. *wet*, »Wetter«,) auch »Sumpfburg« bedeuten. Obwohl für eine Zollburg Weiß als Farbe deren Auffälligkeit erheblich erhöhen würde, wäre es nicht sinnvoll und ziemlich aufwendig, eine Burg weiß zu tünchen, etwa mit Kalkfarbe (»Witscherkalk«), denn diese wäre bei dem in Norddeutschland herrschenden Wetter bald wieder abgewaschen. Weiße Natursteine (z. B. Marmor, Kalkstein, Sandstein o. ä.) anzukaufen und aus großer Ferne heranzutransportieren, wäre zum Bau einer Zollfeste ebenfalls viel zu teuer. Der noch am nächsten gelegene Obernkirchener Sandstein wäre ohnehin nicht weiß, sondern eher grau. Es bleibt somit offen, wie man sich eine weißgefärbte mittelalterliche Burg in Norddeutschland vorzustellen hat. Dagegen hätte die Auslegung des Namens als »Sumpfburg« oder »Moorburg« eine höhere Wahrscheinlichkeit,

alten Erzstifts Bremen und Niedersachsens bis zum Ausgang des Mittelalters, Halle/Saale 1911, S. 82–84 (hochdeutsche Übersetzung).

27 Maass, Neues (wie Anm. 3), S. 42 ff.

zumal diese am Weserufer, vermutlich in feuchtem Gelände, gelegen hat. Als Baumaterial dürften, abgesehen von Holz, wohl überwiegend Granite, aus Findlingen (und evtl. Hünengräbern) gehauene Natursteine, gedient haben.

Der Bremer Chronist Renner²⁸, dessen Chronik um 1580 abgeschlossen war, wiederholte den Abschnitt über den Bau und Abriss der Wittenborg, setzte jedoch hinzu, diese habe **zwei Meilen weserabwärts von Bremen** gelegen. Für diese Entfernung kommen nur die Lemwerder-Insel oder das heutige Bremen-Vegesack in Frage. – Dies ist und bleibt das wichtigste Argument gegen eine Lage der Burg in Farge. Eine Meile betrug damals in Bremen und Oldenburg 7,4 km, zwei sind also rund 15 km. Farge liegt ca. 9 km weiter nördlich, d.h. die Wittenborg kann schon aus diesem Grunde nicht in Farge gelegen haben, hinzu kommt, dass ein Weserzoll in Farge oder Rekum in keiner Urkunde oder Chronik genannt wird. Die Wittenborg hat, wie Maass zu Recht vermutete, ebenfalls auf der Lemwerder-Insel gelegen, nicht in dem späteren Vegesack. Der Satz aus der Chronik von Rinesberg, Schene und Hemeling²⁹ »... van deme **Witten Slote**, dat nicht vere [fern] lach van Wersvlete« belegt dies. Der »Lemwerder Weserzoll« wird 1305 urkundlich (so) genannt, er ist also nach dem Fall der Wittenborg nicht erloschen. Bis 1305 haben ihn die erzbischöflichen (ursprünglich Versflether) Dienstmannen von Aumund (*Oumunde*) als Afterlehen von den Grafen von Hoya besessen, die ihn von den Grafen von Versfleth geerbt hatten. Oberster Lehnsherr war der Erzbischof, der im Friedensvertrag³⁰ von 1305 den Zoll (und die dortige Fähre) denen von Aumund entzog und an zwei Bremer Bürger übertrug. Schon 1269 hatten die Herren von Aumund den Bau einer Burg an der Weser (vermutlich im heutigen Vegesack) geplant,³¹ wurden aber von Erzbischof Hildebold, der dafür die Zustimmung der Stadt Bremen benötigte und nicht bekam, daran gehindert. – »Vegesack« wird erstmals 1453 erwähnt.³² Weil der Weserzoll derzeit auf der Aumunder Seite eingezo-gen wurde und das Zollhaus, das üblicherweise zugleich Wirtshaus war, an der Auemündung stand, wurde es vom Volk »Vegesack« genannt, woraus dann der Ortsname entstand.³³

Nachdem die Wittenborg ab 1222 von den Bremern abgebrochen und die Natursteine zur Pflasterung von Straßen in Bremen verwendet worden seien, erwähnt der Chronist Renner,³⁴ dass man 343 Jahre später, also 1565 (zu seinen

28 Johann Renner, *Chronica der Stadt Bremen* [Hdschr. 1583], Bearb. [Transskription] Liselotte Klink, Druck (2 Teile) Univ. Bremen 1995, Teil 1, S. 213–215.

29 Rinesberch, *Chronik* (wie Anm. 25), S. 92; Lappenberg, *Geschichtsquellen* (wie Anm. 25), S. 74. Renner, *Chronica* (wie Anm. 28), Teil 1, S. 235–236, setzt Warflete statt Wersvlete! – Bippen, *Geschichte*, Bd. 1 (wie Anm. 15), S. 152, erwähnt diesen Bau und seinen Abriss.

30 BUB II, 43.

31 BUB I, 339.

32 Friedrich Gläbe, *Die Unterweser*, Bremen 1963, S. 69.

33 Parallele: An der Bundesstraße 76 vor Plön existiert ein altes Zollhaus namens »Fegetasche«.

34 Renner, *Chronica* (wie Anm. 28), Teil 1, S. 215.

Lebzeiten, vielleicht war er Augenzeuge!), am einstigen Standort der Wittenborg noch einen alten Keller und ein Stück Fundament des Turmes, der am Ufer der Weser gestanden hatte – vermutlich von Wasser freigespült – gefunden habe, die noch nicht abgebrochen waren: »... wort to der Wittenborch noch ein old keller und stücke fundaments vom torne, so am oever stundt, upgegraven, welches noch nicht tobracken was, dar quemen grote stene aff, de worden na Bremen gefort und quemen to dem olden wege, de Hukelride genomt, als de stenwech dar gelecht wort.« Bei den »groten Stenen« handelte es sich kaum um Ziegelsteine, denn die Huckelriede (der alte Heerweg vor dem Bremer Buntentor bis zum Kattenturm in Richtung Oldenburg) wurde 1563/64 mit Natursteinen gepflastert; Straßenpflasterungen mit Ziegelsteinen kamen viel später auf, und dann meist mit Klinkern. Das damals abgerissene Turmfundament stand direkt am Ufer. Damit wird eine Lokalisierung der Wittenborg in Farge wiederum unwahrscheinlicher, denn dort bestand ein erheblicher Abstand zwischen dem Burghügel und dem Weserufer. In Farge wurden direkt am Ufer der Weser keinerlei Spuren irgendwelcher Befestigungsanlagen gefunden oder auch nur von einem Fund berichtet.

In der Rennerschen Chronik wird der Ort der Wittenborg noch zweimal³⁵ erwähnt, einmal zu 1539, als ostfriesische Raubschiffe des Häuptlings Balthasar von Esens in die Weser eingedrungen und von Bremer Kriegsschiffen »under der Wittenborch« aufgebracht worden waren; und zum andern zu 1576, wo festgehalten wurde, wem die neu entstehenden Wesersande zugehören sollten: »Wat sick under der Wittenborch togeworpen, dewile [solange, während] datsulve des rades lande neger, dan der graven [als dem der Grafen von Oldenburg] is, so schall de rath datsulve hebben.« Aus diesen beiden Erwähnungen lässt sich allerdings nicht auf die Lage der Wittenborg schließen.

Doch bevor detaillierter auf den vermeintlichen Zusammenhang Wittenborg-Farge eingegangen wird, ist hier noch die Burg **Versfleth II** zu besprechen. Erzbischof Hildebold war es, der 1260/61, fast 100 Jahre nach dem Aussterben der Versflether Grafen, deren Burgruine, »de kranke veste Wersvlete« erneut befestigen ließ. Die Chronik von Rinesberg, Schene und Hemeling³⁶ bemerkt treffend dazu [ins Hochdeutsche übertragen]: »Dass dieser Herr [Erzbischof Hildebold] keine Lehre nahm von dem großen Krieg, den Bischof Gerhard mit der Stadt wegen des Witten Sloten hatte, das nicht fern lag von Wersvlete – und damals waren noch keine 40 Jahre vergangen – und sich dazu raten ließ, zu beginnen, die »kranke Veste Wersvlete« wieder zu befestigen, gegen die Stadt zu bauen, diese solange von da aus zu bekriegen, dass er sich zuletzt wohl mit der Stadt vertragen musste. Aber die wollte keineswegs Frieden oder Sühne, wenn er nicht zuerst ein Ende [des Kriegs] mit den Friesen machte, mit denen die Stadt zu der Zeit verbündet war. Also fand er letztlich ein Ende [des Kriegs] mit den Friesen, wie oben geschrieben. Da söhnte sich der Rat mit ihm auf freundliche Weise aus, so dass die Stadt Wersflete erhielt wie einst davor die »Wittenborch«. Eine erstaunliche Parallele zur Geschichte der Wittenborg also!

35 Renner, Chronica (wie Anm. 28), Teil 2, S. 142 und S. 377.

36 Rinesberch, Chronik, (wie Anm. 25), S. 89 u. S. 92.

Hildebold erbaute Versfleth II jedoch nicht exakt auf dem Ruinenplatz der Wittenborg, sondern, so Maass,³⁷ in der Nähe der Ruine von Versfleth I zwischen Barschlüte und Depenfleth an der Nordostecke der »hohen Borgstücke«. Dort haben später Depenflether Bauern Ziegelsteinreste aufgepflügt. Am 20. Dezember 1261 urkundete Erzbischof Hildebold »*in castro nostro in Versflete*«³⁸. 1262 wurde auch diese Burg auf Verlangen der Stadt Bremen abgerissen. Der Friedensvertrag zwischen dem Erzbischof und der Stadt³⁹ führt als Zeugen u. a. die in Stedingen sesshaften Ministerialen Ernst von Hørspe und Albero von Lienen auf, nicht etwa solche, die in der Farger Umgebung ihren Sitz hatten – ein weiterer Hinweis!

Als äußerst gewichtiges Argument für die Lage Versfleths und der Wittenborg auf der einstigen Lemwerder-Flussinsel wird im Folgenden noch einmal die Geschichte der St. Johannes-Kapelle und ihres Altarlehens beleuchtet, wenngleich diese kompliziert erscheinen mag. Diese Kapelle ist als »Kapelle zu Versfleth« 1234, also nach der Zerstörung der Burgen Versfleth I und Wittenborg, als Begräbnisstätte der beiden als Kreuzfahrer gefallenen Edelherrn aus Brabant und dem Rheinland genannt. Eine Ruhestätte dieser hochgestellten Personen in der erhaltenen Kapelle einer einstigen Dynastenburg war offenbar angemessen.⁴⁰ Die zweite Erwähnung dieser Kapelle stammt aus dem Zeitraum 1289–1299 als »Kapelle des Hl. Johannes nahe (*iuxta*) der Lesum«, die sich zu dieser Zeit in Händen der Johanniterordens (Prokurator / Komtur Helmerich) befand.⁴¹ Alle anderen Kirchen und Kapellen beiderseits der Lesum konnten mit stichhaltigen Gründen ausgeschlossen werden, so dass nur diese, gegenüber der Lesummündung auf der Lemwerder-Insel liegende Kapelle gemeint sein konnte. Der Zeitpunkt dieser Nennung liegt aber sogar nach der Zerstörung der zweiten Burg Versfleth. Vermutlich hat diese Kapelle den Verfall von Versfleth I überlebt und, da man Gotteshäuser im Mittelalter nicht ohne Weiteres abbrechen konnte, ist sie danach der Wittenborg als Kapelle zugeordnet gewesen, dann möglicherweise einer Katastrophe (Sturmflut oder Brand) zum Opfer gefallen, aber von Erzbischof Hildebold wohl im Zusammenwirken mit dem Johanniterorden in Lemwerder am Deich neu errichtet worden, als dieser Versfleth II 1260 erbauen ließ. Diese Kirche / Kapelle steht noch heute in Lemwerder am Deich.⁴² 1893 hat Halen⁴³ den alten *Johannesweg* beschrieben, der von Edenbüttel nach Lemwerder führte. Dieser Weg, der heute Stedinger Straße heißt, ist vermutlich der alte Kirchweg zur Kapelle gewesen.

37 Maass, Neues (wie Anm. 3), S. 45.

38 REB I, 1095; (= BUB I, 309; OUB II, 134).

39 1262 August 14 (BUB I, 311).

40 Köhn, Teilnehmer (wie Anm. 17).

41 Roger Wilmanns u. Heinrich Finke (Bearb.), Westfälisches Urkundenbuch, Bd. 4, Münster 1874–1894, Nr. 2594. Ausführliche Darstellung: Trüper und Maass, Kommende (wie Anm. 2).

42 Maass, Neues (wie Anm. 3), S. 49 ff.

43 Lüder Halenbeck, 50 Ausflüge in die Umgegend von Bremen, Bremen 1893, S. 198–199.

1353 wird eine Kapelle der nicht mehr existierenden Burg »Wytenborch« in einer Urkunde Graf Johanns IV. von Oldenburg⁴⁴ genannt; diese sei vor Zeiten von seinen Vorfahren (vermutlich den Versflether Grafen) dort mit folgenden Lehen ausgestattet worden: ein Viertelland in Mansfleth [später von der Weser weggerissen], ein Kamp in Elsfleth sowie ein Kamp und der Zehnt in Versfleth. Graf Johann übertrug nunmehr diese Güter dem Altar des Hl. Johannes (des Täufers) in der Lambertikirche zu Oldenburg. Die fünf Tage später erfolgte Zustimmung des Bremer Domdekans Moritz (Graf von Oldenburg!)⁴⁵ und des Domkapitels weist die genannten Güter und die empfangende Kirche als der Bremer Diözese zugehörig aus und begründet die Übertragung damit, dass beide – Kapelle und Burg Wittenborg – seit langem total zerstört seien (*que castra et capella iam dudum penitus destructe fuerunt et erute*). Diesen Altar hatte Graf Johann IV. in der Oldenburger Kirche gestiftet. Zwanzig Jahre später, 1373, war erneut von diesem Altar die Rede, nämlich in einer Urkunde des Generaloffizials⁴⁶ der Bremer Kirche, Boydekin Bulle, in der er (in Befolgung des in der Urkunde inserierten Briefs des päpstlichen Oberpönitentiars Kardinal Stephan zu Avignon vom 3. Juli 1372) dem Priester Johannes Halle das besagte Altarlehen übertrug (... *beneficium altaris sancti Johannis baptiste de capella in Versflethe auctoritate ordinaria in ecclesiam in Oldenborgh translatum*). Johannes Halle⁴⁷ hatte zuvor dem Kardinal Stephan mitgeteilt, dass einst (*olim*) der Inhaber (*rector*) der Kapelle oder (*seu*) des Altarlehens zu Versfleth in der Diözese Bremen in den Benediktiner-Möchsorden eingetreten sei und der Inhaber der Kirchengewalt (*collator*) ihm das Lehen übertragen habe gegen Zahlung von zehn Goldgulden an den vorherigen Inhaber sowie für die Einkünfte eines Jahres. Da er aber in Jahresfrist nur vier Gulden habe zahlen können, habe er die »Kapelle« (so wörtlich) freiwillig dem *collator* zurückgegeben. Dieser habe nun ihm die Kapelle erneut übertragen und sich aus ihren Einkünften versorgt (*et de ea sibi providit*). Deswegen habe er sich an den Papst gewandt. Von Seiten der päpstlichen Kurie wurde festgesetzt, dass Johann Halle das Lehngut in die Hände des Erzbischofs (bzw. des Inhabers der Kirchengewalt) zu resignieren (übergeben) habe, der dann unter Befolgung des kanonischen Rechts ihn damit wiederbelehnen könne. So wurde 1373 verfahren. Johann Halle wurde danach der erste Dekan des neugegründeten Kollegiatsstifts an der Lambertikirche zu Oldenburg, das 1377 von Erzbischof Albert von

44 OUB IV, 919.

45 OUB IV, 920.

46 OUB IV, 930.

47 Zum Geistlichen Johannes Halle: Vermutlich derselbe war 1370 in Bremen als Scholar wegen Beleidigung des Propstes von Bücken inhaftiert (BUB III, 381). Im selben Jahr ist er als Domchor- und Dormitoriumsmglied am Bremer Dom (Vikar?) unter den Genossen des Knappen Johann von Zesterfleth genannt, über die wegen Beraubung der Diener des Propstes von Hadeln und Wursten das Interdikt verhängt worden war (BUB III, 595). Seine Beschreibung in Hans Hanken, Das Kollegiatsstift zu Oldenburg, seine Kirchlehn, seine Geistlichen, seine Güter, Oldenburg 1959, S. 32, ist daher lückenhaft. Zudem ist er nicht, wie Hanken schreibt, schon 1353 erwähnt!

Bremen⁴⁸ bestätigt wurde. Diese Bestätigung legte unter anderem fest, dass auch das Altarlehen *sancti Johannis baptiste* der Stiftung einverleibt wurde. Die Urkunden von 1353 und 1373 erwecken zusammengesehen den Anschein, dass die Burgen Wittenborg und Versfleth identisch waren, möglicherweise war es aber die Kapelle. In kluger Zusammenarbeit (man ist versucht, zu sagen »Vetternwirtschaft«) haben die Oldenburger Grafen einfach die lange zurückliegende Zerstörung beider Burgen zum Vorwand genommen und, als der Domdekan Moritz von 1350 bis 1360 die Jurisdiktion im Erzstift ausübte, unter Mißachtung der existierenden Hildeboldtschen Versflether Kapelle (die vermutlich mittlerweile Lemwerderer Kirche hieß) und im Zusammenwirken mit dem offenbar nicht ganz unbescholtenen Johann Halle, das Altarlehen auf die Lamberti-Stiftskirche übertragen. Mag die hier verkürzt wiedergegebene Geschichte der St. Johannis-Kapelle auch kompliziert sein, eines belegt sie, dass Versfleth und die Wittenborg in geringer Entfernung voneinander auf der Lemwerder-Insel und nicht in Farge gelegen haben.

Wie aber ist es zu der weitverbreiteten und sich hartnäckig haltenden,⁴⁹ aber falschen Annahme gekommen, dass die Wittenborg Erzbischof Gerhards II. und die beiden Versflether Burgen im Bereich Farges gelegen haben?

Der Ortsname »Farge« lautete anfangs niederdeutsch »*tom Farch*« (masculinum), was »zum Fährmann« bedeuten könnte,⁵⁰ entsprechend der älteren hochdeutschen Bezeichnung »der Ferge«. Eine Herleitung etwa von »Furche« = niederdeutsch For (geschrieben auch Far, gesprochen Får) kommt etymologisch wegen der ursprünglich männlichen Form *tom Farch* kaum in Frage. Der Ortsname Farge wird erstmalig in der Neuzeit, nämlich 1586, schriftlich erwähnt,⁵¹ was natürlich nicht ausschließt, dass der Name schon vorher mündlich gebraucht wurde. Der am Nordrand Vegesacks liegende Ort Fähr, benannt nach der dortigen Fähre und seit 1599⁵² erwähnt, hieß zuvor Vlasdal⁵³. Er enthält im Gegensatz zu »Farge« die Fähre selbst im Namen. Erstmalig auf einer Landkarte findet man Farge – sofern dieses überhaupt gemeint ist – 1602 bei Dilich, Tafel 8, versteckt etwas nördlich von *Blumenthal* unter dem Namen »*de Fache*« (Abb. 1). Der Genauigkeit und Vollständigkeit dieser Karte darf man leider kein allzu großes Vertrauen schenken, da darin viele Orte gar nicht enthalten oder falsch platziert sind.

48 OUB IV, 940.

49 H. Rütger, Eingegangene Ortschaften und alte Burgstätten, in: Friedrich Plettke (Hrsg.), Heimatkunde des Regierungsbezirks Stade, Bd. 1, Allgemeine Landes- und Volkskunde, Bremen 1909, S. 232; Gläbe, Unterweser (wie Anm. 32), S. 57; Friedrich Kühlken, Zwischen Niederweser und Niederelbe, 2. Aufl., Bremen/Osterholz-Scharmbeck 1965, S. 155.

50 Eine »Farger« Fähre ist seit 1635 nachzuweisen (Mitt. d. Heimatvereins Farge-Rekum).

51 StA Stade, Rep. 74, Hagen, Nr. 723, Bl. 5–24; desgl. StAB 2-Z.3.C.: Der Ort hatte zu dieser Zeit nur drei Feuerstellen (Borchert Oltmann, Hilmar Frese, Johann Potker). Man konnte also damals noch nicht mit Recht von einem Dorf sprechen.

52 Gläbe, Unterweser (wie Anm. 32), S. 77.

53 Kühlken, Niederweser (wie Anm. 49), S. 142, schreibt ohne Quellenangabe »seit 1305 erwähnt«.



Abb. 1: Karte des Amts Blumenthal aus der Chronik des Wilhelm Dilich 1603/04. (Foto: StAB)

An mittelalterlich-archäologischen Befunden hätte Farge heute lediglich die Reste einer Turmhügelburg (Motte) zu bieten, wenn diese nicht bei der Anlage des erweiterten Kraftwerkparkplatzes um 1980 verfüllt bzw. eingeebnet worden wären. Der Bremer Historiker Dr. Curt Allmers hat 1971 den Bremer Landesarchäologen Dr. Karl Heinz Brandt auf die Farger Ruine (die er »Witteburg« nannte) aufmerksam gemacht, letzterer hat sie besichtigt und geantwortet:⁵⁴ »Nach Lage der Dinge ist dieses Bodendenkmal nicht mehr zu retten, und selbst eine Grabung würde nur noch geringe Erfolge bringen können. Dennoch habe ich ins Auge gefaßt, die noch zugänglichen Teile der Anlage vermessen zu lassen und vielleicht einen Grabungsschnitt hindurchzulegen. Ich erwarte hierzu die Hilfe des Farger Kraftwerks«. Da beim Landesarchäologen weder Vermessungs- noch Grabungsbericht existieren – außer einer damals gültigen Katasterkarte mit handschriftlicher Eintragung der Motte, sind offensichtlich keinerlei derartigen Aktivitäten erfolgt! Der heutige Landesarchäologe Dr. Dieter Bishop hat mir freundlicherweise die relevanten Teile der dort archivierten Akte zur Verfügung gestellt. Aus dieser geht ferner hervor, dass 1985 und erneut 1987 auch Heinz B. Maass diesbezügliche Anfragen an den Bremer Landesarchäologen gerichtet hat und beide Male ähnlich beschieden wurde. Wörtlich antwortete Dr. Brandt 1985:⁵⁵ »Ich habe

54 Datum 17.3.1971.

55 Datum 28.1.1985.

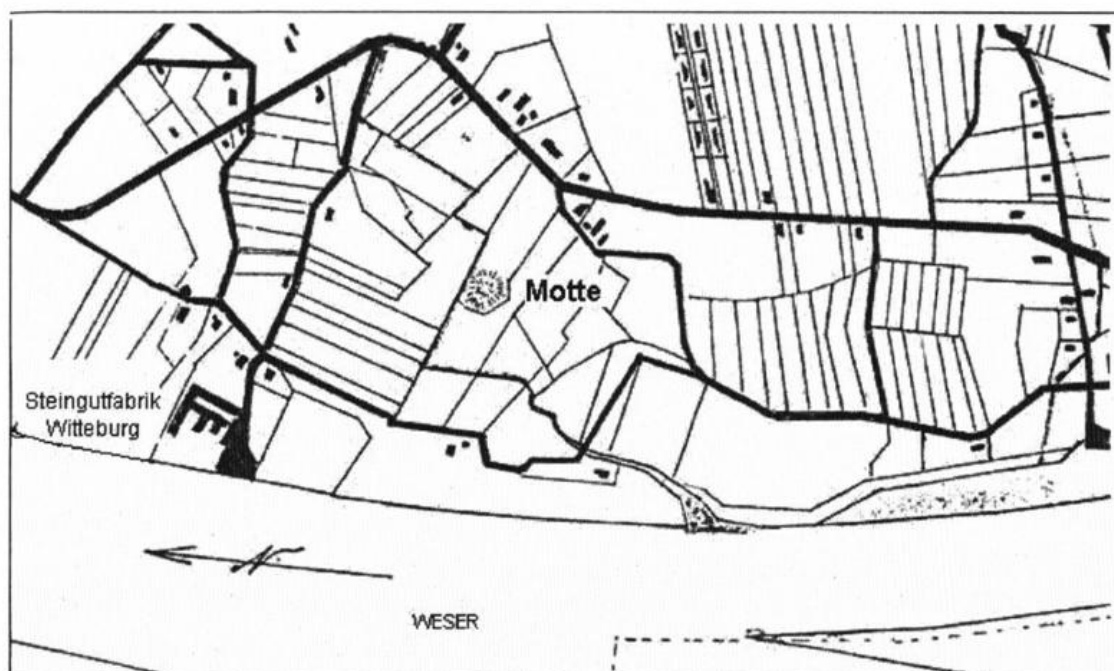


Abb. 2: Lageplan der Motte um 1860/70. (Quelle: Archiv des Heimatvereins Farge-Rekum e.V., nachträgliche Beschriftung H. G. Trüper)

derzeit die Stelle der Witteburg⁵⁶ wegen eines drohenden Bauvorhabens lediglich vermessen lassen. Eine eingehendere Untersuchung der jämmerlichen Reste durch Ausgrabungen war mir nicht möglich. Es sind daher weder Angaben zur Anlage selbst noch zu deren Datierung möglich. Die Katasterkarte der betreffenden Akte zeigt nicht mehr als der Lageplan von ca. 1860/70 (Abb. 2). Eine exakte Vermessung ist nicht belegbar.

Diese offizielle Nichtbeachtung der Farger Motte und ihre Einstufung als unbedeutend war bereits die zweite, denn fast 100 Jahre vorher, am 28. Januar 1886, stand in der in Blumenthal gedruckten »Norddeutschen Volkszeitung« die kurze Anmerkung: *Farge. Jedermann kennt wohl die Geschichte, wonach in alten Zeiten hier ein Raubschloß [gemeint ist wohl Zollburg], genannt die Witteburg, gestanden haben soll. Es wurde in der Weide des Herrn C. Dettmer der Ort vermuthet, auf welchem die feste Burg seiner Zeit gethront haben mag. Diese Vermuthungen gewinnen jetzt an Wahrscheinlichkeit, da in der letzten Zeit durch Herrn Dettmer, der den betr. Hügel bei Kleinem abfahren will, Fragmente collossaler Ziegeln und alterthümlichen Dachpfannen ausgegraben wurden, die man wohl als Reste der Feste betrachten darf. Hoffentlich bemächtigt sich ein Alterthumsforscher der Sache.* – Wer immer der Autor dieses Kurzartikels war, seine zum Schluss geäußerte Hoffnung ging bisher nicht in Erfüllung. Die durch den damaligen Eigentümer Dettmer gemachten Funde von Ziegeln im großen Klosterformat sowie vermutlich »Mönch-und-

⁵⁶ Zeitentsprechend ging er auch von der Lage der Wittenborg Erzbischof Gerhards II. in Farge aus.

[illegible]

37

Wir hätten keinerlei genauere Kenntnis über die Ausmaße der Motte, hätte nicht 1964 – noch vor seinem Geschichtsstudium – Bernd Ulrich Hucker (später Geschichtspräsident an der Universität Vechta) diese vermessen und aufgezeichnet. Es ist als besonderer Glücksfall zu werten, dass diese Skizze erhalten geblieben ist (Abb. 3). Das Gleiche gilt für zwei Photographien vom Standort der Motte, die das Archiv des Heimatvereins Farge-Rekum bewahrt: Eine wurde anlässlich eines Hochwassers 1947 gemacht (Abb. 4) und eine zweite kurz vor 1980 zur Zeit der Verfüllung und Einebnung des Bodendenkmals. Aus der Huckerschen Skizze und den Photos ergibt sich, dass bis zur Einebnung um 1980 ein 4 m hoher Burghügel innerhalb eines fast quadratischen (Außenmaße: ca. 50 x 50 m), an den Ecken abgerundeten Hauptwalls (1 m hoch) existierte, der von einem Graben umgeben war. Außerhalb des Grabens waren weitere Wallreste zu finden. Davor lag nach Süden eine Art Vorburg, die ebenfalls von zwei Wällen umgeben war. Natürlich waren die Wallanlagen, solange sie noch intakt waren, um Einiges höher; die Jahrhunderte seit ihrer Zerstörung, die lange Nutzung als Weideland und die vermutlich teilweise Abfahmung durch den Eigentümer C. Dettmer seit 1886 werden ihnen allerdings erheblich geschadet haben.

Die genaue Lage des Hügels war überdies allgemein bekannt und ist sogar auf einigen Karten verzeichnet. Man – sicher nicht der Bremer Chronist Johann Renner – sah ihn ab ca. 1595 als Ruine der »Wittenborch« an. So z. B. Peter von Kobbe 1824 in seiner Landesbeschreibung.⁵⁷ Der ostfriesische Kartograph Johannes Florianus hatte 1595 auf einer prächtigen farbigen Karte von Ostfriesland (*Frisia Orientalis*) ganz am rechten Rande östlich der Weser, südöstlich von »Nienkerke« eine Burg mit Türmen (!) abgebildet und »Wittenborch« benannt. Die noch ältere Karte des Erzbistums Bremen (*Episcopatus Bremensis*) von Gerhard Mercator ca. 1580 enthält diese Burg nicht. Die schon erwähnte relativ ungenaue Karte W. Dilichs von 1602 zeigt neben dem Schriftzug »Wittenborch« links vier kleine Gebäude, darunter eine Burg ruine, einen deutlichen Geestabhang zur Weser und rechts unter besagtem Schriftzug zwei Häuser, die man mit Hucker⁵⁸ auch als Ringwall deuten könnte. Ferner ist ein kurzer Wasserlauf dargestellt (keineswegs ein typisches Marschen-Fleet), der zugedeicht worden war. Es wird sich um den Bach handeln, der früher »Heideflut« genannt wurde. Diesen Deich erwähnt Michael Ehrhardt in seiner soeben erschienenen hervorragenden Geschichte der Unterweserdeiche an keiner Stelle.⁵⁹ Vielmehr schreibt er auf Seite 633 seines Buches: »Bereits 1801 wurde die herrschaftliche Weide bei Farge mit einem 2000 Fuß [579 m] langen Sommerdeich von etwa 3 Fuß [87 cm] Höhe, vier Fuß [1,16 m] Kappenbreite und 10 Fuß [2,9 m] Grundbreite gesichert«. Da im alten Farge keine andere Lokalität für einen Sommerdeich in Frage kommt, kann es sich hierbei nur um einen Vorgänger des heutigen Deiches handeln,

57 Peter von Kobbe, Geschichte und Landesbeschreibung der Herzogthümer Bremen und Verden 1, Göttingen 1824, S. 75–76.

58 Hucker, Problem (wie Anm. 8), S. 78.

59 Michael Ehrhardt, »Des Landes Ufer zu schützen«. Zur Geschichte der Deiche an der Unterweser, Stade 2015.



Abb. 4: Die Motte zu Farge 1947 nach einem Hochwasser. (Foto: Heimatverein Farge-Rekum, Archiv)

durch den ein Deichschart die Bundesstraße 74 (Wilhelshavener Straße) die heutige Schwerlastfähre Farge-Berne erreichen lässt.⁶⁰

Die »Wittenborg« ist also in den alten Karten sehr variabel, man könnte annehmen, unsicher dargestellt.⁶¹ Aufschlussreich ist die Karte von Johann Conrad Musculus⁶² von 1624, in der der Name »Wittenborg« oder »Wittenberg« (nicht eindeutig lesbar) in den Weserlauf vor den Geestabhang (am heutigen Buschplatz) geschrieben ist, wohingegen die übrigen Karten, die sie erwähnen, sie zwar in Wesernähe, aber nie unmittelbar an ihr lokalisieren.⁶³

60 Zwischen dem früheren Fährhaus Meyer-Farge (heutigem Hotel Fährhaus Farge) und dem Kraftwerksgelände.

61 Vermutlich wurde damals weniger neuvermessen, dafür aber mehr voneinander »abgekupfert«, im wahrsten Sinne, denn bei den älteren Karten handelte es sich meistens um Kupferstiche.

62 StA Oldenburg, Best. 298; Maass, Neues (s. Anm. 3) hat mit Bedacht den Weserabschnitt dieser Karte von Rekum bis Lemwerder als Titelblatt seines o. a. Buches gewählt.

63 Florianus, *Frisia Orientalis*, 1595; Wilhelm Dilich, *Urbis Brema et praefectura quas habet, typus et chronicon*, Tafel 8, Kassel 1602 (dem Bremer Senat eingereichter Probedruck), Kassel 1604; StA Oldenburg, Best. 298, Nr. 822 (Pergamentkarte, ca. 1648); Mattheus Seutter, *Nova et accurata Descriptio Ducatus Bremae et Ferdiae*, Augsburg 1742, hat »Wittenberg«!; Schumacher, Stedinger (wie Anm. 15), S. 250. Gar nicht erwähnen die Wittenborch Gerhard Mercator, *Episcopatus Bremensis cum Adiacentibus*, 1647 (auch als: Gerhard Mercator, *Westfalia cum Diocesi Bremensi*, ca. 1580), und Joannes Janßonius, *Ducatus olim Episcopatus Bremensis et ostiorum Albis et Visurgis fluviorum novissima Descriptio*, ca. 1730/40.

Der Bremer Heimatatlas von 1958 (2. Aufl.) bezeichnet den Hügel östlich des Elektrizitätswerks noch euphorisch als »Witteborgsberg«. Selbst Ehrhardt (Anm. 64) bringt 2015 die Position der Witteburg zwischen Rekum und Farge, allerdings in einer geomorphologischen Karte der rechtsseitigen Unterwesermarsch um 1800.

Am Südrande der Gemarkung Rekum, etwa dort, wo sich jetzt das Gebäude des vormaligen Farger Rathauses und die Sportanlage befinden, existierte jedoch einst ein Einzelhof (Katstelle) mit dem Namen »Witte(n)berg« oder manchmal auch Wittenborg, der in amtlichen Registern,⁶⁵ die das Kirchspiel oder einstige Gericht Neuenkirchen betreffen, gelegentlich mit diesem Namen auftaucht und 1762 auch im Lagerbuch der Herzogtümer Bremen und Verden⁶⁶ als »Wittenberg« genannt ist. Während Erich von Lehe (Zustand des Erzstifts bzw. Herzogtums Bremen um 1550 und 1752) und Diedrich von Stade⁶⁷ (1684) Wittenborg/-berg nicht erwähnen, beschreibt Georg von Roth (1717) die Orte des Gerichts Neuenkirchen so:⁶⁸ *1. Neukirchen, das Kirchdorff, 2. Stelle, der adeliche Hoff, 3. Vorm Bruch, darzu gehöret der Meyerhoff Zum Stellerbruch, item die Gösper Mühle, 4. Rekum, darzu gehöret Wittenberg, woselbst vor Zeiten eine feste Burg gewesen, jetzo aber wohnt allhier ein Fährmann, welcher Leute und Güter über die Weser führet, 5. Rahde*. Es ist klar, dass hier nicht ein Farger Fährmann gemeint sein konnte, denn dieses gehörte nicht zum Gericht Neuenkirchen, sondern zum Amt Blumenthal.

64 Ehrhardt, Des Landes Ufer (wie Anm. 59), S. 24.

65 1710, Meiergefälle Amt Osterholz (Schwedenzeit) unter Rekum: Johann Kieling zur Wittenburg (StA Stade, Rep 5 a, Nr. 3, S. 77–80); 1713 Meiergefälle unter Rekum: Johann Kieling zur Wittenburg, ist auch Fährmann (StA Stade, Rep. 5 a, F. 443 a, Nr. 5, Bl. 5–10); 1716 Meiergefälle (Osterholz), derselbe (StA Stade, dito, Nr. 3, Bl. 650–653; 1796 zahlt ein anderer Johann Kieling zur Wittenbug Wein-kauf, 1811 tauscht Johann Kieling zur Wittenburg Land (StA Stade, Rep 74, Blumenthal Nr. 2350–2352, u. desgl. Fach 134, Nr. 4–11. – Die Rekumer Weser-Fähre, die schon im Mittelalter erwähnt ist, legte Unterm Berg beim Wittenberg an. Sie ist nicht mit der Farger Fähre identisch (StA Stade, Rep. 74, Fach 81, Nr. 1 Fährangelegenheiten).

66 Otto Johann Heinrich von Bonn, Lagerbuch der Herzogthümer Bremen und Verden 1764 (hrsg. von K. E. H. Krause), in: Archiv des Vereins für Geschichte und Alterthumer der Herzogthümer Bremen und Verden und des Landes Hadeln zu Stade 7, 1880, S. 1–74.

67 Erich von Lehe, Topographie der Ämter und Gerichte auf der Geest und in den Marschen des Erzstifts (Herzogtums) Bremen um 1550 und 1752, in: Jahrbuch der Männer vom Morgenstern 56, 1976, S. 11–64; Dietrich von Stade, Beschreibung der beiden Herzogthümer Bremen und Verden aus glaubwürdigen Documentis ... 1684, in: K. E. H. Krause (Hrsg.), Archiv des Vereins für Geschichte und Alterthumer der Herzogthümer Bremen und Verden und des Landes Hadeln zu Stade 6, 1877, S. 12–72.

68 Georg von Roth, Geographische Beschreibung der beiden Herzogthümer Bremen und Verden, hrsg. v. K. E. H. Krause (Hrsg.), in: Archiv des Vereins für Geschichte und Alterthumer der Herzogthümer Bremen und Verden und des Landes Hadeln zu Stade 6, (1877), S. 73–297.

1695 berichtete H. Mahlstedt in seinen chronikalischen Aufzeichnungen des Bremer Krameramts über den damaligen besonders kalten Winter:⁶⁹ ... *auch so stark gefroren in January, February biß den 6 Mertz, da hat sich daß Eiß von der Weser gemacht alhir bey Bremen, über den 7 Mertz hat es noch hinunder gestanden, also dass sie noch seindt von Elßflet nach der Wittenborch über Eiß über die Weser gegangen.* Ohne Zweifel hat Mahlstedt die »Wittenborch« in Farge-Rekum gemeint, da man zu Fuß von Elsfleth über die Weser gehen konnte, möglicherweise auch den weithin sichtbaren Geestabhäng »Wittenberg«! Auch Schomburg (im geschichtlichen Ortsverzeichnis des Landes Bremen 1964) führt diesen Einzelhof Wittenberg auf und beruft sich dabei auf Ubbelohde (1823).⁷⁰ Man könnte also mit Roth vermuten, dass sich auf diesem, nach Westen bis an den Geestabhäng an der Weser reichenden Grundstück einst die Wittenborg befunden hätte. Das absolute Fehlen jeglicher archäologischer Beweise macht jedoch diese Annahme nichtig. Eine Höhenburg hätte hier eher felsigen und keinen Sandboden vorausgesetzt, eine Gräftenburg Wasser, was auf der hohen Geest selten vorkommt, so ist auch schon der Gedanke an eine Burg an dieser Stelle zu verwerfen.

Im Mittelalter kam den Flüssen als Verkehrswegen eine weitaus größere Bedeutung zu als den Landstraßen. Für die vor der späten Neuzeit auf der Weser verkehrenden Schiffe war die etwas südlich des Dorfkerns von Rekum bis zum Weserufer vorspringende Kante der hohen Geest (zumindest für den nach Bremen gerichteten Schiffsverkehr) eine wichtige Landmarke – eine Landmarke, wie man sie von dieser Qualität (und Höhe) auf der westlichen Seite der Unterweser vergeblich sucht, und die für die von See kommenden Schiffe – abgesehen von Kirchtürmen, die meist in größerer Entfernung vom Fluss lagen – die erste höhere Landmarke direkt am Fluss überhaupt war. Diese Geestabbruchkante hinter dem heutigen Buschplatz bestand aus hellem »weißen« Sand, daher ihre Bezeichnung als »Wittenbarch«, die dann auf den dort liegenden Einzelhof überging.

Ein Parallellfall ist der Ortsname »Blankenese« (mnd. blank = weiß, nese = Nase, Vorsprung) an der Niederelbe, der ebenfalls einen Vorsprung der hohen Geest kennzeichnet, welcher als Landmarke für die Elbschiffahrt von wichtiger Bedeutung war, ebenfalls ein Fährort (nach Cranz im Alten Land) war und später ein Ortsteil Hamburgs wurde.

Die sprachliche Unklarheit zwischen »Wittenberg« und »Wittenborg« kommt hinzu. In der niederdeutschen Sprache ist die Umwandlung von Ortsnamen mit dem Bestimmungswort »-barg« (= Berg) in solche auf »-borg« (= Burg) ein oft zu beobachtendes Sprachphänomen. Viele Ortsbezeichnungen, die ursprünglich auf -berg endeten, wurden so zu Burgnamen, obwohl an

69 StAB 2-ad S.8. u.1. a., Nr. 7 (Aufzeichnungen des Hinrich Mahlstedt), Teil 3, Blatt 49 (Für den Hinweis auf diese Akte danke ich Herrn Ulrich Lamm, Bremen).

70 Dietrich Schomburg, Geschichtliches Ortsverzeichnis des Landes Bremen, Hildesheim 1964, darin: Wittenberg: S. 6, Versfleth: S. 64, Witteburg: S. 72; W. Ubbelohde, Statistisches Repertorium über das Königreich Hannover, Hannover 1823, S. 25.

diesen Orten nie Burgen existiert hatten.⁷¹ Wir können mit Sicherheit sagen, dass die »Wittenborg« nicht auf dem »Wittenberg« gestanden hat. Wegen seiner Einzellage wird der Hof Wittenberg ursprünglich ein Vorwerk derer von Reken gewesen sein. Vermutlich ist mit dem Namen *Rekerhorne*, der um 1400 auf der Oldenburger Weserseite gebräuchlich war, der Wittenberg bei Reken gemeint gewesen.⁷² Auch die heutige Straße »Unterm Berg« verdankt ihren Namen letztlich dem Wittenberg. Der Name Wittenberg hat jedoch im Laufe der Zeit – neben der lange herrschenden Unsicherheit über die genaue Lage Versfleths – im Volksglauben die Vorstellung aufkommen lassen, die unweit etwas südlicher gelegene Burgruine sei die nur von 1220–22 existierende und dann abgebrochene sagenhafte Wittenborg gewesen. Diese Vorstellung wurde dann auch noch, da Versfleth und Wittenborg nahe beieinander gelegen hatten, auf Versfleth erweitert.

Gegen Farge als Lokalisation der Wittenborg und Versfleths spricht ferner, dass dort keine aus dem Mittelalter stammende St. Johannes-Kirche, -Kapelle oder auch nur die Spur einer solchen gefunden wurde, weder archäologisch noch in der Überlieferung. Auch ist dort niemals von Ländereien oder Zehnten in diesem Zusammenhang die Rede. Eine Kirche verschwand aber auch im Mittelalter nicht spurlos.

Unter den historischen Notizen des Neuenkirchener Pastors Heinrich Eduard Dreyer⁷³ (1862–1882) findet sich eine über den Bau des »Deiches bei der Witteburg« durch die Einwohner des Kirchspiels Neuenkirchen im Jahre 1640, wobei unklar bleibt, ob hier die Ruine oder der Einzelhof gemeint ist. Vermutlich handelte es sich um den Sommerdeich, der in Reken vom Wittenberg ausgehend nach Norden bis an den regulären Rekumer Deich verlief, denn aus der Karte von Dilich (Abb. 1) geht hervor, dass vor der Ruine in Farge bereits (vor) 1602 ein (Sommer-) Deich verlief, in Reken »Unterm Berg« jedoch noch kein Deich lag. Die sehr genaue Karte des preußischen Generalmajors Carl Ludwig Le Coq⁷⁴ von 1805 zeigt Neuenkirchen, »Reckum« mit

71 Zum Beispiel »Schützenburg« in Neuenkirchen-Vorbruch, der Einzelhof »Luchtenburg« im Gericht Neuenkirchen, ferner Ortsnamen wie Leuchtenburg bei Lesum, Falkenburg südl. Bederkesa, Falkenburg bei Krempel u. a. m.

72 Rekerhorne ist erwähnt ca. 1408 (BUB IV, 383; OUB II, 585), vgl. ähnlich auch Harrierhorne bei Harrien.

73 Kirchen-Archiv Neuenkirchen, Notizen Pastor H. E. Dreyer (Auszug aus Kohlmann, Urkundliche Mitteilungen, S. 321): 1640 August 2: Durch einen Vergleich zwischen dem Rat zu Bremen und den Einwohnern des Kirchspiels Neuenkirchen wird deren Verpflichtung zur »Steinfahrt« beendet. Die Einwohner des Kirchspiels hatten vorzeiten eine gewisse Quantität Kieselsteine aus der Heide zu brechen und nach Fähr oder Vegesack bringen müssen. Dann haben sie stattdessen einen Deich bei der Wittenborg bauen müssen. Als sie diesen in der Folgezeit nicht unterhalten haben, ist ihnen erneut die Steinfahrt anbefohlen worden. Nunmehr haben sie sich zu der Unterhaltung des Deiches verpflichtet und werden von der »Steinfahrt« befreit. Die Verwendung der Kieselsteine ist nicht erwähnt. Vermutlich dienten sie zur Befestigung der Fährzuwegungen.

74 Carl Ludwig Le Coq: Topographische Karte von Westphalen, 22 Blatt, 1805. Hier: »Karte des größten Theil vom Herzogthum Oldenburg, eines Theils vom Fürstenthum Ostfriesland und vom Herzogthum Bremen«.

dem Einzelhof Wittenberg und – etwas kleiner – »Varge«, alle an der richtigen Stelle, dagegen keine Wittenborg- (oder gar Versfleth-) Ruine. Eine Karte des Amts Blumenthal und Gerichts Neuenkirchen von ca. 1750–1800 lässt die Vermutung zu, dass mit der auf ihr gezeigten Wittenburg der Einzelhof Wittenberg gemeint war.⁷⁵ Eine Volkszählung von 1811 ergab für den Einzelhof Wittenberg/Wittenburg zehn Einwohner, für Farge 195 und Rekum 484. Es ist bemerkenswert, dass der besagte Einzelhof gesondert erwähnt ist.

Wem aber ist die Ruine der bei Farge unzweifelhaft bis um 1980 vorhanden gewesen Motte zuzuschreiben, wenn Wittenborg und Versfleth nicht in Frage kommen? Die nächstgesessenen Niederadelsfamilien, die spätestens im 14. Jahrhundert aus der Ministerialität hervorgegangen sind, waren – von Nord nach Süd – die Herren von Stelle, von Schwanewede, von Reken und von Aumund (*Oumunde*). Da die von Aumund mit Blumenthal und Schönebeck feste Häuser (Burgen, *slote*) besaßen, kommen sie nicht in Frage. Auch die von Stelle besaßen einst eine Motte auf dem Rader Sand, danach eine Gräftenburg in Vorbruch, und für die von Schwanewede ist eine Burg mit mehreren Gräben und Wällen belegt. Für die von Reken wird in Bremen-Nord allgemein angenommen, dass sie ihren Sitz inmitten des Dorfes Rekum am Ende der heutigen Straße »Rekumer Wurt«, wo einst der Bischoffsche Hof (alte Hausnummer: Rekum 11) lag, gehabt hätten. Da der mittelalterliche landsässige Adel, um angreifende Gegner erkennen zu können und für die Verteidigung freies Schussfeld zu haben, seine befestigten Hauptsitze nie mitten in ein Dorf baute, sondern stets in einigem Abstand dazu (Stelle, Schwanewede, Garlstedt und Meyenburg sind deutliche Beispiele dafür⁷⁶), ist es nicht wahrscheinlich, dass dieser Hof immer der Wohnsitz der von Reken gewesen ist. Er dürfte ihr Vorwerk und zeitweilig auch ihr Wohnsitz gewesen sein, weist aber, wie sich bei den dortigen umfangreichen Neubauten um 1980 herausstellte, keinerlei Reste von Befestigungen auf. Der befestigte Sitz der Herren von Reken kann also nur die Motte im späteren Farge gewesen sein.⁷⁷ Da die von Reken zu den Burgmannen der großen Burg Blumenthal gehörten, die ihre Verwandten, die Herren von Aumund erbaut hatten, und sie dort sicher ihrer Pflicht zur Burghut turnusgemäß nachzukommen hatten, war der Weg nach Blumenthal von ihrer Turmhügelburg aus ohnehin kürzer als vom Zentrum des Dorfes Rekum.

75 StA Stade, Kartenabteilung Karte Neu Nr. 10444. – Ehrhardt, Des Landes Ufer (wie Anm. 59), S. 607.

76 Zu Stelle (Motte auf dem Rader Sand): Heinz A. Pieken, Die Osterstader Marsch, Diss. Univ. Bremen 1990, S. 24–26; zu Schwanewede: Hans Wohltmann, Schwanewede, in: Stader Jahrbuch 1967, S. 96; zu Garlstedt: Hans Georg Trüper, Die Knappen- und Junkerfamilie von Gerlstedt, in: Stader Jahrbuch 2014, S. 35–47.

77 Dies hatte ich bereits 1988 H. A. Pieken mitgeteilt (Pieken, Osterstader Marsch (wie Anm. 76), S. 25, Anm. 79) und 2000 erneut begründet (Hans Georg Trüper, Ritter und Knappen zwischen Weser und Elbe, in: Schriftenreihe des Landschaftsverbandes der ehemaligen Herzogtümer Bremen und Verden, hrsg. von Bernd Kappelhoff und Hans-Eckhard Dannenberg, Bd. 12, Stade 2000, S. 575, Anm. 603.

Die Motte wurde vermutlich ursprünglich als palisadenbewehrtes und mit Gräben umgebenes Erdwerk (Wälle) mit einem zentralen, alles überragenden Turm errichtet. Im 13. Jahrhundert dürften Bauelemente aus großformatigen Ziegelsteinen und Ziegeldächer hinzugekommen sein. Es ist kaum zu erwarten, dass dort in Zukunft noch interessante und platzierbare Funde gemacht werden können, da der Ruinenplatz durch die Einebnung so stark archäologisch gestört sein dürfte, dass kein Fund korrekt seinem ursprünglichen Ort zugewiesen werden kann. Mit hoher Wahrscheinlichkeit ist dieser Adelssitz der von Reken im Winter 1304/5 von der Truppen der Stadt Bremen zerstört worden. Diese Fehde hatte folgende Vorgeschichte.⁷⁸ Wegen rowdyhafter Untaten ihrer halbwüchsigen Jugend, die sich bis zum Totschlag an dem Bremer Ratsherrn Arnd von Gröpelingen steigerten, hatte der Bremer Rat 1304 eine größere Zahl Ratsfamilien aus der Stadt verbannt. Diese hatten sich mit einem Teil der landsässigen Dienstmannen des Erzstifts verbündet, um die Stadt Bremen zu bekriegen. Bremen kam ihnen jedoch im Winter 1304/05 zuvor und eroberte in einem Blitzfeldzug die Burgen Blumenthal, Hagen an der Aller (*Wunnenhagen*, heute Hagen-Grinden) und Helle (in Oberneuland) sowie 14 ungenannte Ministerialensitze bzw. Burgen vor allem nördlich der Lesum. Eine große Zahl von Rittern und Knappen geriet in bremische Gefangenschaft, an die sechzig wurden getötet. Renner⁷⁹ schreibt in seiner Bremer Chronik dazu: *De Bremers togen uth unnd wunnen den Blomendal, Wimmenhagen* [verschrieben für Wunnenhagen], *und darto wol 14 slote aver der Lesmen und up disse sith, mit bliden* [Wurfgeschützen], *brande und storme* [Erstürmung], *reten se nedder thor erden und wonnen den stichtgenoten* [Stiftsgenossen, Ritterschaft] *ohre guth* [ihr Gut, gemeint ist vermutlich das bewegliche Gut und das Vieh] *af. Item slogen* [erschlugen sie] *tho ener tidt wol sostich gerusteder ruiters* [Reiter] *und vordreven de andern ut dem felde, dar de rath grote spende af gift tho ewigen tiden* [von dem erbeuteten Gut machte der Rat eine große Spende oder Schenkung [an die Kirche zu ewigen Zeiten] ...«. In der prächtigen großen Urkunde,⁸⁰ mit der Erzbischof Giselbert am 2. April 1305 den Frieden zwischen der Stadt und den von ihr besiegten landsässigen Ministerialen stiftete, ist auch der Knappe Borchard von Reken als einer der Gefangenen genannt, die der Stadt Urfehde (Frieden) schwören mussten. Daraus kann man schließen, dass auch die Turmhügelburg der von Reken zerstört wurde. Die Familie hat jedenfalls danach keinen befestigten Sitz mehr gehabt oder wiedererbaut. Sie lebte auf größeren, mehr oder weniger befestigten Bauernhöfen in Rekum, Stellerbruch und im Morriem, bis sie östlich der Weser vor 1443 ausstarb.⁸¹ Die verbleibende Oldenburger Linie der von Reken starb mit Junker Anton von Reken auf Gut Loy 1631 aus.⁸²

78 Rinesberch, Chronik (wie Anm. 25), S. 112 ff.; ausführlich bei Trüper, Ritter (wie Anm. 77), S. 539–545 und S. 602–603.

79 Renner, Chronica (wie Anm. 26), Teil 1, S. 264–267.

80 BUB II, 43; Abbildung bei Trüper, Ritter (wie Anm. 77), S. 542.

81 Hans Georg Trüper, eigene Forschungen, unveröffentlicht.

82 Heinrich Munderloh: Die Bauernschaft Loy und ihre Adelssitze, Oldenburg 1988, S. 45–50.

Um zum Schluss noch einmal auf den Eingangssatz zurückzukommen: Es ist als erwiesen anzusehen, dass weder die Witte(n)burg noch Versfleth etwas mit Farge zu tun hatten oder gar dort lagen. Man sollte nunmehr die Farger Straßennamen korrekt erläutern. Die von 1852 bis 1951 existierende Steingut- und Porzellanfabrik »Witteburg« war es, die Farge durch ihre hervorragenden Produkte bekannt gemacht hat, nicht Erzbischof Gerhards II. vermeintlich dort gelegene Zollfeste!⁸³

83 Ich danke Herrn Prof. Dr. Hucker, Univ. Vechta, für die freundliche Überlassung seiner Handskizze, der Bremer Landesarchäologie, Dr. Dieter Bishop, für die Einsicht in ihre Akten zur Motte Farge und dem Heimatverein Farge-Rekum e. V., besonders den Herren Gerhard Scharnhorst und Arend Wessels, für die zur Verfügung gestellten Photographien und Karten-Photokopien.

Sorgen eines Bremer Shetlandfahrers: Das Testament des Cordt Folkers von 1543

Von Adolf E. Hofmeister

Von Cordt Folkers wüsste man nichts, wenn er nicht 1543 ein Testament hinterlassen hätte, ein Testament, das doppelt überliefert ist: einmal durch seinen Eintrag in das Bremer Testamentenbuch,¹ das seit 1500 Abschriften von nach dem Tode des Testators beim Rat eingereichten Testamenten enthält, und zum andern, was in Bremen viel seltener ist, im (allerdings beschädigten) Original.² Besonderes Interesse erweckt das Testament durch den Anlass zu seiner Errichtung. Cordt Folkers wollte nach Hitland segeln – so nannte man damals in Bremen die Shetland-Inseln – und vorher die Verteilung seines Erbes ordnen für den Fall, dass er nicht zurückkäme. Er schrieb: »offte sake wurde, nachdeme wy alle starfflick syn, dodes halven uppe desser reyse nableve, dat de Almechtige na synem willen vriste und schicke, wo dat em behage«,³ d. h. die Reise ist riskant; ob ich zurückkehre, liegt in Gottes Hand.

Wie es sich gehörte, stiftete er zunächst aus seinem Nachlass eine Bremer Mark zugunsten der Stadtmauer und acht Grote (eine viertel Mark) für die Unterhaltung der Huckelriede,⁴ der Straße zum Kattenturm. Danach erfährt man einiges über seine Familienverhältnisse. Er war nicht verheiratet, hatte aber einen Sohn, einen *Bastert Sone*, der seinen Familiennamen trug: Johan Folkers. Diesem vermachte er, falls er nicht zurückkäme, 100 Bremer Mark, da er »nenen groten trost van syner moder en hefft«, also von seiner Mutter

1 StAB (= Staatsarchiv Bremen), 2-Qq.4.c.3.b.2.a., unter Nr. 214. Die Testamente des ältesten Testamentenbuchs (1500–1569) sind erschlossen durch ein Verzeichnis von Ernst Schütze (Bibliothek der »Maus« im StAB, VIII k 66 a). Das dort angegebene Datum 7.5.1543 ist zu berichtigen zu 22.4.1543.

2 StAB, 1-Y 1543 April 22 (ex April 17). Vgl. den Text im Anhang 1, S. 55 f., und die Abbildung 1, S. 49.

3 Die Zitate sind dem Text im Anhang entnommen.

4 Artikel 18 der Kundigen Rolle von 1489: *Item nemandt unsser borgere, borger-schen edder inwonere scholen na dessem daghe testamente setten, de na erem dode scholen byndich wesen unde macht hebben, yd en sy denn dat unsser stadt mure unde de Hukelryde darynne begavet sy ...* Vgl. Karl August Eckhardt, Die mittelalterlichen Rechtsquellen der Stadt Bremen (Veröff. StAB 5), Bremen 1931, S. 275; Die Kundige Rolle von 1489, bearb. v. Jens Ulrich Büttner, Konrad Elms-häuser u. Adolf E. Hofmeister, Bremen 2014, S. 14 f. – Die Abgabe an die Stadt-mauer aus Nachlässen ist bereits um 1400 aus dem Ratsdenkelbuch zu belegen, vgl. Karolin Bubke, Die Bremer Stadtmauer (Veröff. StAB 68), Bremen 2007, S. 191 ff.

kaum etwas zu erwarten hatte. Johan Folkers war noch jung.⁵ Er lebte bei seiner Mutter Immeke Fortmans, die später auch Engel, »*dessulvesten jungen Johans moder*«, genannt wird. Dieser Immeke vertraute er die 100 Mark an, aber erst einmal nur vorläufig. Käme er von der Reise zurück, sollte sie ihm das Geld zurückgeben. Käme er aber nicht zurück und stürbe auch Johan vor seiner Rückkehr, sollten von den 100 Mark 50 Mark seine (Cordts) beiden Schwestern Katrin und Emeke erhalten, 25 Mark Johans Mutter und 25 Mark *Barberen*, die Tochter von Hinrick Brummerlo. In welchem Verhältnis Cordt zu dieser Barbara stand, bleibt offen, jedenfalls sollte sie ebenso viel erben wie Immeke, Johans Mutter. Cordts Schwestern aber wurden bevorzugt: Sie sollten außer der ziemlich vagen Aussicht auf den Anteil aus dem Erbe, das Johan zugedacht war, auf jeden Fall die weiteren 100 Mark, bestehend aus Gold (gemeint sind wohl Gulden) und Talern, erhalten, die Cordt Folkers in seinem Kontor im Haus des Cordt Slepe in einem Leinenbeutel verwahrte. Würde eine von ihnen vor seiner Rückkehr sterben, sollte die andere die ganze Summe bekommen.

Damit lässt sich Cordt Folkers in Bremen näher verorten. Ein Haus oder eine Bude besaß er in Bremen nicht, jedenfalls taucht sein Name im Schossregister von 1539⁶ und im Lassungsbuch⁷ über Haus- und Grundstückskäufe nicht auf. Dafür erfahren wir nun aus dem Testament, dass er ein Kontor besaß, von dem aus er sein Geschäft betreiben konnte, und zwar in Cordt Slepes Haus, dessen Lage aus dem Schossregister zu ermitteln ist. Es lag im Ansgarii-Kirchspiel in der Knochenhauerstraße gen Süden.⁸ Über Cordt Slepe lässt sich ermitteln, dass er 1528 das Bürgerrecht erwarb⁹ und 1540–1556 für andere Neubürger bürgte.¹⁰ Das Haus in der Knochenhauerstraße hatte er 1533 gekauft.¹¹ 1539 wurde es für den Schoss, also die Vermögenssteuer, mit 600 Mark bewertet. Außerdem gab er 200 Mark Vermögen in bar

5 Wenn man ihn mit dem Kaufmann Hans Volker(s) identifiziert, der 1546 Akzise für Käse und Butter zahlte (Akziseregister StAB, 2-R.2.A.o.2.b.4., S. 64 und 85), muss er allerdings schon bald nach Cordt Folkers Tod geschäftsfähig geworden sein.

6 Der Schoss wurde vom Rat in unregelmäßigen Abständen als Vermögenssteuer aus den Kirchspielen erhoben. Aus der Zeit um 1540 liegen Schossregister der Kirchspiele St. Ansgarii (1539 und 1540), St. Stephani (1539) und Unser Lieben Frauen (1540?) vor, für St. Martini erst ab 1546. Vgl. Chang Soo Park, Rat und Bürgerschaft in Bremen – Soziale und wirtschaftliche Verhältnisse zur Zeit der »Hardenbergischen« Unruhen, Brem.Jb. 85, 2006, S. 15–41, hier S. 23. Die Schossregister sind durch Verzeichnisse von Ernst Schütze, Bibliothek der »Maus« im StAB, VIII k 83 c, erschlossen.

7 Das Lassungsbuch verzeichnet seit 1434 Käufe und Verkäufe von Immobilien in Bremen. Der erste Band (StAB, 2-P.2.n.3.d.2.a.) reicht bis 1558.

8 Das Haus von Cort Slepe erscheint in den Schossregistern des Kirchspiels St. Ansgarii von 1539, 1540, 1547 und 1551, vgl. das Verzeichnis von Ernst Schütze (wie Anm. 6).

9 Abschrift des verschollenen Bürgerbuchs von 1519–1599, StAB, 2-ad P.8.A.19.a. 3.b., S. 13.

10 Ebd., S. 63, 70, 96.

11 Lassungsbuch (wie Anm. 7), S. 440 a.

an,¹² so dass er nach der siebenfach gestaffelten Vermögensabstufung von Park in Bremen zur 3. Gruppe, den »Gutvermögenden« mit »oberem Mittelvermögen« zu zählen wäre.¹³ Cordt Folkers hatte sein Kontor und vielleicht auch einen Wohnraum offenbar von ihm gemietet.

Mit den 200 Mark war aber Folkers Vermögen noch nicht erschöpft: Er besaß noch weiteres Geld und Handfesten, also Urkunden über Renteneinkünfte, in einem »eske« (Dose oder Schachtel) in seinem Kontor und außerdem noch Vermögen in Schiffen und Waren auf See (*yn schepen unde gude tho der Se*), wie aus den Papieren darüber hervorgehe und aus seinem Geschäftsbuch, dem *Rekenßbock*, in dem steht, was andere ihm schuldig sind und er den anderen. Diese Vermögenswerte und Forderungen vermacht er den Kindern seines offenbar verstorbenen Bruders Hinrick Folkers und seinen Schwestern zu gleichen Teilen. Er verfügte also über ein Vermögen, das zusammen mit den bezifferten 200 Mark gut 250 oder gar 300 Mark betragen haben mag und gehörte damit in die 4. Gruppe der Schosszahler nach Park, die »Mittelvermögenden« mit einem »unteren Mittelvermögen«,¹⁴ obwohl er keinen Schoss zahlte.

Alle seine Verfügungen in dem Testament sollten aber »*kraftlos, machtlos unde van nenen werden*« sein, wenn er am Leben bliebe und von der Reise zurückkäme. Zur Sicherung des Testaments bat er den Notar Hinricus Groneberch »*syne hantscrift hyrunder to settende*«. Der Notar hat aber, wie die Schrift des Originals verrät, nicht nur seine Unterschrift unter das Testament gesetzt, sondern das ganze geschrieben. Doch war Cordt Folkers des Lesens und Schreibens keineswegs unkundig, wie die Führung eines *Rekenßbockes* wohl hinlänglich beweist. Mit seinem Signet, dem persönlichen Kleinsiegel, hat er das Testament untersiegelt. Das reichte ihm aber nicht, sondern er ließ die Urkunde als Zerber zweimal auf ein Pergamentblatt schreiben (*desser Tzerter twe van eynem lude myt eyner hant gescreven*) und dann mit einem Wellenschnitt durch die Buchstaben IHESVS zerschneiden, sodass beide Teile aneinander gehalten die Echtheit beweisen konnten. Den einen Teil hinterlegte er in seinem Kontor, den anderen Teil erhielt die Witwe des Rateke Durekop zur treuhänderischen Aufbewahrung.

Die Witwe Durekop besaß offenbar sein besonderes Vertrauen, anders als die Verwandtschaft. Dass die Schwestern und die Familie des Bruders dem unehelichen Sohn und dessen Mutter sowie der Barbara Brummerlo distanziert gegenüber standen, kann man sich vorstellen. Ratke Durekop war Schiffer gewesen¹⁵ wie Cordt Folkers. Im Gegensatz zu Folkers¹⁶ lässt er sich als Bremer

12 Schossregister St. Ansgarii 1539 (StAB, 2-R.3.G.3.b. Nr. 7, S. 61). Er zahlte dafür 1 Mark als Vorschoss und 11 Mark als Schoss. Nach dem Schossregister von 1540 (2-R.3.G.3.b. Nr. 10) war sein Vermögen ein Jahr später auf 250 Mark gestiegen.

13 Park (wie Anm. 6), S. 26 ff.

14 Ebd.

15 Er führte 1532 ein größeres Schiff im Wert von 300 Mark (bei Schiffswerten von 25–700 Mark), wie das Tonnengeldregister von 1532 ausweist, siehe Adolf E. Hofmeister, Das Bremer Kornakzise- und Tonnengeldregister von 1532, Brem. Jb. 72, 1993, S. 51–97, hier S. 67, 89.



Abb. 1: Ausfertigung des Testaments von Cordt Folkers als Zerter. StAB, 1-Y 1543 April 22. (Foto: StAB)

Bürger nachweisen. Von 1522 bis 1537 ist er mehrfach als Bürge für Neubürger erwähnt.¹⁷ Die Familie Durekop erscheint seit 1378 im Bürgerbuch.¹⁸

Folkers war nach Ausweis seines Kontors und seines Rechnungsbuchs nicht nur Schiffer, sondern tätigte auch kaufmännische Geschäfte. Die Fahrt 1543 zu den Shetland-Inseln könnte seine erste dieser Art gewesen sein, daher die

16 Die Familie Folkers bzw. Volkens ist im ersten Bürgerbuch (bis 1519) nicht genannt. Ob sie mit den Volquers (1362) oder Volquerdessone (1362, 1371) zusammenhängt, muss offen bleiben. Häufiger ist der Name Volkmers(en) oder Volmer(s), siehe Register in: Bremer Bürgerbuch 1289–1519, bearb. von Ulrich Weidinger, hrsg. von der Historischen Gesellschaft Bremen, Bremen [2015]. Im zweiten Bürgerbuch erscheint ab 1556 der Name Follers / Vollers, ab 1581 ein Sylvester Volckmers / Volckers und ab 1586 ein Gert Folckens / Volkens, siehe die Abschrift des 2. Bandes des Bürgerbuchs (wie Anm. 9), S. 146, 158; digitales Register dazu bei der »Maus« im StAB. Allerdings wird Cordt Folkers im Testament von Wychman Bruns (s. unten Anm. 28) 1540 mit anderen Zeugen zu »unse medeborger« gezählt. Sicher nachzuweisen als Bürger ist er aber nicht.

17 Abschrift des zweiten Bürgerbuchs (wie Anm. 9), S. 4, 29, 35, 48 f., 55.

18 Bremer Bürgerbuch (wie Anm. 16), Register S. 515.

Vorsichtsmaßnahmen. Tatsächlich ist er einer der ersten Bremer Hitlandfahrer, die wir mit Namen kennen. Es müssen aber etliche vorausgegangen sein, und zwar schon im 15. Jahrhundert. Marten Steen, der mit seinem Schiff 1469 bei den Shetland-Inseln strandete, lässt sich nicht wirklich dazu zählen, denn er war auf dem Weg nach Island.¹⁹ Auf dem Hansetag von 1498 in Lübeck beklagten sich die Bergenfahrer, dass 1494 zwei Bremer und danach wiederholt auch ein Hinrick Kummertho aus Bremen die damals von der Hanse verbotene Fahrt nach Hitland unternommen hätten.²⁰ Nach Bremer Quellen ist Hinrick Kummertho nur mit Mühe zu verifizieren, wenn man ihn als Mitglied der Familie des Rolef Kumhirto, der 1453 das Bürgerrecht erwarb, ansieht.²¹ Danach liest man einige Zeit nichts von Bremer Hitlandfahrern; es muss aber einiges in dieser Richtung passiert sein. Auf dem Grabstein des Segebade Detken in Lunda Wick auf der Shetland-Insel Unst vom Jahre 1573 ist zu lesen, dass er 52 Jahre lang auf der Insel Handel getrieben habe,²² also seit 1522. Er begründete damit eine Familientradition der Detken auf Unst, die bis 1699 zu verfolgen ist.²³ Im Bremer Akziseregister von 1539/40²⁴ spielt der Export von Hitländer Fisch aus Bremen bereits eine bedeutende Rolle, eine größere, als man bisher annahm.²⁵ Etwa 700 Hunderte Hitländer Fisch wurden exportiert.²⁶ In geringen Mengen wurde auch Hitländer Butter

19 Ludwig Hänselmann, Braunschweiger und Bremer auf der Islandsfahrt, in: Hans. Gesch. bl. Jg. 1888 (1890), S. 168–172.

20 Hanserecesse, 3. Abt. 4. Bd., bearb. von Dietrich Schäfer, 1890, S. 69 (Nr. 68). – Allgemein zur Shetlandfahrt siehe Klaus Friedland, Der hansische Shetlandhandel, in: Stadt und Land in der Geschichte des Ostseeraums, hrsg. von Klaus Friedland, Lübeck 1973, S. 66–79.

21 Bremer Bürgerbuch (wie Anm. 16), S. 348.

22 Hermann Entholt u. Ludwig Beutin, Bremen und Nordeuropa, Weimar 1937, S. 17.

23 Zur Familie: [Peter u. Adolf Deetjen:] Die Bremer Familie Deetjen 1908, Bergen 1908. Die Familiengeschichte beginnt dort mit dem Testament von Segebade Detken (dem Jüngeren) von 1587. Die letzten Nachrichten über die Shetlandfahrten eines Detken, der ebenfalls Segebade hieß, 1670–1699, liefert das Tonngeldrechnungsbuch 1670–1700 im Archiv der Handelskammer Bremen, IV-A.IV.3,3 (Kopie im StAB).

24 StAB, 2-R.2.A.a.2.b.2. mit Register von Alfred Schmidtmayer (2-ad 2-R.2.A.a.2.b.2.). Das chronologische Einnahmeverzeichnis erfasst die Kaufmannsakzise vom 23. April 1539 bis 21. April 1540; vom 12. bis 27. Oktober 1539 besteht eine Lücke. Zur Kaufmannsakzise als Ausfuhrzoll vgl. Hofmeister (wie Anm. 15), S. 53 ff.; und besonders ders., Das Bremer Kaufmannsakzise-Rechnungsbuch von 1617, in: Hanse und Stadt, Festschrift für Rolf Hammel-Kiesow, hrsg. von Michael Hundt u. Jan Lokers, Lübeck 2014, S. 337–354, hier S. 343 ff.

25 Alfred Schmidtmayer, Zur Geschichte der bremischen Akzise, Brem. Jb. 37, 1937, S. 64–79, hier S. 73, gibt für 1539/40 nur 40.400 Pfund »Hitlender Fisch« an; danach Hans Jürgen v. Witzendorff, Bremens Handel im 16. und 17. Jahrhundert, Brem. Jb. 44, 1955, S. 128–174, hier S. 167: Shetland-Fisch zu 1539. Schmidtmayer übersah einige große Posten im November und Dezember 1539, vgl. sein Register zum Akziseregister (wie Anm. 24).

26 Bei eigener Nachprüfung ergaben sich ca. 650 Hunderte Hitländer Fisch. Wegen der fehlenden Tage im belebten Monat Oktober lässt sich das auf gut 700 Hunderte aufrunden. Die Zahlen beziehen sich auf den Export, der Import war

ausgeführt.²⁷ Die größten Exporteure von Hitländer Fisch waren damals Johann Pawels (76 Hunderte), Claus von Buckelte (67 ½ Hunderte), Swarte Hinrick (63 Hunderte), Hinrick Wulf (45 Hunderte) und Johann Hilking (43 Hunderte). Circa 50 Kaufleute, die mit Hitländer Fisch oder Butter handelten, sind im Rechnungsjahr 1539/40 genannt.²⁸ Leider lässt sich daraus nicht schließen, dass sie selbst Hitlandfahrer waren, doch muss es in Bremen bereits eine größere Anzahl von Hitlandfahrern gegeben haben, die ihnen die Ware lieferten.

Einige Namen nennt ein merkwürdiges Bremer Testament von 1540.²⁹ Merkwürdig ist die Form, weil dieses Testament nicht wie gewöhnlich durch zwei Ratsherren ausgestellt oder wie bei Cordt Folkers durch einen Notar beglaubigt ist, sondern durch sieben Zeugen, die zugleich Testamentsvollstrecker sind, mit ihren Hausmarken oder Kaufmannszeichen bestätigt ist. Merkwürdig ist aber auch der Inhalt, weil in ihm die Sorge um ein Kind aus Hitland, das in Bremen lebte, zum Ausdruck kommt. Der Schiffer Wichman Bruns³⁰ vermacht darin seiner Tochter Hille eine Bude auf dem Kirchhof der grauen Mönche (*uppe der grauwer monnicke karckhave*), also beim Johanniskloster, und 40 Mark. Weitere 10 Mark sind einem fremden Kind aus Hitland (*dem elenden kynde uth Hitlande*) zugedacht, um das sich *Gerhardus*, wohl ein Franziskaner im nahen Kloster,³¹ das inzwischen als Armen- und Krankenhaus diente, kümmern sollte. Leider ist der Name des Kindes nicht genannt. 20 Mark hatte Bruns angelegt, wofür er die Lieferung von 20 Hunderten Fische erwartete. Dass es sich bei dem Testator wirklich um einen Hitlandfahrer handelt, geht auch aus den Namen der von ihm gewählten Zeugen hervor, nämlich *Hynrick Ruter*, *Gerth Surbyck*, *Johan Meyger*, *Berendt Ridder*, *Korth Hemelinck*, *Kort Volkers*, *Johan Belinck*. Cord Hemeling und Johan Beling erscheinen später ebenso wie Cordt Folkers als Hitlandfahrer,³² und

natürlich höher. Die Stockfische wurden in Hunderten bzw. halben Hunderten gehandelt. Gemeint ist das sog. große Hundert (= 120). Das durchschnittliche Gewicht eines »lotvisch«, der häufigsten Größenklasse, betrug 1477 in Bergen nach Arnved Nedkvitne, *The German Hansa and Bergen 1100–1600*, Köln u. a. 2014, S. 498 f., etwas mehr als ein Pfund. Bei Umrechnung auf Pfundgewicht sind die Zahlen also zu erhöhen.

27 30. Okt., 3. Nov. 1539 und 6. Jan. 1540, insgesamt 1 ⅛ (Butter-)Tonnen (1 Tonne = ca. 300 Pfund).

28 Eigene Auswertung des Akziseregisters von 1539/40 (siehe Anm. 24).

29 StAB, 2-Qq.4.c.3.b.2.c., Nr. 187: Schiffer Wichman Bruns' Testament vom 1. Juli 1540, siehe Anhang 2, S. 56 f.

30 Wichman Bruns erwarb 1530 das Bürgerrecht, siehe Abschrift des zweiten Bürgerbuchs, wie Anm. 9, S. 15.

31 Gerhard Lanckhar, ehemaliger Guardian des Johannisklosters, lebte noch 1548, 20 Jahre nach der Schließung infolge der Reformation, im Kloster, siehe Ulrich Weidinger, *Spätmittelalter*, in: Dieter Hägermann u. Ulrich Weidinger, *Bremische Kirchengeschichte im Mittelalter*, Bremen 2012, S. 402.

32 Zu Cord Hemeling siehe *Shetland Documents 1195–1579*, ed. by Johan H. Balantyne and Brian Smith, Lerwick 1999, Nr. 110 (1557), 118 (1559). Dieser Schiffer Cord Hemeling ist nicht zu verwechseln mit dem Ratmann Cord (Conrad) Hemeling (Ratsherr 1511–1539), der 1539 auf dem Krankenbett sein Testament machte

Hinrick Ruter und Johann Meiger gehören 1539 zu den Exporteuren von Hitländer Fisch.³³ Gert Surbick war Schiffer.³⁴ Es hat den Anschein, als ob wir mit diesen Namen eine Handelsgesellschaft erfassen, die Fisch von den Shetland-Inseln in Bremen im- und exportierte. Unser Cordt Folkers war dabei. 1541 legten die Zeugen Bruns' Testament dem Rat zur Abschrift vor, bei der auch die Kaufmannszeichen eingetragen wurden.³⁵

Die Namen von Bremer Hitlandfahrern auf den Shetland-Inseln kennen wir sonst unmittelbar erst seit 1550. Im Herbst 1550 ging der Schiffer Johan Reyners, der auf Johan Balleers Schiff ausgefahren war und mit Salzfischen von Hitland nach England fahren sollte, mit Schiff und Mannschaft unter. Johan Balleer befrachtete daraufhin 1551 das Kraweelschiff »Jonas« des Schiffers Heinrich von Minden mit Waren nach Brusund (Bressay Sound) auf den Shetland-Inseln.³⁶

1557 stritten Hinrick Sprenger und Christoffer Meiger vor dem Bremer Niedergericht wegen ihres Handels auf Hitland.³⁷ Und im selben Jahr gelangte vor den Vogt der Shetland-Inseln Olaf Sinclair eine Anklage gegen einen Bremer Seemann, der der Tötung des Bremer Schiffers Cord Hemeling in Whalsay Sound beschuldigt wurde.³⁸ Die Schiffer Segebade Detken und Johann Ellebracht mit ihren Schiffsmannschaften sowie Hermen Schröder waren Zeugen, Cords Bruder Gerd Hemeling, der mit seinem Schiff in Drosteness (Dunrossness) auf Mainland lag,³⁹ war der Kläger. In den 60-er Jahren sind weitere Schiffer aus Bremen auf den Shetland-Inseln genannt, so dass

(StAB, 2-Qq.4.c.3.b.2. a., Nr. 166) und kurz darauf starb. Auch er hatte Verbindung zu den Shetland-Inseln, denn er vererbte seinem Verwandten Dietrich Stenow (*Dydericke Stenowen, mynem frunde*) einen goldenen Ring, den er von einem Dekan aus Hitland erhalten hatte (*enen gulden rinck, szo he van deme deken uth Hitlande gekregen hadde*). Dietrich Stenow war seit 1506 Pfarrer in Flögeln bei Bederkesa, siehe Elke Weiberg, Das Niederkirchenwesen in der Erzdiözese Bremen im Mittelalter, insbesondere im Archidiakonat Hadeln und Wursten, Stade 1990, S. 106. – Zu Johan Beling, siehe Shetland Documents, Nr. 110 (1557), 118 (1559), 158 (1567), 165 (1567).

33 Wie Anm. 24: Hinrich Ruter verzollte am 21. Nov. 1539 4 ½ Hundert Hitländer Fisch, Johann Meiger am 9. Juni 1 ½ Hundert Hitländer Fisch.

34 Der Schiffer Gert Surbick, Bremer Bürger seit 1522 (Bürgerbuch wie Anm. 9, S. 4) im Stephani-Kirchspiel, gehörte 1532 zu den 104 Männern, die gegen den Rat opponierten (Johann Renner, *Chronica der Stadt Bremen*, ed. Lieselotte Klink, Bremen 1995, II. Teil, S. 62). Der Ratsherr Cord Hemeling hatte 1539 100 Gulden in die Ausrüstung seines Schiffes angelegt (Testament wie Anm. 32).

35 Eingetragen ins Testamentenbuch mit Vermerk des Ratssekretärs Jakob Louwe vom 5. Nov. (?) 1541. Die Marken sind nachgewiesen und abgebildet bei S. A. Poppe, *Die Hausmarken Bremens und des Unterweser-Gebiets*, Brem. Jb. 6, 1872, S. 266–324, hier S. 290 und Tafel III, allerdings irrtümlich mit der Jahreszahl 1590. Die Marke von Cordt Folkers erscheint als Figur 89 auf Tafel III.

36 Johann Focke, *Das Seefahrtenbuch des Brüning Rulves*, in: Brem. Jb. 26, 1916, S. 91–144, hier S. 99.

37 Shetland Documents (wie Anm. 32), Nr. 108.

38 Ebd., Nr. 110, 118.

39 Ebd., Nr. 166.

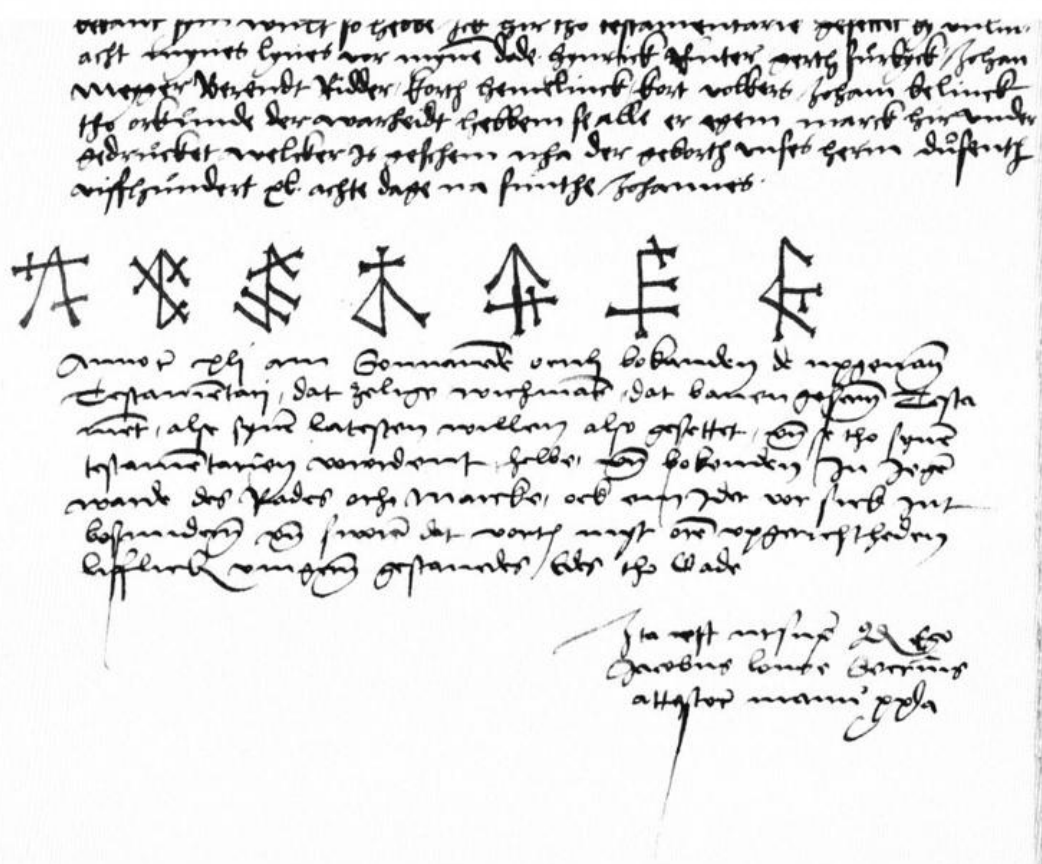


Abb. 2: Schluss der Abschrift des Testaments von Wichman Bruns im Testamentenbuch (StAB, 2-Qq.4.c.3.b.2.) mit den Marken der Testamentsvollstrecker und der Nachschrift des Ratssekretärs Jakob Louwe. (Foto: StAB)

man hier zu dieser Zeit von mindestens acht Bremer Schiffen ausgehen kann.⁴⁰ Die Hitlandfahrt lag also im Trend, als sich Cordt Folkers 1543 dazu entschloss.

Die Fahrtroute führte über die Nordsee wohl vornehmlich an der englischen und schottischen Küste entlang nach Norden. Bei günstigem Wind erreichte man die Inseln in wenigen Tagen. Der Bremer Seefahrer Brüning Rulves notierte, er hätte 1551 Blexen an der Wesermündung auf Heinrich von Mindens Schiff am Montag verlassen und sei bereits am Donnerstag in Brusund auf Hitland angekommen.⁴¹ Sonst gilt eine Fahrtzeit von etwas über zwei Wochen.⁴² Bremen verließ man im April bis Juni, feste Zeiten gab es dafür nicht.⁴³

40 Ebd., Nr. 121 f. (1560), 140 (1563), 158, 164 ff. (1567): Außer den schon zuvor zu 1557 genannten drei Zeugen und dem Kläger die Schiffer Johan Cordes bzw. Johan Runge, Dirick Foege, Johan Michaelis und »Humierus« (Hilmer?) Meiger.

41 Focke (wie Anm. 34), S. 99.

42 Friedland (wie Anm. 20), S. 74.

43 Anders als auf Island, vgl. Ernst Baasch, Die Islandfahrt der Deutschen, Hamburg 1889, S. 63 f., gab es auf den Shetland-Inseln offenbar keine festen Anfangstermine

Die Rückkehr erfolgte wohl meist Ende September und im Oktober. Cordt Folkers wird bald nach dem 22. April 1543, dem Datum seines Testaments, ausgefahren sein. Ob er auf den Shetland-Inseln ankam, ist ungewiss. Er hinterließ dort keine Spur. Wie er befürchtet hatte, kehrte er nicht zurück. Denn wir wüssten nichts von dem Testament, wenn er von seiner Reise zurückgekommen wäre. Er hätte es, wie er angekündigt hatte, kassiert. So aber wurde es, als sein Tod 1543 oder 1544 als sicher gelten musste, zum Rathaus gebracht und vom Ratsschreiber abschriftlich in das Testamentenbuch eingetragen.⁴⁴ Unter den Erben oder bei den Gläubigern scheint es zum Streit um das Erbe gekommen zu sein, der vor Gericht gelangte. So erklärt sich am ehesten, dass zusätzlich eines der beiden Originale des Testaments in das Ratsarchiv gelangte.

Damit ist Cordt Folkers einer von zwei Hitlandfahrern des 16. Jahrhunderts, von denen wir Kenntnis haben, dass sie auf See geblieben sind.⁴⁵ Drei weitere Todesfälle von Bremern auf den Shetland-Inseln kennen wir: Cord Hemeling, der dort 1557 an den Folgen eines Streits mit seiner Schiffsmannschaft starb,⁴⁶ sowie Segebade Detken und Hinrick Segelken, die dort 1573 bzw. 1585 anscheinend beide eines natürlichen Todes gestorben sind.⁴⁷

für den Warenverkauf. Die Ankunft Bremer Kaufleute auf den Shetland-Inseln wird für 1566 mit 28. Mai, 31. Mai, 1. Juni und 23. Juli angegeben, siehe Shetland Documents (wie Anm. 32), Nr. 158. Vgl. Friedland (wie Anm. 20), S. 74. Für die Rückkehr ist der Fischexport 1539 in Bremen (wie Anm. 24) ein Indiz: Vom 11. Oktober bis 3. Dezember gab es die meisten Exporte von Hitländer Fisch, die größten Mengen am 1. November.

44 Der Eintrag ins Testamentenbuch erfolgte nach dem 24. Juni 1543 (dem Datum des davor eingetragenen Testaments), kann aber auch noch 1544 geschehen sein. Das nächste Testament datiert erst vom 23. Dezember 1543. Die Einträge erfolgten manchmal erst Jahre später, sie mussten aber innerhalb von vier Wochen nach dem Sterbefall eingereicht werden, siehe Kundige Rolle von 1489 (wie Anm. 4), Nachtrag zu Artikel 18.

45 Der andere ist Johan Reyners 1550, siehe S. 52 mit Anm. 36.

46 Shetland Documents (wie Anm. 32), Nr. 110, 118.

47 Nach Ausweis ihrer Grabsteine auf Unst, siehe Entholt / Beutin (wie Anm. 22), S. 17.

Quellenanhang

Es sind hier zwei Testamente im Wortlaut wiedergegeben. Die Wiedergabe erfolgt buchstabengetreu, doch sind i/j und u/v nach ihrem Lautwert verwendet und überflüssige Konsonantenverdoppelungen am Wortende vereinfacht (nn zu n, im Anhang 2 auch m zu n). Großbuchstaben sind Namen und Satzanfängen vorbehalten. Satzzeichen sind heutigem Gebrauch angeglichen. In Anhang 1 ist der Text des Zerters A zugrunde gelegt, Fehlstellen sind aus der Abschrift B in runden Klammern ergänzt. Für Ergänzungen des Herausgebers sind eckige Klammern verwendet.

Anhang 1: Cordt Folkers' Testament

1543 April 22

Ick Cordt Folkers bekenne in dessem tzerter vor my unde myne erven unde apenbar vor alßweme: Nachdeme ick van dyt jar my hebbe bereth unde wyl, wylt Godt, in Hytlandt szegelen, offte sake wurde, nachdeme wy alle starfflick syn, dodes halven uppe desser reyse nableve, dat de Almechtige na synem willen vriste unde schicke, wo dat eme behage, deshalven ys desset, wo nagescreven, myne fullenkamen menynge unde wylle unde dat so myt for wolbedachten mode unde vrygen wyllen hebbe gheset unde dat so wyll gehalten hebben, dat myn geldt unde gudt, so ick dat jegenwardich hebbe, schal uthgedelet unde ghegeven werden. Uppe denne desse myn lateste wylle na mynem doetlyken affgange fullenkamen macht hebbe unde desto beth gehalten werde, so geve ick tom ersten eyne Bremer marck tor stadtmuren unde achte grothe thor Hukelryde. Also den myn bastertsone Johan Folkers nenen groten trost van syner moder en hefft, so geve ick eme uth frygen willen unde vor wolbedachtess modes tho syner behoff hundert Bremer marck, de ick nu vorth hebbe gelecht by syne modderen Immeken Fortmans, dar desulve Johan myn sone nu tor tydt mede ys, to truer handt in bewaringe myt sodanen beschede: Offte, Godt geve, ick myt leve van desser reyse queme, schal se my desulven hundert Bremer marck, so se de van my hefft entfangen, to mynen handen wedderumme kamen laten sunder alle bewer offte insaghe van jemandes. Quemet ock also, dat ick nableve unde desulve junge ock vorstorve, er ick wedderumme van desser reyse queme, den gheve ick hyr van dessen vorgescrevenen hundert marcken de helffte, also vofftich marck, mynen leven susters unde Engelen, dessulvesten jungen Johans moder, vyffunde twyntich marck, unde de anderen vyffundetwyntich marck geve ick Hynrick Brummerloß dochter Barberen. Noch gheve ick uthe mynem gude hundert Bremer marck mynen susters, also Katrinen unde Emeken. De hundert marck stat yn mynem kuntor to Cordt Slegen huß yn eynen lynen budel in golde unde daler. Sturve miner suster eyn, er ick van desser reyse wedderumme queme, so schal de ander, de im levende blyfft, desse hundert marck allene hebben. Wes ick nu mer hebbe in gelde offte hantfesten, dat steyt yn mynem kuntor yn eynem eske, unde wes ick yn schepen unde (gude tho der) Se hebbe, dat steydt uppe poppir schreven unde yn myn rekenßbock lecht, darynne stei(t woll my schuldich) ys unde ick eynem anderen. Nu dat

gudt na den twen hundert marcken, de vor(geven syn, wo vorgescreve)n, dar scholt mynes broders Hynrick Folkers kynder mede to de(le g)an gelick a(lse myne beyden susters). Were dat szake, dat myner suster ene vorstorve, er ick (wedder)umme que(me, so scholdt der vorscrev)en kyndere mede to dele gan alse myn suster, de dar leve(dt). Gyfft averst Go(dt almecht)ich, [dat] ick i(m) levende blyve unde van desser vorgescreven reyse kame, so rope ick alle desse v(or)gescreven gyffte wedderumme krafftloß, machtloß unde van nenen werden to synde, unde ick wyll den myt mynem gelde unde gude don, wath ick wylle unde my bequeme sy, allent ane argelist. Des to tuge hebbe ick myn signitsegel hyrunder gedruket unde ock gebeden Hinricum Groneberch alse eynen notarium syne hantschrift hyrunder to settende. Des tho merer orkunde der warheit synt desser tzerter twe van eynem lude myt eyner hant gescreven, des de eyne ys yn mynem kuntor, de ander by seligen Rateken Durkopes frouwen to truver handt gestelt unde dorch den namen Jhesus van eynander gesneden. Geschen ys desset na der bordt Christi unses heren dusent vyffhundert dreundevertich jar am sondage Cantate unde ys de verde sondach na paschen.

Ego Hinricus Gronebarch publicus notarius rogatus subscripsi.

A: Ausfertigung auf Papier als Zerter, StAB 1-Y 1517 April 22 (ex April 17), durch Wellenschnitt durch die Buchstaben IHESVS vom oberen Teil abgetrennt, mit Spur des unten aufgedruckten schwarzen Wachssiegels. In der Mitte mehrere, wohl durch Feuchtigkeit verursachte Löcher mit Textverlust, mit Papier hinterklebt.

B: Abschrift im Testamentenbuch des Rates StAB 2-Qq.4.c.3.b.2.a. Nr. 214, unter der Überschrift: *Cordt Volckers Testament*, von der Hand des Ratssekretärs Jakob Louwe, eingetragen 1543 oder 1544, jedenfalls nach dem 24. Juni 1543 (Datum des Testaments Nr. 213).

Anhang 2: Testament des Schiffers Wichman Bruns

1540 Juli 1

In den namen des hern, Amen, hebbe ick Wychman Bruns myn testamenth gemacket by vulmacht mynes lyves vor myneme dode. Dar synth by gewessen unse medeborger, alse nageschreven steyth. So geve ick thor Huckellryden VIII grote unde tho der stadt muren ½ marck nha redelicke wanheit. So geve ick myner dochter Hillen de boden uppe der grauwer monnicke karckhave myth dem stalle qwit unde vrig myth aller thobehor sunder dat stedegelth achter dem huse inth osten unde dartho XL Bremer marck tho erem klenade unde dem elenden kynde uth Hitlande X Bremer marck. Noch late ick Gerhardus bydden, dath he by deme elenden kynde wyll doen, alß he des vor Goth bekant wyll syn. Ock, leve frouwe, du westh, dat du van mynes broder soen entfangen heffst XX Bremer marck, dat he de krige, wanthe it ys syn gelt unde dath gelt tho Groninge, dat westu woll. Unde ick hebbe thor hur XX marck unde hebbe twyntich marck ingelecht, dar schall ick twyntich hundert vysches vor hebben. Unde Luder schal hebben thor hur XIII mark

unde Hermen V½ marck tor hur. Item, leve Lucke, so bydde ick dy umme Gades wyllen, dat du by mynen kynderen dat besthe doest, alß du deß vor Goth bekant syn wult. So hebbe ick hir tho testamentarien gesettet by vulmacht mynes lyves vor mynem dode: Hynrick Ruter, Gerth Surbyck, Johan Meyger, Berendt Ridder, Korth Hemelinck, Kort Volkers, Johan Belinck. Tho orkonde der warheidt hebben se alle er egen marck hirunder gedruket, welcker is geschen nha der geborth unses hern dusenth viiffhundert XL achte dage na sunthe Johannes.

(7 Marken)⁴⁸

Anno etc. XLI am sonnavende omnium [? sanctorum] bekanden de upgenanten testamentari, dat zelige Wichman dat baven geschreven testament also synen latesten willen also gesettet unde se tho synen testamentarien vorordent hebbe, unde bekenden in jegenwarde des rades erhe marcke, ock ein ider vor sick int besondern, unde sworn dat vorth myt eren upgerichtheden lifflicken vingern gestavedes edes tho Gade.

Ita est ut supra condictum [?]

Ego Jacobus Louwe secretarius attestor manu propria.

Abschrift des Testaments im Testamentenbuch des Rates StAB, 2-Qq.4.c.3.b. 2. a., Nr. 187 unter der Überschrift: *Schippere Wychman Bruns Testamenth*, mit sieben gezeichneten Marken der Testamentsvollstrecker: von links nach rechts Hinrick Ruter, Gert Surbick, Johan Meiger, Berend Ridder, Cord Hemeling, Cordt Folkers, Johan Beling.

Darunter von anderer Hand (sc. Jakob Louwe) das Zeugnis des Ratssekretärs, datiert (wenn omnium richtig gelesen ist) auf den 5. November 1541.

48 Vgl. Abb. 2, S. 53.

Der poßierliche Doppelmensch! **Gelegenheitsdichtungen von Joachim Neander**

Von Thomas Elsmann

Joachim Neander zählt bis heute zu den bekanntesten und wirkungsmächtigsten Liederdichtern des 17. Jahrhunderts im reformierten Bereich – einige seiner Lieder haben im Verlaufe der Säkula gleichwohl die Konfessionsgrenzen überschritten und sind bis heute unbestrittener Bestandteil von Gesangbüchern. In erster Linie wird sein Name mit *Lobe den Herren / den mächtigen König der Ehren* in Verbindung gebracht, ein *Hit*, wie es 2012 formuliert wurde,¹ nicht zuletzt dadurch, dass Johann Sebastian Bach das populäre Lied seiner Choralkantate BWV 137 zugrunde legte. Dieser Blick verkürzt aber Neanders dichterisches und kompositorisches Geschick, dessen Nachruhm letztlich auf einer Liedersammlung beruht, die 1680, kurz vor oder kurz nach dem Tode des Verfassers, unter dem Titel *Einfältige Bundes=Lieder und Danck=Psalmen* bei Hermann Brauer in Bremen in den Druck gebracht wurde. Über deren Entstehungs- und Druckgeschichte ist an anderer Stelle ausführlich gehandelt worden,² aber das Gesangbuch erlebte bereits im 17. Jahrhundert – vereinfacht formuliert – eine derart große Nachfrage, dass alsbald innerhalb und außerhalb Bremens verschiedene Auflagen mit Varianten erschienen.

Das Gesangbuch war Resultat der persönlichen Entwicklung von Neander hin zu einem Reformiertentum pietistischer Prägung, einer von seinen frühen Biografen gepriesenen *conversio*. Geboren 1650, wechselte Neander zum Herbst 1666, im Todesjahr seines Vaters Johann Joachim Neander (1614–1666), aus dem *Paedagogeum*, an dem auch der Vater unterrichtete, auf das reformierte *Gymnasium Illustre* in Bremen. Nach den sog. *Censurae* studierte er

- 1 Martin Rößler, »Lobe den Herren«. Das Lied eines Außenseiters wird zum Hit, in: Peter Bubmann u. a. (Hrsg.), *Davon ich singen und sagen will. Die Evangelischen und ihre Lieder*, Leipzig 2012, S. 102 ff.
- 2 Vgl. Thomas Elsmann, *Joachim Neanders Bundes-Lieder und Danck-Psalmen: Entstehungs- und Druckgeschichte*, in: A & Ω. *Joachim Neandri Glaub= und Liebes=übung: Auffgemuntert durch Einfältige Bundes=Lieder und Danck=Psalmen* [...], Bremen 2009 [ND der Ausgabe Bremen: Hermann Brauer 1680], S. 4 ff. mit wesentlichen Ergänzungen zu: Gerhardt Dünnhaupt, *Personalbibliographien zu den Drucken des Barock. Zweite, verbesserte und wesentlich vermehrte Auflage des Bibliographischen Handbuches der Barockliteratur. Vierter Teil: KLAJ-POSTEL*, Stuttgart 1991, S. 2933 ff. (ohne die Gelegenheitsdichtungen Neanders).

1667 Theologie, 1671 findet sich der Eintrag: *prof[ectus] est*. In die späte Studienphase fällt auch seine *conversio*, verursacht durch Theodor Undereyck (1635–1693), der im April 1670 als *Primarius* an die St. Martini-Kirche berufen worden war.³ Undereyck stand mit seinem Pietismus niederrheinischer Prägung im Konflikt mit der reformierten Orthodoxie, man warf ihm zudem die Bildung privater Konventikel als Ausdruck von Separationsbestrebungen vor, als aufrüttelnder Prediger genoss er jedoch bei der Gemeinde große Sympathie. Neander geriet ganz in den Bann Undereycks, für den die wissenschaftliche Theologie der reformierten Orthodoxie fern dem ›wahren‹ Gotteswort stand, das es neu zu entdecken und vor allen Dingen neu zu erleben und zu leben galt. Ein unmittelbares Resultat war die Entfremdung des *Wiedergebhornen* von der akademischen Bildung und sein Fortgang nach Heidelberg im Frühjahr 1671. Er war nun Begleiter und Informator für Kaufmannsöhne aus der reformierten Gemeinde in Frankfurt am Main, wurde aber 1673 auch an der nach den Wirren des Dreißigjährigen Krieges restituierten Universität Heidelberg für das Fach Theologie eingeschrieben. Nach einem kurzen Aufenthalt in Frankfurt am Main, wurde Neander zum 1. Mai 1674 zum Rektor der reformierten Lateinschule in Düsseldorf ernannt.⁴ Hier geriet er 1677 in Konflikt mit der reformierten Gemeinde, die ihm, ähnlich Undereyck in Bremen, Separatismus vorwarf. Der Angegriffene unterwarf sich im Februar 1677 der Gemeinde, nahm aber 1679 eine seit Januar des Jahres vakante Stelle an der St. Martini-Kirche seiner Heimatstadt an. Die Berufung hatte Undereyck betrieben, gegen das Geistliche Ministerium, das aber bei der Auswahl subordinierter Ämter keine Mitsprache hatte, da Neander lediglich *Fünfenprediger* (Frühprediger) wurde. Das Gehalt entsprach weniger als der Hälfte desjenigen in Düsseldorf, war allerdings mit einer freien Wohnung verbunden.

Seinen frühen Tod umgibt, ähnlich seiner ›Wiedergeburt‹, eine Aura, die frühe Biografen ihm beigefügt haben. Das vermeintliche Versterben ausgerechnet am deutungsträchtigen Pfingstmontag, den 31. Mai 1680, wird nur in einer panegyrisch gefärbten Quelle des frühen 18. Jahrhunderts dezidiert benannt; es ist nicht verifizierbar, hat aber seinen Weg unwidersprochen apothetisch in die Annalen der St. Martini-Kirche gefunden!⁵

Bei aller Aufmerksamkeit, die seine Lieder auf sich gezogen haben, ist es erstaunlich, wie wenig seine Texte bisher poetologisch untersucht worden sind. Helmut Ackermann hat 1980 auf die durchdringende Verwendung des Daktylus in der Neanderschen Lieddichtung hingewiesen,⁶ sowohl für heitere,

3 Vgl. dazu Eberhard Hagemann, *Die St. Martini-Pastoren im Spiegel der Bremischen Kirchengeschichte – ein protestantisches Drama – 1525–2011*, Bremen 2011, S. 74 ff.

4 Zur Düsseldorfer Zeit vgl. Hans-Joachim Maßner, Joachim Neander als Rektor der Lateinschule in Düsseldorf, in: *Monatshefte für Evangelische Kirchengeschichte des Rheinlandes* 29 (1980), S. 209 ff.

5 Ebd., S. 90 ff.

6 Vgl. Helmut Ackermann, Joachim Neander und der Daktylus, in: *Monatshefte für Evangelische Kirchengeschichte des Rheinlandes* 29 (1980), S. 284 ff.

scherzende Themen, wie auch für ernste. Das war zweifellos eine Neuerung. Die Strophenformen variierten und blieben häufig einfacher Natur, ausgerichtet auf die Singbarkeit: Vier- und Achtheiler, in Paar-, Schweif- und umarmenden Reimen. Daneben finden sich allerdings auch die selteneren Sechs- und Siebenzeiler, die Sonettform fehlt völlig. Auch das der Liedsammlung vorangestellte *Auffmunterungs=Madrigal* ist losgelöst von der traditionellen Form.

Kaum Beachtung fanden vergleichbar bisher Neanders Beiträge zu dem, was – häufig in einem pejorativen Sinne – als ›Gelegenheitsdichtung‹ bezeichnet wird. Im Folgenden sollen hierzu vier Beispiele vorgestellt werden, von denen drei in die Studentenzeit vor der ›Wiedergeburt‹ fallen, ein viertes jedoch in die Zeit nach dieser.

I.

*Der irrende Cupido / Zu hochzeitlichen Ehren seinem H. Vettern / H. Burchardo Spanhaken / Und J. Maria Protten / Aufgesetzt von JOACHIMO NEANDRO, Stud. Br. [Bremen]: [Hermann Brauer: 1668]*⁷

Das nach heutigem Kenntnisstand literarische Erstlingswerk Neanders ist ein deutschsprachiges Epithalamium auf seinen Vetter Borchard Spanhaken und dessen Braut Maria Protte zum 20. Oktober 1686. Das Hochzeitsdatum wird nicht genannt, lässt sich aber durch parallele Gedichte zum gleichen Anlass erschließen. Das der Schrift von immerhin vier Seiten vorangestellte Bild (ohne Motto o. ä.) wurde im Übrigen vom Drucker Hermann Brauer über die Jahre mehrfach verwendet. [Abb. 1] Es enthält den durch eine Augenbinde blinden Cupido mit gespanntem Bogen und eingelegtem Pfeil, der auf ein bereits von zwei Pfeilen durchbohrtes Herz zielt, das von zwei Händen gehalten wird. Darunter befinden sich, eingebettet in eine idyllische Landschaft, zwei Turteltauben, als Symbol der Gattenliebe und Gattentreue.

Neander schildert zunächst unter Reminiszenzen auf die antike Mythologie eine scheinbar friedliche Nachtszene über Bremen, die plötzlich einer radikalen Wandlung unterworfen ist: Der Mond verdunkelt sich, Regen und Sturm (*Aelos*) kommen auf, gefolgt von Hagel und von Jupiter, der mit Blitzen in den Reigen einfällt. Das ganze Wetterunheil trifft den (umher) *irrenden Cupido*, der sich auf seiner *LiebesJagd* befindet. Seine Flügel werden durchnässt, er kann sich nicht mehr vom Boden abheben, die Kälte scheint ihn zu töten, er fleht zu Venus um Hilfe. In schierer Not gelangt Cupido zu einem Versprechen:

⁷ Staats- und Universitätsbibliothek Bremen, C. S. XXI, Nr. 62. Der Hinweis darauf bei Reinhard Groscurth, Joachim Neander – ein fast vergessener Mitschüler, in: Godhard O. A. Tietze (Hrsg.), 475 Jahre Altes Gymnasium zu Bremen. 1528–2003, Bremen 2003, S. 181 ff. (nach Oliver Rostek). Zur allgemeinen Bestandsübersicht vgl. Joseph Leighton, Die Gelegenheitschriften der Universitätsbibliothek Bremen, in: Dorette Frost, Gerhard Knoll (Hrsg.), Gelegenheitsdichtung. Referate der Arbeitsgruppe 6 auf dem Kongreß des Internationalen Arbeitskreises für Deutsche Barockliteratur Wolfenbüttel, 28. 8. – 31. 8. 1976, Bremen 1977, S. 9 ff.

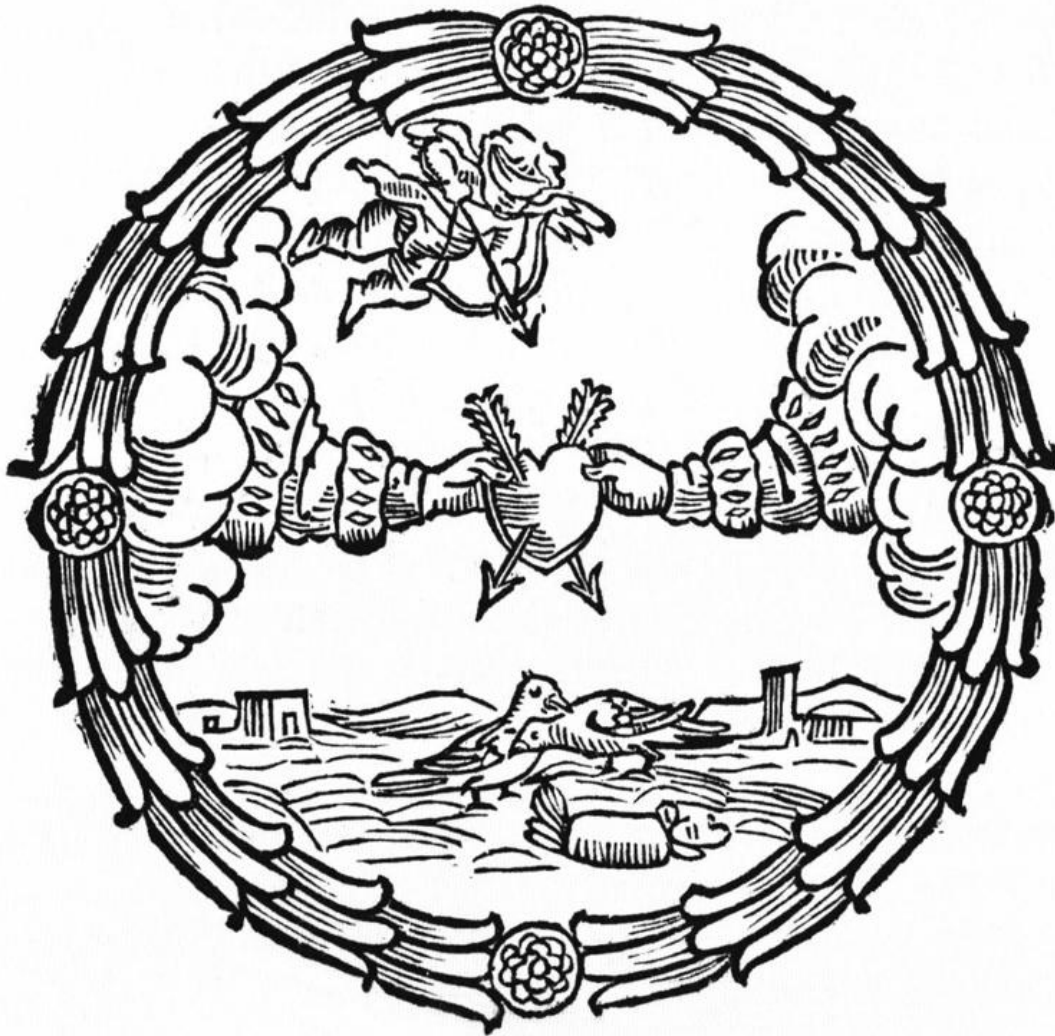


Abb. 1: Emblem zum Gelegenheitsgedicht *Der irrende Cupido*. Foto: SuUB Bremen.

*Ach kont ich treffen an / der mir in diesem Regen /
 In seinem Hause mocht ein warmes Feur anlegen /
 Daß ich nur trucken wurd / wie günstig wolt ich seyn
 Demselben / und mit Danck mich bey Ihm finden ein.
 So kläglich rieß das Kind im Regen auff der Strassen /
 Er sah und hörte nichts auff überschwemter Gassen /
 Wust nicht von grosser Kält wo er sich lassen solt /
 Weil niemand in der Stadt sich sein erbarmen wolt.*

Die Rettung ergibt sich im Hause von Borchard Spanhaken, der nach anfänglichem Zögern dem Bittenden die Tür öffnet, ihn am Feuer Platz nehmen lässt und ihm eine Suppe aus Zucker und Wein zur Belebung kocht. In fröhlicher Stimmung stimmt Cupido ein *Hochzeit=*Lied an, das im daktylischen Versmaß seinem *Lobe den Herren / den mächtigen König der Ehren* entspricht!

Spanhaken erkannte zögerlich, wer sein Gast ist: *Dan wo er kömt / da ist gewißlich Liebsgefahr*. Es war nun an Cupido, seinen Dank abzustatten, in Form eines vergoldeten Pfeils, der des Hausherrn Sehnsucht und Begierde nach Liebe wecken wird; eine Sehnsucht, die bald gestillt wird:

*Bald fand er eine Perl / von tugenden begabet /
Dies ist es / sprach er / die / so mich verwundten labet
Dies ist die Keusche Perl / so mir zugesagt
Kom dan mein Perle kom / du bist die mir behagt.*

Der Autor führt seine Dichtung in je zwei dreizehnsilbigen (weiblichen) und je zwei zwölfzeiligen (männlichen) Alexandrinern in Paarreimen (aa bb) pro Strophe mit Enjambements aus.

Den Abschluss bildet ein Rätsel (*Rähtsel / denen bedrunckenen Hochzeitsgästen zum Nachgericht aufgesetzt.*), ein in Barockliteratur ungemein beliebtes Stilmittel (*Aenigma*), das auch in anderen Bremer Epithalamia häufig anzutreffen ist.⁸

II.

Elementarische HeirathsFackel / Auff das Hochzeitliche Eh= Ehr= und Freuden=Fest Des Ehrenvesten / Vorachtbahren und Wollfürnehmen Herrn Dirikus Düsing / Dieser Kayserl. Freyen=Reichs= und weltberühmten Statt Bremen Kauff= und Handels Herren / Nach GOTTes Versehung Ehren=Bräutigams / Wie auch Der so woll mit Seel= als Leibes Tugenden beseligten Jungfr: J. Catharina / Des WollEhrenvesten / Großachtbahren und Wollfürnehmen H. Dieterich Köpers / vorbemeldter Statt Bremen hochansehnlichen Herrn Elterman / wie auch vornehmen Kauff= und HandelsHerrn hertzvieligeliebten Tochter / nach des Höchsten Schickung J. Ehren=Braut / Vollzogen dem 11. und 12. Maji im Jahr 1669. Angezündet Von JOACHIMUS NEANDER St. Bremen: Hermann Brauer 1669⁹

Das Zweitwerk Neanders zeigt sich in Form eines Hochzeitsgedichtes auf den Kaufmann und späteren Ratsherren Dietrich Düsing (1639–1705) und seine Braut Katharina Köper (1649–1716), Tochter des Eltermanns der bremischen Kaufmannschaft und Ratsherren (1675) Dethard Köper (1620–1691). Dieses kaufmännische Milieu erklärt den durchgängigen Verzicht auf die lateinische Sprache. Neander dichtet gleichwohl zweisprachig: Deutsch und Französisch. Ganz der Betitelung *Elementarische HeirathsFackel* nimmt er sich in der Dichtung im weitesten Sinne Motiven aus der Natur an, ausge-

8 Dazu Juliane Fuchs, HimmelFelß und Glückes Schutz. Studien zu Bremer Hochzeitsgedichten des 17. Jahrhunderts, Frankfurt am Main 1994 (Helicon. Beiträge zur deutschen Literatur, Band 16), passim; vgl. auch Max Hippe, Hochzeitsrätsel des 17. Jahrhunderts, in: Walther Steller (Hrsg.), Festschrift Theodor Siebs zum 70. Geburtstag. 26. August 1932, Breslau 1933 (Germanistische Abhandlungen, Heft 67), S. 421 ff.

9 Staats- und Universitätsbibliothek Bremen, C. S. 59, Nr. 86; C. S. XXII, Nr. 45 b.

richtet an den Elementen Feuer, Wind (Luft), Erde und Wasser, vermengt mit Motiven der griechischen Mythologie: Ein Titan (vielleicht Astreios) soll die Sterne für das Ehepaar und die Hochzeit bewegen, Tethys, die Göttin der Flüsse, der *scheumenden Wellen*, möge die Festtafel mit *Karpffen und Lächse* versorgen. Die Nachtigall als Vogel des Hochzeitsmonats Mai und Symbol der Liebe wird mit ihrem vermeintlichen Ruf (*Lasse dein Glück! Glück! Glück! Lieblicher klingen!*) zum Gratulanten. Die 24 Zeilen im Paarreim enthalten in sich selbst eine Zusammenfassung (*Funcklet derwegen Ihr Himmlischen Kertzen! Kühlet ihr Winde der Liebenden Hertzen! Erde / zu krönen gib schöne Narcissen / Wasser / zu speisen gib niedliche Bissen!*); erst zum Abschluss wird göttlicher Beistand angerufen:

*SchließBlich / O höchster Erhalter! der Dinge
So du geschaffen / gib daß es gelinge
Glücklich / den beiden vereinigten Seelen
Die sich der Himmlischen Gnade befehlen!*

Neander wählt einen daktylischen Vers mit nur einem Enjambement zur Erzeugung der Idyllenähnlichkeit.

Dem Ganzen steht eine französische Dichtung gegenüber in Form von fünf Vierzeilern in Paarreimen und zwei Zweizeilern, ebenfalls in Paarreimen und gehalten in männlichen Alexandrinern. Sie enthält in vier Strophen ein Wechselspiel zwischen Bräutigam und Braut (*Le Jeu louable entre l'Epoux Monsieur Dusing & l'Epouse Mademoiselle Cöpers.*), eingeführt von einer der Hochzeitsgesellschaft (*La Compagnie*) zugeschriebenen Strophe, in der von einem *beau duel* der Liebenden gekündet wird. Der Bräutigam setzt mit einer vehementen Liebeserklärung ein (*Vous, qui brulés mon cœur d'une ardeur sans seconde*), der die Braut die Versicherung immerwährender Liebe entgegensetzt: *Je suis du tout à vous, vous estes ma vie, mon bien, Vous estes mon amour, sans vous je ne suis rien*. Im Reigen folgt wiederum der Bräutigam, dessen Zuneigung Neander rhetorisch steigert:

*Vos yeux sont mon soleil, vos yeux sont mes idoles,
Vos voix sont mon miel, mon sucre vos paroles,
La lune de la nuit, la Venus du matin,
Ma chaste Tourterelle, sans vous ie n'ay rien.*

Ähnlich dem deutschen Text, wird auch hier im Folgenden auf die griechische Mythologie verwiesen. Phöbus (Apollon), seine Schwester Artemis (hier: Diana) und Venus, als Göttin der Liebe und des erotischen Verlangens künden von der Liebesnacht, in der die Braut ihrem Bräutigam ihre Seele und ihre Liebe schenkt (*ie donne mon amour, Je donne mon esprit, iusqu'à mon dernier jour*). Im Deutschen hatte Neander den Titan gebeten, die Sterne zu bewegen und die Zeit zu verlängern: *Last euch bewegen / daß Titan mach mehren Dreywahl fünf Stunden / der Hochzeit zu Ehren!* Die Anrufung der Götter und die Dreizahl haben ein Vorbild: Jupiter nahm der Sage nach die Gestalt des Amphytrios an und zeugte mit dessen Gattin Alkmene den Halbgott Herkules, wofür er die Nacht um das Dreifache verlängerte – ein Motiv, das häufig in der erotischen Dichtung rezipiert wurde. Bekanntes Beispiel

des deutschen Humanismus ist die Liebesdichtung des Humanisten Conrad Celtis (1459–1508) auf seine Geliebte Hasilina (*De nocte et osculo Hasiliniae, erotice*), worin die Celtis eine Verlängerung der Nacht erbittet, um seine Lust zu stillen.¹⁰ Neander setzt erst hieran – ähnlich dem deutschen Text – den Anruf um göttlichen Beistand für das Paar durch die Hochzeitsgesellschaft.

III.

*Der poßierliche Doppelmensch! Auff das Hochzeitliche Eh= Ehr= und Freuden=Fest Des Ehrenvesten / Vorachtbahren und Wolgelahrten Herrn Henning Friedrich Störs / Anjetzo nach GÖttes Versehung Ehren=Bräutigams / Und der Edlen / Viel Ehr= und Tugendreichen Jungfern / Jungfer Agnesa Kochs / Des Weinland WolEhrenvesten / Großachtbahren und Wollfürnehmen Herrn Dethmar Koch / bey Lebzeiten Hochansehnlichen Kauff= und Handelsherrn dieser Kayserl. Freyen=Reichs=Statt Bremen nachgelassenen Ehlichen Tochter / anitzo nach GÖttes Schickung J. Ehren=Braut / Vollzogen den 8. und 9. Junij im Jahr 1669, Seiner Junffer Wasen zu Ehren entworfen Von JOACHIMUS NEANDER St. Bremen: Hermann Brauer 1669*¹¹

Das dritte, bisher gänzlich unbekannte Gelegenheitsgedicht [Abb. 2] Joachim Neanders hatte erneut verwandtschaftlichen Hintergrund; die Braut war seine Kusine. Der Bezug erschließt sich durch die erste, kinderlos gebliebene Ehe von Johann Joachim Neander, der im Januar 1642 die verwitwete Maria Koch geehelicht hatte, die aber bereits im Februar 1648 verstarb. Ihr Bruder, der Kaufmann Dethmar Koch (auch: Dithmar Coch), hatte im Juli 1646 Agnes Willius geheiratet, aus der die Tochter Agnesa (Agneta) hervorging.

Der auf den ersten Blick ungewöhnliche Titel weist Neander als Kenner der antiken Literatur, genauer des platonischen Textkorpus, aus. Der Autor nimmt als Ausgangspunkt seiner durchweg deutschen, auf das nicht-akademische Publikum zielenden Darstellung, die Erzählung des Aristophanes aus Platons *Symposion* (Gastmahl),¹² die er in ein ›Goldenes Zeitalter‹ und die Herrschaft des Gottes Saturn (*Saturnia regna*) verlegt. Aristophanes spricht in der literarischen Vorlage von der ursprünglichen Natur des Menschen: Dessen Form war kugelförmig, mit vier Armen, vier Beinen, vier Ohren und zwei voneinander abgekehrten Gesichtern, zwei funktionslosen Geschlechtsteilen, aber nur einem Kopf. Diese *Doppelmenschen*, um Neanders Diktion zu verwenden, waren voller Machtwillen und Frevel gegenüber den Göttern. Um dieser Anmaßung abzuhelpfen, beschloss Zeus, die Menschen zu teilen und sie auf zwei Beinen aufrecht gehen zu lassen. Apoll drehte zudem das Gesicht und die

10 Vgl. Wilhelm Kühlmann u. a. (Hrsg.), *Humanistische Lyrik des 16. Jahrhunderts*, Frankfurt am Main 1997 (Bibliothek deutscher Klassiker, Band 146), S. 30 ff., 947 f.; auch Harry C. Schnur (Hrsg.), *Lateinische Gedichte deutscher Humanisten*. Zweite Auflage, Stuttgart 1978, S. 40 f. (variierende Übersetzung).

11 Privatbesitz Thomas Elsmann.

12 *Symposion* 189d–193c; dazu Bernd Manuwald, *Die Rede des Aristophanes* (189a1–193e2), in: Christoph Horn (Hrsg.), *Platon. Symposion*, Berlin 2012, S. 89 ff.

Halshälfte zur Schnittfläche hin, damit die Menschen ihrer Strafe immer gewahr werden könnten. In der Folge verbrachten die Menschen alle Zeit darauf, die ihnen fehlende Hälfte zu finden. Wenn sie diese fanden, konnten sie nicht voneinander ablassen und vernachlässigten alle Lebensnotwendigkeiten. Die

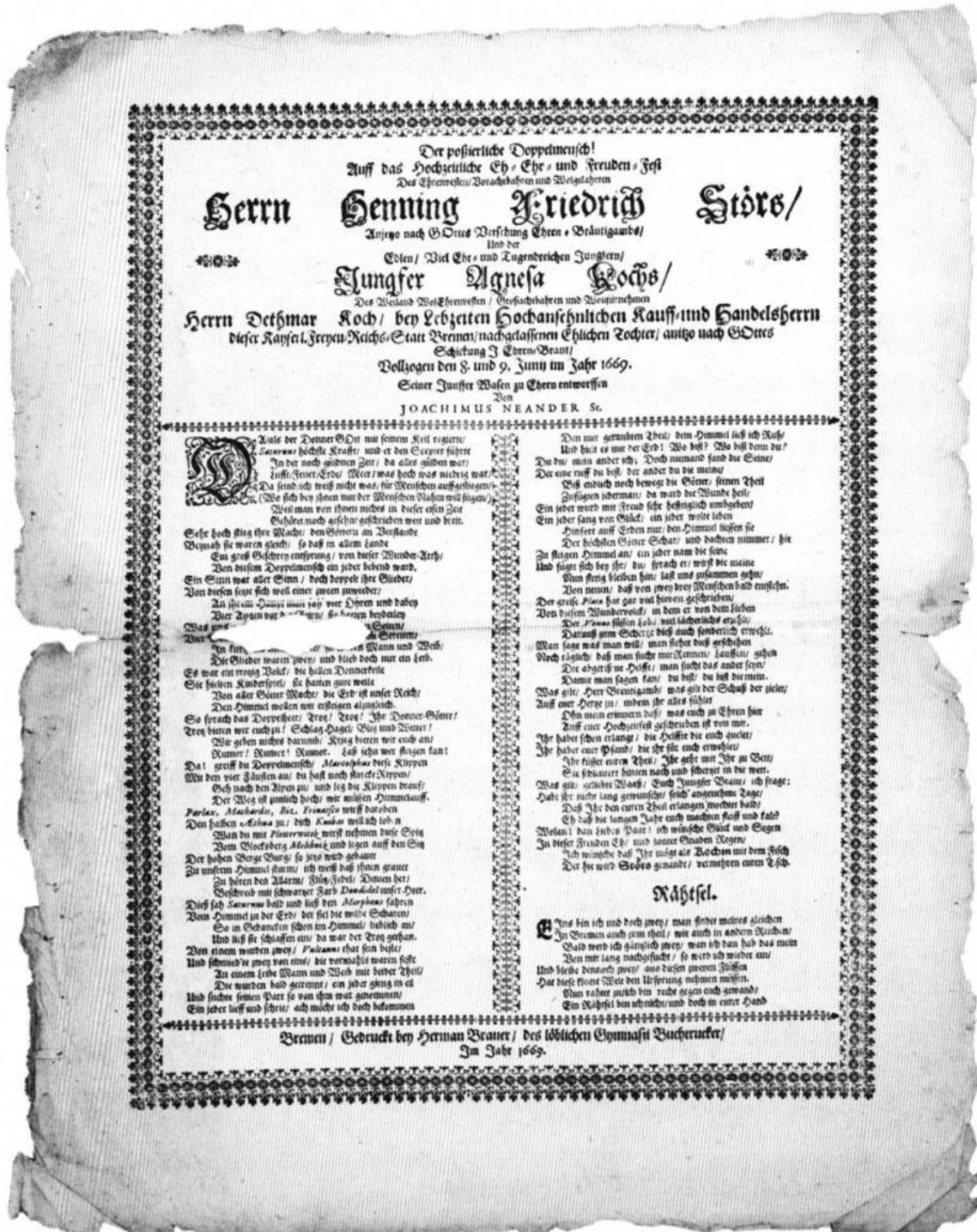


Abb. 2: Gelegenheitsgedicht von Joachim Neander, Einblattdruck. Foto: SuUB Bremen.

Abhängigkeit ging so weit, dass beim Tode der einen Hälfte auch die andere verstarb. Aus Mitleid ließ Zeus nun die Geschlechtsteile nach außen verlegen, damit sich die beiden Teile in Liebe vereinigen und Nachkommen zeugen könnten. Ein natürlicher, dem Menschen eingepflanzter Eros, hat als Resultat, dass er stets sein anderes Teil sucht, um aus zweien wieder eins zu machen.

Neander führt nun eben diese Erzählung wie in seinem Erstlingswerk in je zwei dreizehnsilbigen (weiblichen) und je zwei zwölfzeiligen (männlichen) Alexandrinern in Paarreimen (aa bb) pro Strophe mit Enjambements aus, freilich mit einer gehörigen Portion freier inhaltlicher und rhetorischer Ausgestaltung, so wenn er etwa das Machtstreben der Doppelmenschen charakterisiert:

*So sprach das Doppelheer / Trotz! Trotz! Ihr Donner=Götter!
Trotz bieten wir euch zu! SchlagHagel / Blitz und Wetter!
Wir geben nichts darumb / Krieg bieten wir euch an /
Rumor! Rumor! Rumor. Laß sehn wer steigen kan!
Da! greiff du Doppelmensch / Marcolphus diese Klippen¹³
Mit den vier Fäusten an / du hast noch starcke Rippen /
Geh nach den Alpen zu / und leg die Klippen drauf /
Der Weg ist zimlich hoch / wir müssen Himmelauff.*

Das Streben zum Göttlichen wird von Neander bildlich genommen: *Die Doppelmenschen* erhöhen die Berge, um den Himmel zu stürmen. Dies Gebaren führte zum Eingreifen von Saturn, der durch Morpheus die Frevler in einen tiefen Schlaf versetzen ließ. Das Trennen der *Doppelmenschen* oblag Vulcanus, dem römischen Kontrapart zum griechischen Hephaistos, der zwei Menschen aus einem schmiedete.¹⁴ Wie in der Vorlage, irrten die Menschen zunächst ziellos herum, erst die wieder von den Göttern gegebene Sexualität änderte alles:

*Ein jeder wurd mit Freud sehr hefftiglich umbgeben /
Ein jeder sang von Glück / ein jeder wolte leben
Hinfort auff Erden nur / den Himmel liessen sie
Der höchsten Götter Schar / und dachten nimmer / hie
Zu steigen Himmel an / ein jeder nam die seine
Und fügte sich bey ihr / du / sprach er / wirst die meine
Nun stetig bleiben hin / last uns zusammen gehn /
Von neuen / daß von zwey drey Menschen bald entstehn.*

13 Die Figur des derben, kräftigen und zugleich hässlichen Marcolfus (Marcolphus) ist bekannt durch den verbreiteten *Dialogus Salomonis et Marcolfi*, wo er als Gegenpart des weisen König Salomon auftritt und diesen schließlich im Streitgespräch besiegt, vgl. Michael Curschmann, »Dialogus Salomonis et Marcolfi«, in: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon. Zweite, völlig neu bearbeitete Auflage. Band 2, Berlin, New York 1980, Sp. 80 ff.

14 Die Figur des Hephaistos entnahm Neander ebenfalls dem platonischen Dialog.

Das Suchen nach seiner komplementären Hälfte hat für den Bräutigam (*Ihr küsset euren Theil / Ihr geht mit ihr zu Bett*) und die Braut ein Ende, deren Namen der Autor dichterisch nutzt:

*Wolan! dan Liebes Paar! ich wünsche Glück und Segen
In dieser Freuden=Eh / lauter Gnaden Regen /
Ich wünsche daß Ihr mögt als **Kochin** mit dem Fisch
Der hier wird **Störs** genandt / vermehren euren Tisch.*

Den Abschluss bildet wiederum ein Rätsel, in diesem Falle ebenfalls in Alexandrinern.

IV.

IN NUPTIAS Clarissmi nec non Doctissimi Viri, DN. HERMANNI HEINEKENII, Med. Doct. Experientissimi SPONSI, & Lectissimæ Castissimæque Virginis. CHRISTINAE DN. Christophori Knippingii, Cantoris & Scholae Patriae Præc: olim meritissimi, Filiæ SPONSAE ο' μοιοτέλετον – – – Aprosodicum. Bremen: Hermann Brauer 1678¹⁵

Die Autorenbezeichnung lautet hier: JOACHIMUS NEANDER *Gymnasii Dusepolitani Rector*, das Hochzeitsgedicht entstand im August 1678, weniger als ein Jahr vor dem Weggang aus Düsseldorf und dem Amtsantritt in Bremen. Der Vorgang belegt die offenbar in nuce immer noch bestehenden Beziehungen zur Heimatstadt, der Grund für die Verfasserschaft dürfte einerseits in der Loyalität zu dem Vater der Braut Christoph Knipping d. J. (1620–1675) zu sehen sein.¹⁶ Christoph Knipping d. J. hatte 1654 von seinem Vater Christoph Knipping d. Ä. (1596–1654) das Amt des Cantors am *Gymnasium Illustre* übernommen.¹⁷ In seiner Person ist eine zentrale Einflussnahme auf Neander und sein dichterisches sowie musikalisches Schaffen während der Schul- und Studienjahre zu vermuten.¹⁸ Andererseits bestanden zwischen Neander und der Familie Knipping familiäre Bande: Der Vater Johann Joachim Neander hatte im September 1649 in zweiter Ehe Katharine Knipping, die Tochter Christoph Knippings d. Ä. geheiratet, die Schwester Christoph Knippings d. J., aus dessen Ehe mit Anna Muntze (1645) u. a. die Tochter Christine hervorgegangen war. Ihr Ehemann Hermann Heineken (1647–1709) wurde 1673 an der Universität Franeker in Medizin promoviert, praktizierte zunächst in Leer und kam 1680 endgültig nach Bremen (Physikat 1689).

15 Staats- und Universitätsbibliothek Bremen, 54.a.8, Nr. 54; zu Aspekten der deutschsprachigen Gedichte auf das Paar vgl. Fuchs, *HimmelFelß* (wie Anm. 8), S. 212.

16 Vgl. zu ihm Oliver Rostek, *Bremische Musikgeschichte von der Reformation bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts*, Lilienthal 1999, S. 135 f.

17 Dazu allgemein Oliver Rostek, *Die Kantoren des Gymnasium Illustre*, in: Tietze, 475 Jahre, (wie Anm. 7), S. 161 ff.

18 In den zahlreichen Epicedien anlässlich des Todes von Knipping ist Joachim Neander nicht als Autor nachweisbar.

Dem akademischen Hintergrund angemessen, wählt der Verfasser hier die lateinische Sprache. Er selbst kündigt im Titel eine Dichtung in Form eines Homoioteleutons an, was aber hier nur eine Dichtung mit Reimen bedeutet. Als rhetorisch-stilistisches Mittel benennt der Autor zudem das Aprosdoke-ton (*Aprosodicum*), eine Art stilistischer Pointe. Das Epithalamium besteht aus sechs einfachen Sestinen, die jeweils auf ein abschließendes Reimpaar hinauslaufen (ababcc).

Verglichen mit den vorausgegangenen Kasualia herrscht hier eine gänzlich andere Grundstimmung vor: Die verbrannte Erde ächzt unter den Wirren des Krieges aus den Früchten der Sünde, Königreiche geraten ins Verderben:

*Terra cónturbata gemit
Bellicis tumultibus,
Conscientiaq(ue); tremit
Ex peccati fructibus;
Mundi regna collabascut;
Fides, Spes, inveterascunt.*

Aus aller Not bleibt nur *sanctitas* als Befreiung. Bei allen Veränderungen, trotz aller Verwerfungen (*convulsiones*) schützt die Gnade Gottes. Aus der Düsternheit vermag eben nur Gott zu retten. Darin spiegeln sich Neanders gewandelte Weltsicht, aber auch die historische Realität, fiel die Verfasser-schaft doch in die Zeit der großen europäischen Konflikte durch Frankreichs Expansion unter Ludwig XIV., von denen Bremen freilich nur indirekt betrof-fen war. Neander behielt die ersten drei Strophen diesen neagtiven Schilde-rungen vor, ehe er sich im Folgenden dem Hochzeitspaar widmet. Das Gelöb-nis des Hochzeitstages belegt für den Verfasser die göttliche Gnade. Beide geben ihre Herzen: *Vive, Sponse, Creatori: Vive, Sponsa, Redemptori*. Nean-der spricht von einem Gelöbnis, welches er in verwandtschaftlichem Sinne niedergelegt hat, das allerdings nachdenklich endet: *Sic vivemus sine morte Lucis filiorum sorte*.

Fazit

Die Bewertung von Joachim Neanders Rolle als Gelegenheitsdichter birgt natürlich etwas Vorläufiges in sich. Vier Gedichte erlauben kein abschließen-des Urteil in aller Aussagekraft, der barocke Eisberg wird immer wieder Überraschungen und Neuentdeckungen gerade im Kontext der Kasualia bie-ten.¹⁹ Augenfällig ist aber, dass die von ihm verfassten Kasualia überwiegend in einem verwandtschaftlichen Kontext stehen – er war offensichtlich kein Vielschreiber oder Beiträger ums Geld.

19 Vgl. Peter Rau, Dem »barocken« Eisberg zu Leibe – Planung und Förderung des VD 17 durch die DFG, in: Sabine Wefers (Hrsg.), 86. Deutscher Bibliothekartag in Erlangen 1996. Ressourcen nutzen für neue Aufgaben, Frankfurt am Main 1997 (Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie, Sonderheft 66), S. 319 ff.; Klaus Garber, Schmelzen des barocken Eisberges?, in: Zeitschrift für Bi-bliothekswesen und Bibliographie 38 (1991), S. 437 ff.

Die drei 1668 und 1669, davon zwei innerhalb eines Monats, vor der *conversio* entstandenen deutsch bzw. deutsch-französisch sprachigen Epithalamia tragen durchweg heiteren, scherzenden Charakter mit teils offenen, teils versteckten Anspielungen auf die Liebesfreuden der Ehe. Neander arbeitete mit antiken Versatzstücken, die er frei formte. Die den jeweiligen Dichtungen zugrunde liegenden Ideen zeugen von Fantasie und Geschick: Der umherirrende Cupido, die Elemente der Natur und schließlich die im platonischen Textkorpus überlieferte Geschichte der sog. *Doppelmenschen*. Hier bot sich jeweils ein Fundus, dessen Elemente auszugestalten waren. Verzichtet wurde auf Figurendichtung, Akrostichen, Echodichtung etc. So interessant auch die zugrundeliegenden Ideen waren, so blieben ihre Ausführungen meistens konventionell im Sinne der Zeit- und Gattungsgemäßheit. Augenfällig ist auf den ersten Blick die randständige Rolle der Religion, ein Wesenszug, den manche vergleichbare Bremer Hochzeitsgedichte der Zeit ebenso tragen. Hier scheint sich das zu bestätigen, was sein späterer, auch von Undereyck beeinflusster Biograf Johann Henrich Reitz (1665–1720) – in aller Dramatik und um die Bedeutung der *conversio* herauszustellen – feststellte:²⁰ *Seine Studenten=Jahre brachte er nach der gemeinen Weise zu / das ist / in Eitelkeit des Sinnes / in Unandacht gegen Gott und sein Wort / und in Haß gegen die / die so man heterodoxen oder Irrglaubigen nennet / und in Liebe zu den Lüsten der Jugend und thörichten divertissements / und in blosem Gesuch der aufblühenden falsch=berühmten Wissenschaft und Erkenntnuß / welche das Antichristliche Weib als einen schönen und nöthigen Schmuck den Jünglingen mit glatten Worten anpreiset.*

Das vierte, lateinische Gedicht scheint in seiner düsternden Grundstimmung und seiner Zurückdrängung des Weltlichen die Wandlung des Verfassers zu bestätigen: Erlösung liegt nur bei Gott und in Gottes Wirken, die Verbindung zwischen Mann und Frau, die Liebe zwischen beiden verliert ihre diesseitige Dimension. Das greift aber in der Gänze zu kurz und hat letztlich seine Grundlage in der Biografie von Reitz, der im Gegensatz zu Neanders früher Unkeuschheit und allem Weltlichen zugewandten Natur, das Bild eines reinen, bekehrten *Wiedergebornen* entwerfen wollte. Einer derartigen Verengung stehen die Lieder von Neander selbst gegenüber. Es sollte daran erinnert werden, dass diese Lieder ursprünglich für den privaten, sehr intimen Gebrauch gedacht waren: *Zu lesen und zu singen auf Reisen, zu Hauß oder bey Christen Ergetzungen im Grünen*. Sie zeugen von einer sehr persönlichen, subjektiven Zuneigung, sind gefühlsbetont, ja teils fröhlich und naturverbunden, was ihnen bis heute Ausstrahlungskraft und Stärke verleiht. Tief empfundener Glaube muss sich nicht immer in Ernsthaftigkeit und Demut äußern.

20 Johann Henrich Reitz, *Historie der Wiedergebornen / Oder Exempel gottseliger / so bekannt- und benannt- als unbekannt- und unbenannter Christen [...]*, Theil 4, [Itzstein]: [Haug] 1717, S. 44.

Emigrés bienvenues?

Flüchtlinge zwischen Toleranz und Staatsraison

1795 in Bremen. Eine Fallstudie

Von Hartmut Müller

Als am 2. Mai 1793 fünfundzwanzig aus Frankreich geflüchtete katholische Priester an der Schlachte bremischen Boden betraten, ahnte niemand, dass die Stadt bald von einer bisher beispiellosen Flüchtlingswelle überrollt werden sollte.

Der Bremer Kapitän Gert Havighorst hatte die nach der Hinrichtung König Ludwigs XVI. und vor der beginnenden Terreur der französischen Revolution Geflüchteten in Morlaix in der Bretagne an Bord seiner Bark »Expedition« genommen und an die Weser in Sicherheit gebracht.¹

Der Umgang mit Flüchtlingen war in den vergangenen Jahrhunderten für die Bremer etwas nicht grundsätzlich Außergewöhnliches gewesen. Seit der Reformation galt die Stadt im protestantischen Lager als »Hospitium ecclesiae«, als »Herberge der Kirche«.

Schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts waren reformierte Walloren aus den spanisch-katholischen Niederlanden nach Bremen geflüchtet, wo sie zunächst eine lose Gemeinde mit eigenem Gottesdienst in französischer Sprache gebildet hatten, später aber in den bremischen reformierten Gemeinden aufgegangen waren.

Während des Dreißigjährigen Krieges flohen zahlreiche »aus Böhmen, Pfaltz, Sachsen und anderswo verjagte evangelische Christen« hinter die sicheren Mauern der Stadt, wo sie »bey Tausenden allhie ihren Unterhalt gefunden«, und die Bürger ihnen »reichlich steuerten und sonst zu arbeiten behulfflich waren«. Nach dem Frieden von Münster und Osnabrück waren die meisten von ihnen allerdings 1646 in ihre Heimat zurückgekehrt.²

Nach der Aufhebung des Toleranzedikts von Nantes fanden zwischen 1685 und 1688 rund sechs- bis siebenhundert französische Hugenotten aus dem Languedoc, die vor religiöser Verfolgung geflüchtet waren, Aufnahme in Bremen. Hier, wo ihnen laut Koster »viele Guhthaften wiederfuhren«³, bildeten sie unter der Aufsicht des Senats eine eigene Gemeinde mit französischen Lehrern und Predigern. Viele von ihnen erhielten, da vermögend, als Bürger

1 StAB 2-P.8.B.3.b.2. Bd.1. Die Priester hatten sich geweigert den Eid auf die neue Verfassung abzulegen.

2 Peter Koster, Chronik der Kaiserlichen Freien Reichs- und Hansestadt Bremen 1600–1700, bearbeitet und herausgegeben von Hartmut Müller, Bremen 2004, S. 24, S. 79.

3 Ebd., S. 354.

unter Bürgern das Bremische Bürgerrecht, andere verließen aber bald wieder die Stadt, in der sie, u. a. nicht zu den Zünften zugelassen, wirtschaftlich nicht richtig Fuß fassen konnten. 1748 zählte die Gemeinde noch 191 Mitglieder, bis zum Ende des Jahrhunderts waren aber auch diese vollständig integriert in der bremischen Bevölkerung aufgegangen.⁴

Während des französisch-holländischen Krieges waren es 1672 dann überwiegend »vornehme Leute aus Amsterdam und Holland« gewesen, die vor den Wirren des Krieges nach Bremen geflohen waren und sich hier eine Zeit lang aufgehalten hatten.⁵ Das wird bei dem wirtschaftlichen und kulturellen Austausch, wie er seit dem 16. Jahrhundert zwischen Bremen und den Niederlanden herrschte, kaum jemanden wirklich überrascht haben.

Und doch, selbstverständlich war die Aufnahme von Flüchtlingen oder Fremden damals nicht.

Seit 1562 schon mahnte eine Inschrift am Herdentor, einem der zahlreichen bremischen Stadttore, die Bremer mit den Worten:

»Bremen, wes ghedechtich,
Late neict mer in,
Du beist ohrer mechtig«⁶.

Entstanden zwar zu Zeiten innerstädtischer Auseinandersetzungen strittiger Ratsparteien, wurde die Inschrift doch schon bald zur politischen Maxime des Rats und gerade auch in seiner Fremden- und Flüchtlingspolitik. Genaue Meldeverordnungen regelten im 18. Jahrhundert den Verkehr mit den Fremden. An den Stadttoren wurden Fremdenlisten angelegt, von denen jeden Abend Abschriften an die für Militär und Polizei zuständigen Senatoren übergeben werden mussten. Landstreicher, Bettler, Kranke, Zigeuner und auch Leute, die kein Gewerbe nachweisen und sich nicht selbst ernähren konnten, waren »von den Avenuen dieser Stadt weg zu weisen«⁷.

Mehrfach erneuerte der Senat jetzt sein Verbot, Häuser, Gärten oder Zimmer ohne obrigkeitliche Erlaubnis an Fremde zu vermieten. Die Zeit der Glaubenskriege und der vertriebenen religiösen Minderheiten war vorbei. Wer jetzt floh, floh vor dem Krieg, vor dem Soldatsein, aus wirtschaftlichen Gründen oder weil er mit der Politik seines Landesherrn nicht einverstanden war.

Schon immer waren dabei die Städte Anziehungspunkte gewesen, Orte, in denen man sich Freiheit und wirtschaftliches Auskommen erhoffte. »Stadtluft macht frei« – schon im Mittelalter hatten Bauern immer wieder durch Flucht in die Städte versucht, Leibeigenschaft und Hörigkeit zu entgehen. So auch in Bremen. Zu Auseinandersetzungen war es darüber 1351 mit dem Grafen Gerd von Hoya gekommen. »Dat quam van etlichen luiden tho, de uth der

4 Vgl. Wilhelm Beuleke, Herkunft und Berufe der Hugenotten in Bremen, in: Brem.Jb. 38, 1939, S. 22–59.

5 Koster, Chronik (wie Anm. 2), S. 284.

6 Vgl. Hermann Tardel, Bremen im Sprichwort, Reim und Volkslied, Bremen 1947, S. 42 ff.

7 So z. B. im Ratsproklam vom 24. November 1710.

herschop Hoie tho Bremen weren borgers geworden«, berichtet Johann Renner in seiner Chronica der Stadt Bremen.⁸ Nach Jahr und Tag hatten die Hoyaer Bauern in Bremen ihre Freiheit erlangt, eine Freiheit, die die Stadt wenig später in militärischer Fehde gegen die Grafen von Hoya verteidigte.

Im 18. Jahrhundert taten die deutschen Fürsten alles, um die Flucht ihrer Untertanen zu verhindern. In allen Staaten wurden nun Auswanderungsverbote erlassen, denn als Ziel der Flüchtlinge galten in zunehmendem Maße nicht mehr die Städte allein, sondern die Neue Welt jenseits des Atlantiks. 1768 untersagte ein Edikt Kaiser Josephs II. jegliche Auswanderung aus dem Reich. In enger Absprache untereinander observierten die Polizeibehörden die Auswanderungswilligen und politischen Flüchtlinge. Und wer da nicht mitmachte, geriet schnell unter politischen Druck, wie Bremen, das 1784 und 1792 auf diplomatische Eingaben hin ebenfalls Auswanderungsverbote erließ, obwohl diese eigentlich gegen die wirtschaftlichen Interessen der Stadt verstießen.

Sicherheitspolitische Bedürfnisse, Sachzwänge und Prinzipien der Staatsraison bestimmten längst die Flüchtlingspolitik. »Cui bene« – wem nützt es, hieß es bei jedem zu hinterfragen, der an den Toren der Stadt um Aufnahme bat. Und das besonders in politisch brisanten Zeiten.

Der politische Vorbehalt: Neutralität um jeden Preis

Eine der Maximen bremischer Außenpolitik im 18. Jahrhundert war es, sich nach Möglichkeit aus den europäischen Kriegen herauszuhalten, strikte Neutralität zu wahren und so die Freiheit der Stadt sowie Wachstum von Wirtschaft und Handel, besonders über See, zu sichern.

Doch das Kalkül des Senats war nicht immer aufgegangen.

Zunächst war es Bremen zu Beginn des Siebenjährigen Krieges gelungen, sich 1757 nach erklärter Reichsexekution gegen Preußen der Gestellung von Truppen zum Reichsheer durch eine finanzielle Abfindung gegenüber dem Kaiser zu entziehen. Auch vom kaiserlichen Verbot des Handels mit dem Reichsfeind wurde die Stadt unter Zusicherung des freien Seehandels während des Reichskriegs befreit. Selbst vom französischen Hof, an den sich der Senat zwecks Wahrung seiner Neutralität gewandt hatte, waren »angenehme Versicherungen« gekommen.⁹ Doch keine der kriegführenden Parteien hatte sich später an die gemachten Zusagen gehalten. In den folgenden Jahren wurde Bremen mehrfach unter Bruch seiner Neutralität durch Franzosen, Hannoveraner und Engländer besetzt und musste den Durchmarsch fremder Truppen hinnehmen.

Auch in der Folge war Bremen sorgsam auf die Wahrung seiner Neutralität bedacht gewesen, auch wenn sich der Bayrische Erbfolgekrieg (1778–1779) z. B. eher im Süden des Reiches abspielte und die Stadt wenig tangierte.

8 Johann Renner, Chronica der Stadt Bremen, Teil 1, bearbeitet von Lieselotte Klink, Bremen 1995, S. 291.

9 Christian Abraham Heineken, Geschichte der Freien Hansestadt Bremen von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Franzosenzeit, bearbeitet von Wilhelm Lührs, Bremen 1983, S. 60.

Neutralität zu wahren, blieb für den Senat lebenswichtig, zu Lande wie besonders auch zu See. Als Frankreich 1778 die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten anerkannte, hatte dies Krieg mit England bedeutet, ein Krieg, dem zwei Jahre später auch Holland beigetreten war. Teile der Auseinandersetzungen wurden in der Folge auf See ausgetragen, und »von nun an färbte das Blut dieser beiden streitenden Nationen die Meere«¹⁰. Für Bremen bedeutete das Gefährdung und Chance seines Überseehandels zugleich. Unter neutraler Flagge bedienten seine Schiffe beide kriegführenden Parteien, und Teile des überseeischen Warenverkehrs, der seinen Weg bisher über London und Amsterdam genommen hatte, nahm diesen jetzt über die Weser. »Frei Schiff, frei Gut« – dieser Grundsatz des Seerechts stand aber allzu oft nur auf dem Papier. Immer wieder wurden bremische Schiffe aufgebracht, ihre Güter beschlagnahmt. Handel und Schifffahrt agierten in schwierigem Balanceakt zwischen den kriegführenden Parteien. Bremen trat daher 1780 auch nur zögerlich einer erklärten »Bewaffneten Seeneutralität« Russlands und der meistinteressierten europäischen Neutralen zur Aufrechterhaltung des Handelsverkehrs der neutralen und kriegführenden Mächte bei. Die Klugheit gebot es, weder die britische Seemacht, noch die französischen Kaperschiffe allzu sehr zu reizen.

Neutralität zu Wasser und zu Land: immer wieder galt es vorsichtig zu sein. Das zeigte sich einmal mehr, als Hannover 1781 damit begonnen hatte, in Bremen Soldaten für seine im englischen Sold stehenden Kolonialtruppen zu werben. Der französische Hof nahm daran Anstoß. Energisch drängte der französische Gesandte bei den Hansestädten »auf die ungesäumte Entfernung dieser Werber, weil solches sonst eine Unterstützung der Feinde seines Monarchen sei«¹¹. Das wiederum sahen die Hannoveraner als Beleidigung ihres Königs an, und der Senat saß wieder einmal zwischen allen Stühlen. Da es sich aber tatsächlich bei den Werbungen um nur wenige Rekruten handelte, ließ man nach langem diplomatischem Gerangel die Werbungen 1782 einfach auslaufen, und beide Seiten zeigten sich zufrieden.

Als 1783 mit dem Pariser Frieden das europäische Gleichgewicht der Mächte wieder hergestellt worden und der französische Außenminister Graf von Vergennes auch ausdrücklich für die Freiheit im internationalen Handelsverkehr eingetreten war, schien es, als könne man in Bremen zunächst einmal aufatmen. Doch die Atempause sollte nur von kurzer Dauer bleiben.

Dunkle Wolken im Westen: Sturm auf die Bastille

Am 25. Juli 1789 lasen die Hamburger in ihrer wichtigsten Zeitung, dem »Hamburgischen Correspondenten«, dass in Paris »große Bewegungen« stattgefunden hatten.¹² Aber konnten seine Leser tatsächlich ermessen, was

10 Heineken, Geschichte Freie Hansestadt Bremen (wie Anm. 9), S. 177.

11 Ebd., S. 222.

12 So bei Rainer Postel, Von der »glücklichen Revolution« zur »Mördergrube«, in: Rainer Postel (Hrsg.), Hamburg und die Französische Revolution, Hamburg 1977, S. 7.

da wirklich passiert war und welche Folgen der Sturm auf die Bastille für sie möglicherweise haben würde?

Wie den Hamburgern wird es auch den Bremern ergangen sein. Für die meisten von ihnen war Frankreich weit entfernt, und über Frankreich und die Franzosen wusste kaum jemand von ihnen Genaueres. Nur die Kaufleute kannten sich in und mit Frankreich aus, gehörte Frankreich doch im ausgehenden 18. Jahrhundert zu den wichtigsten Handelspartnern der Hansestadt, und neben den wirtschaftlichen Beziehungen gab es auch solche verwandtschaftlicher Art, besonders nach Bordeaux.¹³ Um die einhundert Schiffe kamen jährlich aus französischen Häfen an die Weser,¹⁴ von wo sie nicht nur Wein und Kolonialwaren mitbrachten, sondern auch die neuesten politischen Nachrichten, die dann in den Kontoren an der Schlachte eifrig diskutiert wurden. Manch junger Mann outete sich damals als Anhänger des neuen revolutionären Gedankenguts, wie etwa Franz Böving, der damals in der Langenstraße auf dem Kontor der Firma Pundsack & Vollmers als junger Kaufmann arbeitete und sich später erinnern sollte: »Ich war damals ein gewaltiger Demokrat und der Französischen Revolution, welche schon seit 1789, besonders aber seit Anno 1792, Europa in Harnisch gebracht hatte, sehr zugetan«¹⁵.

Informiert über die Entwicklungen in Frankreich war natürlich der Senat. Wöchentlich berichtete der Gesandte der Hansestädte in Paris, La Flotte, nach Bremen.¹⁶ Anfang Juli ist bei ihm von »rumeur populaire et la crainte d'une subversion dangereuse« zu lesen, d. h. von einer allgemeinen Unruhe des Volkes sowie der Furcht vor einem gefährlichen Umsturz. Erstaunlicherweise berichtet er in den folgenden Tagen nichts über den Sturm auf die Bastille (14. Juli). Von der Entlassung des Premierministers Jacques Necker ist die Rede, von Getreidepreisen, Finanz- und allgemeinen Handelsangelegenheiten, d. h. von Dingen, von denen er wusste, dass sie den Bremer Senat und die Bremer Kaufleute vorrangig interessierten. »Une révolution est opérée« heißt es dann aber am 24. Juli doch, Paris wird beherrscht von einer »foule immense de peuple«, es herrscht »anarchi«. Später meint La Flotte, er könne zwar endlos über die Revolution berichten, verweist aber auf die öffentlichen Zeitungen, die in großer Zahl überall in Europa zirkulierten. Und das zu Recht. In Bremen allerdings gab es damals nur die »Bremer Wöchentlichen Nachrichten«, ein reines Anzeigenblatt. Wer mehr über die Ereignisse in Frankreich erfahren wollte, musste zum auflagenstarken »Hamburgischen Correspondenten« greifen, der am 1. September 1789 u. a. ausführlich über die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte in Paris berichtete und auch an der Weser gelesen wurde. Sicherlich in der »Gesellschaft Museum«, wo um diese Zeit Neuigkeiten aus Frankreich Tagesgespräch waren. Ab 1790

13 Vgl. Hartmut Müller, Bremer Kaufleute in Bordeaux, in: Brem. Jb. 73, 1994, S. 87–115.

14 1789 waren es 112 Schiffe gewesen.

15 Karl H. Schwebel, Aus dem Tagebuch des Bremer Kaufmanns Franz Böving (1773–1849), Bremen 1974 (Bremische Weihnachtsblätter, Heft 15), S. 25.

16 Vgl. StAB 2-B.10.k.9. Bd. 1.

wurden hier vermehrt französische Zeitungen, Bücher und Landkarten angeschafft, das Journal de Paris etwa oder das Journal de Guerre, den Moniteur oder die Gazette Nationale.¹⁷ Das Interesse an den politischen Tagesereignissen wuchs von Monat zu Monat, und die Mitglieder der Gesellschaft, unter denen sich auch viele der traditionellen Weinhändler der Stadt befanden, kamen schon morgens zusammen, um die am Vorabend hereingekommenen neusten Zeitungen zu studieren.¹⁸ Als allerdings im Februar 1794 der »Kandidat Pratje« in einer abendlichen Vorlesung des »Museums« zu emphatisch mit Politik und Gedankengut der Revolution umging, erregte dies offensichtlich »viel Anstoss« »in Rücksicht auf die Zeitumstände wegen der französischen Angelegenheiten«. Der Vorstand des »Museums«, unter dessen Mitgliedern sich eine »Republikanische Gruppe« gebildet hatte, forderte, dass künftig »nicht wieder solche unvorsichtigen Vorträge« gehalten würden und diskutierte ernsthaft, den Bezug der französischen Zeitungen einzustellen.¹⁹

Die Meinungsfreiheit hatte ihre Grenzen. Das hatte auch Adolph Freiherr Knigge, seit 1790 als hannoverscher Oberamtmann in Bremen, zu spüren bekommen. Aus seinen Sympathien für die französische Revolution hatte er kein Geheimnis gemacht, 1790 am Freiheitsfest zum ersten Jahrestag der Französischen Revolution in Hamburg-Harvestehude teilgenommen und 1792 den deutschen Fürsten von Bremen aus mit seiner Schrift »Joseph von Wurmbrand politisches Glaubensbekenntniß mit Hinsicht auf die französische Revolution« ins Gewissen geredet. Die hannoversche Regierung hatte Knigges politisches Glaubensbekenntnis als »äußerst anstößige Schrift« mit größtem Befremden aufgenommen und diesem einen herben Verweis erteilt. Knigge hatte sich seitdem »im Reden und Schreiben mit einer fast übertriebenen Vorsicht« zurückgehalten.²⁰ Die Obrigkeit in Bremen betrachtete den Vorgang als eine hannoversche Angelegenheit, die sie nichts anging. Ähnlich fast unbeteiligt ließ sie auch später eine Sache einschlafen. Im Mai 1794 war dem Rat angezeigt worden, der Buchhändler Melchior Köhler vertreibe in der Stadt einen aus dem Französischen übersetzten »Republikanischen Katechismus«.²¹ Köhler, der bereits einhundert Exemplare verkauft hatte, gab bei seiner Befragung durch den Rat zunächst an, die Broschüre aus Hamburg erhalten zu haben, gestand dann jedoch, der Bremer Schiffer Melchert Steengrafe habe die französische Vorlage aus Bordeaux mitgebracht. Er habe sie gelesen, spannend gefunden und übersetzen lassen. Dann sei sie in Oldenburg gedruckt worden, von wem und wo, wisse er aber nicht. An einer Suche nach den Hintermännern dieser fragwürdigen Geschichte schien der Rat in

17 150 Jahre Bremer Clubleben – Ein Beitrag zur Kulturgeschichte Bremens, hrsg. v. Club zu Bremen, Bremen 1933, S. 90 f.

18 Siehe Adolph Freiherr Knigge in Bremen – Texte und Briefe, herausgegeben und kommentiert von Michael Rüppel und Walter Weber, Bremen 1996, S. 26.

19 Die Gesellschaft und die französische Revolution, in: Club zu Bremen (Hrsg.), Der Club zu Bremen 1783–2008. 225 Jahre in vier Jahrhunderten, Bremen 2009, S. 105 ff.

20 Ebd., S. 24, S. 96.

21 Hier und im Folgenden: Heinrich Tidemann, Die Zensur in Bremen, in: Brem. Jb. 30, 1926, S. 343 f.

der Folge nicht besonders interessiert und ließ die Angelegenheit ungeklärt liegen.

Überhaupt erblickte der Bremer Senat in der Revolution von 1789 offensichtlich weder eine innere Bedrohung, noch eine Belastung seines Verhältnisses zu Frankreich, weder politisch noch wirtschaftlich, und das war entscheidend. Und damit stand er nicht allein. In Christian Nikolaus Rollers 1803 erschienenem »Versuch einer Geschichte der Kaiserlichen und Reichsfreyen Stadt Bremen« werden die Ereignisse von 1789 nicht einmal erwähnt, und weder Christian Abraham Heineken noch Liborius B. Post²² widmen ihnen in ihren Erinnerungen auch nur eine Zeile. In der Stadt gab es wenig politischen oder sozialen Gärstoff. Und als es in den folgenden Jahren zu Unruhen unter den bremischen Handwerkern und Gesellen kam, gingen diese nicht – wie Heineken meint – auf die Parolen von Freiheit und Gleichheit zurück, die vornehmlich beim »Pöbel« Aufnahme gefunden hätten, oder auf den »unglücklichen Geist der Widersetzlichkeit gegen Obrigkeit und Vorgesetzte, gegen Gesetze und Ordnungen welche Frankreich damals zerrütteten«²³, sondern hatten eher eine historische Vorgeschichte ohne revolutionären Zuschnitt und ideologische Färbung.²⁴ Da sah es in Hamburg schon ganz anders aus. Teile der hamburgischen Bevölkerung hatten den Umsturz in Frankreich und die neuen Prinzipien von Freiheit und Gleichheit begeistert begrüßt und den ersten Jahrestag des Bastillesturms in Harvestehude feierlich begangen. Eine Euphorie, die später mit der Hinrichtung des französischen Königs und dem Beginn der Schreckensherrschaft der Jakobiner ihr schnelles Ende finden würde.²⁵

Die französischen Schiffe, die seit Ende 1790 an die Bremer Schlachte kamen, führten nun nicht mehr die bourbonischen Lilien im Top, sondern zeigten die revolutionären Farben »rouge, blanche et bleue«²⁶. Aber solange die Handelsbilanzen stimmten, störte das in Bremen niemanden. Und dies umso mehr, als die ersten Emigrantenwellen von königstreuem Adel Norddeutschland überhaupt noch nicht erreicht hatten. Das sollte sich erst in den folgenden Jahren ändern.

Koalitionskriege

»...erfüllten mit bangen Ahnungen auch schon die nördlichen Gegenden Deutschlands, erfüllten sie mit mancherlei Besorgnissen, ... von dem noch fernen Waffengeklirr erregt«, heißt es bei Christian Abraham Heineken in seiner Geschichte der Freien Hansestadt Bremen zum Jahre 1792.²⁷

22 Liborius B. Post, Geschichte der Freien Hansestadt Bremen 1755–1811, in: StAB 2-P.1.-265.

23 Ebd. S. 197.

24 Vgl. Klaus Schwarz, Die Lage der Handwerksgesellen in Bremen während des 18. Jahrhunderts, Bremen 1975 (Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv Bremen, Bd. 44).

25 Vgl. Postel, Hamburg und die Französische Revolution (wie Anm. 12).

26 So La Flotte in seinem Bericht vom 21. 10. 1790.

27 Heineken, Geschichte Freie Hansestadt Bremen (wie Anm. 9), S. 230.

Am 20. April 1792 hatte Frankreich Österreich und damit auch dem mit diesem seit Kurzem verbündeten²⁸ Preußen den Krieg erklärt. Diplomatische Reibereien hatte es schon vorher gegeben. Die indirekte Duldung bzw. Unterstützung der französischen Emigranten im Rheinland sowie die drohenden Töne der österreichischen Noten zur Wiederherstellung der Monarchie in Frankreich waren in Paris nicht unbemerkt geblieben. Die Empörung über drohende Interventionsabsichten der europäischen Monarchen, der Wunsch zur Verbreitung des revolutionären Gedankenguts über die eigenen Grenzen hinaus sowie eine unterschwellige Stimmung, zu alter nationaler Größe und Macht zurück zu gelangen, hatten schließlich dazu geführt, dass in der Nationalversammlung die Kriegspartei die Oberhand gewonnen hatte.

Wer in hochmütiger Unterschätzung des Gegners nun glaubte, dass der Feldzug der vereinten Österreicher und Preußen gegen die Revolutionäre aus Paris zu einem schnellen Sieg führen würde, sah sich bald getäuscht. Im September 1792 hielten die »Sansculottes« der Kanonade der Koalitionäre bei Valmy stand und fielen in der Folge ins deutsche Reichsgebiet sowie in die österreichischen Niederlande ein. Im November räumten die Österreicher Belgien, besetzten die französischen Truppen Brüssel.

Das alles geschah noch weit vor den Toren Bremens. Angesichts der außenpolitischen Entwicklungen beschloss jedoch der Senat, um in Zukunft Beschlüsse schnell und geheim fassen zu können, am 11. Dezember 1792 die Einsetzung einer aus Senatoren und Bürgerschaftsvertretern zusammengesetzten »Geheimen Deputation«. Wieder einmal ging es darum, um der Geschäfte willen die Neutralität der Stadt zu wahren und keine der kriegführenden Parteien unnötig zu verärgern. »Erforderte jemals Bremens Politik, in Kriegszeiten soviel wie möglich keiner der kämpfenden Parteien sich anzuschließen, keinerlei Vorliebe für die eine oder andere blicken zu lassen, so wurde dieses, bei dem damaligen abwechselnden Waffenglück doppelt notwendig«, schreibt Heineken.²⁹ Schon im Mai 1792 hatte der Senat, »um Deutschlands Fürsten Aufmerksamkeit zu bezeugen«, die Unterstützung der Auswanderung »mit ihren Regierungen unzufriedener deutscher Untertanen« verboten.

Tatsächlich hatte seit dem Frühjahr der Zustrom junger Männer nach Bremen zugenommen, »Söhne der Landleute aus den benachbarten Provinzen«, die sich der Aushebung entziehen wollten und sich teils ohne Lohn bei Bremer Bürgern als Knechte verdingten. Andere, vermögendere, kamen in die Stadt, um sich von hier aus nach England einzuschiffen.³⁰ Vereinzelt erschienen nun auch »ihr Vaterland verlassene« und aus dem Rheinland vertriebene Franzosen« vor den Toren der Stadt, deren Aufenthalt den Senat hätte in »Verlegenheit« oder »Unannehmlichkeiten« bringen können.

Im Mai 1792 hatte man dem Senat »zur Anzeige gebracht«, »daß anjetzt einige verdächtige Fremde sich hier einschleichen und Wohnungen miethen sollten, welches bey jetzigen Zeitläufften mehr Aufmerksamkeit verdiene«³¹.

28 Österreich-preußischer Freundschafts- und Schutzvertrag vom 7.2.1792.

29 Heineken, Geschichte Freie Hansestadt Bremen (wie Anm. 9), S. 230.

30 Post, Geschichte Freie Hansestadt Bremen (wie Anm. 22), S. 208.

31 StAB 2-P.8.B.3.b.1.

Der Senat prüfte, ob die bisherigen Verordnungen, besonders »wegen Vorsorge gegen die emigrierenden Frantzosen«, ausreichten, um dem Problem Herr zu werden. In Hannover hatte die Regierung am 29. Oktober ein Aufenthaltsverbot für reisende Franzosen erlassen. Am 2. November berichtete ein Agent aus dem Hannoverschen dem Senat: »alle unsere Schenken sind voller französischer Flüchtlinge, ... Morgen wird ihnen bedeutet, abzureisen und unser Land zu verlassen«. Und fügte hinzu, »vermutlich jetzt ihre Retarde auf Hamburg und Bremen nehmen«³². Auch der Braunschweiger Herzog verbot Personen französischer Herkunft den Aufenthalt in seinen Landen.

Das galt damit auch für das benachbarte braunschweigische Thedinghausen. Der Rat fürchtete nicht zu Unrecht, dass die Abgewiesenen sich nun nach Bremen wenden könnten. Im November legte Syndikus Christian Hermann Schöne den Entwurf einer neuen Publikation wegen der Emigranten vor. In Hamburg, so hatte er erfahren, ging der Rat mit klaren Vorgaben gegen die Flüchtlinge vor: wer keine Aufenthaltsgenehmigung besaß oder niemanden, der für ihn bürgte, musste die Stadt verlassen bzw. wurde erst gar nicht eingelassen. Von den Fremden erwartete man, dass sie sich gegen die Hamburger Bürger und Einwohner »bescheiden, ruhig und friedlich betragen, alles, was Zank, Unlust und Unordnung veranlassen kann, sorgfältig vermeiden, und den hiesigen Gesetzen und Polizey-Anstalten sich willig unterwerfen«³³.

Nun wollte auch der Bremer Senat kein unkalkulierbares Risiko eingehen und erließ am 7. November, auch um »Frankreich nicht zu mißfallen«, unter ausdrücklicher Bezugnahme auf ältere Verordnungen ein erneutes Verbot, Häuser, Gärten oder Zimmer ohne obrigkeitliche Erlaubnis an Fremde zu vermieten.

Die Sorge schien unbegründet, denn zunächst blieb Bremen von französischen Emigranten verschont. »Noch immer fern von dem Schauplatz des Krieges und dessen Getümmel, gingen die übrigen Geschäfte ihren ruhigen Gang«, heißt es bei Heineken in seiner stadtbremischen Geschichte. Das mag stimmen, aber beim näheren Hinsehen verdunkelten sich die Wolken am politischen Horizont. Am 22. März 1793 erklärte der Reichstag zu Regensburg der französischen Republik den Krieg.

»Und nun wurde dieser Reichskrieg wider Frankreich zwar mit großem Eifer unternommen; aber nicht so ausgeführt, wie man wohl wünschte. Unsere Reichsstadt glaubte sich in diesem von unseren friedlichen Gränzen so weit entfernt geführten Kriege ganz sicher. Man nahm sich überdem vor, sich während dieses Krieges ganz neutral zu verhalten, und das im Feld zu stellende Contingent lieber in baarem Gelde zu bezahlen ..., als durch Stellung eines einzigen Mannes die Französische Republik gegen uns aufzubringen, und hauptsächlich dadurch der Stadtbremischen Handlung nach und von Frankreich Tort zu thun« berichtet Roller im Rückblick auf die neue Situation.³⁴

32 Ebd.

33 Ebd.

34 Christian Nikolaus Roller, Versuch einer Geschichte der Kaiserlichen und Reichsfreyen Stadt Bremen, Teil 4, Bremen 1803, S. 196 f.

Tatsächlich war Bremen als Reichsstadt zu Gestellung eines Kontingents von 100 Mann zu Fuß verpflichtet gewesen. Der Senat verhandelte nach zwei Seiten. In Paris versuchte der Hanseatische Gesandte de la Flotte die Franzosen von der bremischen Neutralität zu überzeugen. Mit dem Reich kaufte man sich im Juli 1793, um den Schein der Neutralität nach außen zu wahren, mit einer Zahlung von 8.000 bis 10.000 Gulden von der Gestellung eines stadtbremischen Kontingents frei.

Die Situation für den Senat war schwierig. Jeder Schritt nach außen hin konnte falsch verstanden werden. Im Juni 1793 war einer der Führer der französischen Emigrantenkorps in der Armee des Duc de Bourbon, Armand Jean d'Allonville, mit rund 250 neu rekrutierten Emigranten in Bremen erschienen. Dem Senat war damals alles daran gelegen, den jetzt in englischen Diensten stehenden Royalisten so schnell wie möglich wieder loszuwerden, was schließlich auch gelang. D'Allonville verließ mit seinen 250 Gentilshommes nach kurzer Zeit wieder die Stadt und schiffte sich von der Weser aus nach Porthmouth in England ein.

In Paris erreichte de la Flotte jetzt die vorübergehende Aufhebung des französischen Embargos gegen hanseatische Schiffe und die Freigabe mehrerer bremischer Segler, die in Bordeaux mit Embargo belegt worden waren. Immerhin blieben, nachdem die französische Regierung am 29. März das Kapern hanseatischer Schiffe untersagt hatte, diese von Kaperungen unter französischer Flagge auf hoher See verschont. Mit Erfolg hatte der Senat die Formulare seiner Seepässe von »Kaiserliche Freie Reichsstadt« in »Freie Hansestadt Bremen« geändert.

Dagegen begannen nun aber Preußen und Hannover mit einer scharfen Kontrolle der bremischen Ausfuhren, um die Lieferung von Konterbande nach Frankreich zu verhindern. Der hannoversche Oberhauptmann in Bremen Freiherr Knigge bekam zusammen mit den übrigen hannoverschen Beamten am 20. April 1793 den Auftrag, »auf den verbotenen Handel nach Frankreich Acht zu geben«³⁵.

Eigentlich war Bremen seit der Kriegserklärung vom März 1793 zur Einstellung seines Handels mit dem zum Reichsfeind erklärten Frankreich und zur Umsetzung einer allgemeinen Ausfuhrsperre ins feindliche Ausland verpflichtet. Doch gelang es der Stadt mit allseitiger Duldung der kriegführenden Parteien, den Handel zunächst fortzusetzen. Und Bremen verdiente an dem Krieg mit Frankreich nicht schlecht. Trotz der Beschwerden des Kaiserlichen Gesandten durchbrach die Stadt z. B. immer wieder mit »größten Versendungen für Rechnung der französischen Regierung« das Getreideembargo gegen Frankreich.³⁶ 1793 kamen 39 Schiffe von der Gironde nach Bremen, und dessen Kaufleute machten überall dort ihre Gewinne, wo die französische Flagge nicht mehr geduldet oder zu unsicher geworden war. Besondere Steigerungen erfuhr damals der Handel mit Nordamerika und Westindien, nachdem die Rheinmündungshäfen auf Grund der militärischen Entwicklungen für den überseeischen Export ausgefallen waren.

35 Knigge in Bremen (wie Anm. 18), S. 60.

36 Heineken, Geschichte Freie Hansestadt Bremen (wie Anm. 9), S. 235.

Nach anfänglichen Misserfolgen der republikanischen Truppen und einer Stabilisierung der Lage im Westen waren die Franzosen nach einer Reorganisation ihrer Armee im Sinne eines »levée en masse« im Sommer 1794 in den Niederlanden und am Niederrhein siegreich vorgerückt. Bald hatten sie die österreichischen Niederlande erneut besetzt. Im Herbst ging das linke Rheinufer verloren, und am 20. Oktober meldeten die französischen Truppen die Einnahme von Köln. Der Niederheinisch-Westfälische Kreis flüchtete die Kreiskasse sowie sein Kreisarchiv von Düsseldorf nach Bremen.³⁷

Im Dezember gelang den Franzosen der Übergang über Maas und Waal und damit der Einbruch nach Holland. Wodurch an der Weser »der angenehme Traum vieler gestört wurde, daß Bremen zu weit von dem Schauplatz des Krieges entfernt sei, ... um etwas fürchten zu dürfen«³⁸.

Aus Furcht vor den Franzosen

Im August 1794 verbreitete sich in Bremen das Gerücht, »dass viele Familien aus den Niederlanden im Begriff stünden, sich hierher zu begeben«³⁹. Es handele sich bei den erwarteten Flüchtlingen um solche aus den Kaiserlichen Niederlanden, darüber hinaus um preußische Untertanen der Provinz Westfalen, solche aus den Rheingegenden sowie um Flüchtlinge aus Holland, sogenannte Patrioten, aber auch um Emigranten französischer Nation.

Der Senat beauftragte eine »Wegen der Emigranten niedergesetzte Commission«, das Für und Wider einer Aufnahme von Flüchtlingen in die Stadt zu prüfen und die Voraussetzungen, unter denen man ihnen gegebenenfalls einen Aufenthalt würde gestatten können.

Für die Commission war das zunächst einmal ein »äußerst delikater Gegenstand«. Dreierlei gab sie zu bedenken:

Erstens, dass eine Verteuerung der Lebensmittel auf Kosten der ärmeren Leute entstehen könne, sehr zum Murren und Missvergnügen dieser in diesen »höchst bedenklichen Zeitläuften«.

Zweitens, dass bei den militärischen Fortschritten der Franzosen diese in wenigen Wochen wohl die Kaiserlichen Niederlande besetzen würden und ihre Eroberungen vom Rhein bis zur Weser ausdehnen könnten. Der Stadt könnte dann die Aufnahme der Emigranten als Verbrechen vorgeworfen werden und zur Erhebung von Kontributionen Anlass geben. Und schließlich, dass die Brabanter Flüchtlinge nach Gesinnung, Religion und Gebräuchen einfach nicht in die Stadt passten.

Bei genauerer Prüfung sei jedoch festzuhalten, dass bisher nur wenige Fremde eingetroffen seien. Falls ihre Zahl künftig nicht in die Tausende ginge, sei mit einer Teuerung nicht zu rechnen. Die Brabanter seien »Fremde« und keine Emigranten. Fremde habe man schon immer in der Stadt aufgenommen, und es gäbe auch keine Verordnung des französischen Convents, die

37 StAB 2 - G.6.A. Nr. 1.

38 Ebd., S. 252.

39 Hier und im Folgenden StAB 2 - P.8.B.3.b.2. Bd. 1.

die Beherbergung Brabanter, Holländer und anderer Flüchtlinge gleich denen französischer Emigranten verbiete. Bisher habe sich die Stadt während des ganzen Krieges neutral verhalten. Die Aufnahme von Untertanen der verschiedenen Kriegsparteien sei doch somit auch Ausdruck vollkommener Neutralität. Die Veröffentlichung einer neuen Verordnung würde nur unnötige »Publicität« auf die Stadt lenken. Und falls Blutsfreunde angesehener Bürger, Senatorial-Familien, verbürgte Fremde oder vielleicht sogar fürstliche Personen Bremen zum Zufluchtsort wählten, wäre eine neue Verordnung nur hinderlich, ihnen den gewünschten Aufenthalt zu gestatten.

Und dann schlug die Commission erstaunliche Töne an:

»Schon schaudert die Menschheit bey dem blossen Gedanken an die Strenge, mit der die armen Emigranten aus Frankreich allen Orten behandelt werden. Nirgend beinahe wurden diesen mitleidswerten Leuten, deren Verbrechen größtenteils in ihrer Anhänglichkeit für den unglücklichen nun gemordeten König, dem sie Treue geschworen, und ihre Religion, wie auch der Furcht willkürlicher Behandlung ausgesetzt zu sein oder durch ihre Reichtümer zur Guillotine zu reifen, ein Aufenthalt gewährt. Selbst die natürliche Feindin Frankreichs, Britannien, verweigerte ganz neuerdings diesen Flüchtlingen das Anlanden«. Und so würden diese »von allem entblösten Unglücklichen« von einem Ort zum andern bis zum Nordpol oder die entferntesten Provinzen Russlands verjagt. Hamburg stelle der Aufnahme von Flüchtlingen nicht die mindesten Schwierigkeiten entgegen und nehme täglich französische Emigranten auf, und dies vor dem gleichen handelspolitischen Hintergrund, den Bremen zögern ließe.

Finanzpolitisch gesehen wäre es gar nicht dumm, begüterte Flüchtlinge aufzunehmen. Das gäbe neue Arbeit für Handwerker, Fabrikanten und den gewöhnlichen Markt. In welchem Licht schließlich stünde die Stadt da, wenn sie preußischen Untertanen aus Westfalen und der Rheingegend die Gastfreundschaft aus Furcht vor einseitiger Parteilichkeit verweigere? Jeder Bremer Bürger habe bisher das Recht gehabt, unverdächtige Personen bei sich zu beherbergen. Eine Verordnung des Rats, die ihnen dieses Recht generell nähme, würden die Bürger sicherlich nur mit äußerstem Widerwillen hinnehmen.

Doch dann ruderte die Commission fast erschrocken wieder zurück und schlug dem Rat vor, es gegenüber den Emigranten französischer Nation bei der bisherigen Strenge zu belassen. »So unangenehm diese auch für gefühlvolle Herzen« sei, so lasse sich diese doch rechtfertigen und fortsetzen. Und schließlich handle man damit im Rahmen dessen, was selbst die größeren Reichsstände verordneten. Sollten sich Anhänger der Revolution »hierher verlieren«, solle man »indirekte Mittel unter der Hand« zu ihrer Entfernung suchen. Am besten aber ihren Aufenthalt, wenn nicht anders möglich, einfach ignorieren. Brabanter, Westfalen u. a. m. solle man so behandeln, als seien sie keine Flüchtlinge, sondern Reisende, d. h. so wie bisher schon geschehen. Jeder, der vor den Toren der Stadt erscheine, müsse im Einzelfall überprüft werden, sechzehn Fragen zu seiner Person beantworten und im Falle eines positiven Bescheids eine Aufenthaltsverpflichtung unterschreiben.

Im Übrigen schlug Syndikus Schöne für die Commission vor, einfach die alte Verordnung von 1736 zu erneuern. Der Rat stimmte seinen Vorschlägen am 22. August 1794 schließlich zu und erließ noch am gleichen Tage ein entsprechendes Proklam unter ausdrücklicher Rückbesinnung auf die älteren Verordnungen von 1736, 1764, 1765 und 1792.

Noch am selben Tag gestattete der Rat den Aufenthalt des Herrn Van Havre in der Stadt. Herr van Havre war Mitte August zusammen mit seiner Gemahlin, mit Sohn und Schwiegertochter, drei Enkelkindern sowie sechs Bediensteten, begleitet von dem Abbé Carron nach Bremen gekommen. Vornehmer Abstammung und durchaus begütert, hatte er Antwerpen verlassen, um einen sicheren Ort zu suchen und dort »ein stilles, ruhiges Leben zu führen«⁴⁰. Herr Van Havre hatte dem Rat ein Empfehlungsschreiben des kaiserlichen Residenten in Bremen Freiherr von Vrintz vorgewiesen, was sicherlich auf dessen Entscheidung Einfluss genommen haben dürfte. Der Aufenthalt wurde zunächst nur »fürs erste« gestattet, und die große Familie bezog Wohnung in Postmeister Gerhard Heymanns Garten.

In schneller Folge kamen nun weitere vornehme Familien aus den ehemals kaiserlichen Niederlanden. Johann Carl Osy van Wichern hatte Antwerpen aus Furcht vor den Franzosen verlassen und fand nun zusammen mit seiner Frau, drei Kindern und fünf Bediensteten Aufnahme in »Bleys Garten«. Unruhen in Brabant, die Furcht vor den sich annähernden Franzosen und der Wunsch, ruhig zu leben, führten Comte Charles-Bernard van der Werve, Graf von Vorselaar, und Joseph Charles Henri Jean Della Faille de Leverghem als Beweggründe für ihre Bitte um Aufnahme in die Stadt an. Zusammen mit neun Kindern und sechs Bediensteten hatten sie ebenfalls Antwerpen verlassen, um in Bremen Schutz zu suchen. Der Rat genehmigte ihnen am 24. September den Aufenthalt »fürs erste«, nachdem Bürgermeister Gröning für sie gebürgt und seine Frau die beiden Familien in ihrem Garten in der Neustadt aufgenommen hatte.

Viele der Schutz suchenden Familien waren miteinander verwandt. So z. B. die van der Werve mit der Familie de Pret, die mit ihren Kindern und Bediensteten kurze Zeit nach den van Werves nach Bremen kamen. Jean Roose, Graf von Baisy, der ebenfalls noch im September zusammen mit der Gräfin Mutter und einer großen Suite von insgesamt 22 Personen Aufnahme in Bremen gefunden hatte, war mit einer van der Werve verheiratet. Auch Madame van der Does, aus altem niederländischen Geschlecht, und Herbertina van der Heim, Tochter des Bürgermeisters von Rotterdam und mit einem van der Does verheiratet, die mit ihren vier Kindern und fünf Bediensteten aus Rotterdam kommend in Kulenkampffs Garten Wohnung genommen hatten, waren eng miteinander verwandt.

Insgesamt fanden zwischen August und Dezember 1794 258 Flüchtlinge Aufnahme in Bremen: 112 Erwachsene, 37 Kinder und 109 Bedienstete. Die meisten der Familien waren aus Antwerpen gekommen (14), andere aus Brüssel (3), aus Amsterdam (2), aus Rotterdam (2), aus Gent (3), aus Utrecht, dem

40 StAB 2-P.8.B.3.b.2 Bd. 2.

Haag oder Mecheln.⁴¹ Die meisten auf direktem Weg, einzelne aber nach längerer Flucht, wie der Comte de Pire, der 1789 vor der Revolution fliehend, seine Heimat in der Bretagne verlassen hatte, zu seiner Familie in Brabant geflüchtet und nun mit dieser im November 1794 nach Bremen gekommen war.

Viele Flüchtlinge hatten angegeben, römisch-katholischen Bekenntnisses zu sein. Die meisten von ihnen stammten aus wohlhabenden Familien, was sicherlich den Rat nicht zuletzt bewogen haben dürfte, ihren Aufenthalt zu gestatten. Die Flüchtlinge wohnten verstreut in Alt- und Neustadt, eine Reihe von ihnen in den Gartenhäusern vornehmer Bremer Bürger, daneben aber auch bei Handwerksmeistern, in St. Johannis Straße und Großer Straße, andere in den Häusern von Witwen, die mit der Aufnahme der Flüchtlinge humanitäre und finanzielle Aspekte verbanden.

Der Aufenthalt der Flüchtlinge in der Stadt galt zunächst grundsätzlich nur als »fürs erste« gestattet oder »vor der Hand«. Sicherlich dürfte keiner der Flüchtlinge den Wunsch gehabt haben, auf Dauer in Bremen zu bleiben. François Teo Debiez aus Brabant erklärte, wenn das »blutdürstige System Robespierres« einen Monat früher gestürzt worden wäre, hätte er seine Heimat nicht verlassen. Sollte der Convent in Paris aber überraschend die Überhand über die Jakobiner gewinnen, würde er vielleicht nach Mecheln zurückkehren. Über die Aufenthaltsdauer der Brabanter Flüchtlinge gibt es keine genaueren Nachrichten. Manche mögen die Stadt relativ schnell wieder verlassen haben. So wanderte die Familie Van Havre nach Nordamerika aus. Jean van de Wael, Bürgermeister aus Antwerpen, der im Oktober 1794 nach Bremen geflüchtet war, blieb mit seiner Gattin und vier Bediensteten länger in »Madame Langes Haus« wohnen. Im August 1795 bat er den Rat um die Verlängerung seiner Aufenthaltsgenehmigung, da sein Vermögen in Brabant »sequästriert«, d. h. beschlagnahmt worden sei.⁴²

Für Unruhe sorgte beim Rat ein Gerücht, in der Stadt gebe es ein »Comptoir«, in dem Emigranten falsche Pässe erhielten, mit deren Hilfe sie leichter in ihr Vaterland zurückkehren könnten. Namen wurden genannt, von entsprechenden Versuchen mehrerer vornehmer Emigranten berichtet.⁴³ Der Rat war aufgeschreckt. Ob eine Verbindung zu Frankreich bestehe? Schließlich konnte der mit der Untersuchung der Gerüchte beauftragte Ratsherr Gondela Entwarnung geben. An der ganzen Geschichte sei nichts dran. Die als Hauptbetreiber genannte Person, ein französischer Capitain Harcourt, sei ein stadtbekannter Herumtreiber, hinter den Mädchen her, auf Liebesabenteuer aus und auf Bällen und im Schauspiel zu finden, für eine subversive Tätigkeit fehle ihm jede Voraussetzung.

»In der Regel wurden gar keine französischen Emigranten hier angenommen, sondern mussten, so weit es die Menschenliebe bey dem rauhen Winter nur gestatten wolte, gleich weiter reisen«, berichtet der Bremer Ältermann

41 Verzeichnis der zwischen August und Dezember angekommenen, aufgenommenen Fremden, in: StAB 2 - P.8. B.3. b.2. Bd.1.

42 StAB 2 - P.8. B.2. a. Bd. 2.

43 StAB 2 - G.6. A. Nr.1.

Warneken in seinem Tagebuch.⁴⁴ Nur einige Vermögende hätten bleiben dürfen, fährt er fort und bemerkt, einige französische Emigranten hätten sich allerdings mit »anderen angenommenen Namen« in der Stadt aufgehalten.

Das Verzeichnis der 1794 in Bremen aufgenommenen »Fremden« nennt unter der Herkunft der Flüchtlinge nur einen Franzosen: Mr. Vezus, einen unverdächtigen Miniaturenmalers aus Metz, der schon seit vielen Jahren in Deutschland gelebt hatte. Wir erinnern uns: Im August 1794 hatte der Rat angeordnet, Fremden französischer Nation die Aufnahme zu verweigern. Offensichtlich war dementsprechend verfahren worden. Oder doch nicht ganz? Unter den im Dezember aufgenommenen Flüchtlingen nennt das Verzeichnis einen Mr. le comte Durey de Noinville sowie eine Vicomtesse de Choiseul Rosendal. Der Rat hatte ihre Aufnahme zunächst auf sechs Wochen befristet, begrenzt zur Vorlage einer »besseren Legitimation«. Als Herkunft beider war Brabant angegeben worden. Das gleiche gilt auch für Mr. Coustard le Court, Plantagenbesitzer aus Santo Domingo.

In Wirklichkeit handelte es sich bei allen dreien um Franzosen. Die adelige Familie Durey de Noinville stammte aus Lothringen bzw. Burgund. Der Comte sollte später noch eine besondere Rolle in Bremen spielen. Vicomtesse de Choiseul Rosendal, ebenfalls von altem französischen Adel, sowie Coustard le Court, dessen Familie seit dem 17. Jahrhundert in der Karibik ansässig gewesen war, hatten als Plantagenbesitzer auf französisch Ste. Domingue bzw. Haiti die Insel nach dem großen Sklavenaufstand von 1790 verlassen müssen. Da sie als adelige Grundbesitzer nicht in das revolutionäre Frankreich zurückkehren konnten, waren sie wohl zunächst in die Niederlande geflohen und von dort nach Bremen geflüchtet. Hier hatte sicherlich der Bremer Westindienkaufmann und Reeder Jacob Thorspeken für sie gebürgt, in dessen Gartenhaus die Vicomtesse mit ihren Kindern und Bediensteten fürs Erste untergekommen war. Und der Rat hatte eine Interimslösung gefunden, mit der beide Seiten leben konnten. Die Comtesse de Choiseul Rosendal wie auch die Frau des Comte de Noinville blieben mit ihren zwei Töchtern sowie fünf Bediensteten über ein Jahr in Bremen wohnen. Im Dezember 1795 baten sie den Rat um Verlängerung ihrer Aufenthaltsgenehmigung. Der Westindienkaufmann Johann von Lengerke verbürgte sich für ein weiteres Bleiben der beiden Familien. Ob mit Erfolg, wissen wir nicht.⁴⁵

Das Problem der französischen Emigranten hatte das ganze Jahr über eine wichtige Rolle in den Beziehungen zwischen Bremen und Frankreich gespielt. Zum einen war da die Angst vor einer möglichen Okkupation der Stadt durch die siegreich vorrückenden Revolutionstruppen gewesen, zum anderen galt es, auf die Interessen des bremischen Handels rein sachlich Rücksicht zu nehmen. Der Senat sah die Zukunft des eigenen Staatswesens eher bei Frankreich, als beim schwachen Kaiser. Die Interessensvertretung der Stadt lief seit dem Ende des Jahres 1794 über den Schweizer Oberstzunftmeister Buxtorf in Basel. Über ihn machte Dr. Liborius Post im regen Schriftverkehr

44 StAB 2 - G.6.A.Nr. 4.

45 StAB 2 - P.8.B.3.b.2. Bd. 3.

die französische Seite mit den Verhältnissen und Wünschen Bremens vertraut;⁴⁶ Die Stadt habe in der Vergangenheit keine französischen Emigranten geduldet, Werbungen des Herzogs von York gegen Frankreich untersagt und auch keinem sonst gestattet. Im Falle eines Vorrückens der französischen Truppen bitte der Senat um Wahrung der bremischen Neutralität. Buxtorf fasste die bremischen Vorstellungen in eine kurze Denkschrift zusammen und übergab sie am 29. November dem französischen Gesandten in der Schweiz, François de Barthélemy, der sie umgehend an den Wohlfahrtsausschuss in Paris weiterleitete, wo seit Februar 1794 der Hamburger Kaufmann Friedrich Joachim Schlüter die Interessen Bremens vertrat.

Ende des Jahres 1794 zog der Rat Bilanz. Im Großen und Ganzen hatte sich seine Flüchtlingspolitik bewährt. Nur ganz wenige in der Stadt waren immer noch der Meinung, dass eine Aufnahme von Flüchtlingen dem Staat schade. Zwar seien die Preise für Fleisch und Butter kurzfristig angestiegen, zu einer richtigen Teuerung sei es jedoch nicht gekommen. Zwar gäbe es hier und da Unverständnis darüber, dass ein Teil der Flüchtlinge immer noch Bedienstete um sich habe und sich »der Freude und dem Wohlleben überlasse«, aber darüber ging die wegen der Emigranten niedergesetzte Commission in ihrem Bericht an den Rat wohlwollend hinweg⁴⁷. Besonders die Handwerker und der Gemeine Mann seien sich der Vorteile einer Aufnahme von Fremden wohl bewusst und stünden einer solchen »eher günstig als abgeneigt« gegenüber. Zu einem ähnlichen Ergebnis war auch Eltermann Warneken gekommen. Zwar sei der Preis für ein kleines Haus (mit Hausgeräte) von monatlich 60 Reichstalern schnell auf das Doppelte angestiegen, doch seien unter den Niederländern sehr reiche, man sage, »dass sieben derselben ein Vermögen von 30 Millionen Gulden vor ihrer Flucht besessen hätten«. Und die könnten diese Preise zahlen. Der Strom von Flüchtlingen sei außerordentlich stark gewesen. Reiche und Arme, alle seien hinter die sicheren Mauern der Stadt geströmt. Unter dem Volk habe es deswegen »viel Missvergnügen« gegeben.

Die Commission des Rats jedoch resümierte: So lange die Menge der Flüchtlinge die Zahl von einigen Tausenden nicht erreiche, müsse ihre Aufnahme unter den jetzt gegebenen Umständen weiterhin als nützlich und förderlich angesehen werden. Doch da irrten Commission und Senat sich gründlich.

Die Dämme brechen

Zu Beginn des Jahres 1795 besetzten die französischen Truppen die gesamten Niederlande und setzten ihre Eroberungen erfolgreich nach Osten hin fort, wo sie gegen die südliche Ems vorrückten und am 14. März Bentheim eroberten. Nun fühlten sich die niedersächsischen Territorien in breiter Front bedroht. Sich auf die Interessen des Niedersächsischen Kreises und des

46 Vgl. hier und im Folgenden Hans Wiedemann, *Die Außenpolitik Bremens im Zeitalter der Französischen Revolution 1794–1803*, Bremen 1960 (Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv Bremen, Bd. 28).

47 Nachtrag zum Commissionsbericht vom 12. 12. 1794, in: StAB 2 - P.8.B.3.b.2. Bd. 1.

kriegführenden Reichs berufend, hatten Hannoveraner und Engländer schon im Februar vom Bremer Rat die Aufnahme eines Lazaretts und die Stationierung von Truppen in der Stadt selbst gefordert, eine Forderung, die der Rat zunächst unter Hinweis auf seine Neutralität hatte geglaubt zurückweisen zu können. »Vor den Franzosen ist man hier weniger bange als vor den Engländern«, schrieb damals die Mutter Johann Smidts ihrem Sohn nach Jena.⁴⁸

Mitte März besetzten jedoch Hannoveraner Regimenter gegen die Proteste des Senats die Stadt. Vor ihren Toren wurde ein englisches Lazarett eingerichtet, englische Truppen lagerten in Walle und Gröpelingen, zahlreiche hannoversch-britische Truppen und Stäbe unter General Herzog von Harcourt nahmen Quartier in der Stadt, unter ihnen 3000 Mann englische Garde zu Fuß. Die Stadt glich einem Heerlager. Da Hannover und England zunächst dem im April 1795 mit Frankreich geschlossenen Frieden von Basel nicht beitraten, blieb das hannoversche Militär auch den Sommer über in der Stadt. Und auch nachdem Hannover am 15. August 1795 dem Frieden mit Frankreich beigetreten war, dauerte es noch bis Ende November, bis die letzten hannoverschen Einheiten Bremen schließlich wieder geräumt hatten.

Unter diesen Umständen brachen Kontrolle und Widerstand gegen die Aufnahme von Flüchtlingen in Bremen wie im niedersächsischen Umland zusammen. Ein Strom von Flüchtlingen aus Frankreich, aus dem linken Rheinland und aus den nördlichen Niederlanden ergoss sich in das westliche Niedersachsen. Braunschweig-Wolfenbüttel duldet jetzt die Aufnahme von 800 bis 900 Emigranten, Kurhannover wehrte sich nicht länger gegen die Flüchtlinge aus Frankreich, sondern half ihnen Wohnung und Arbeit zu finden. Wer konnte versuchte, sich hinter die zwischen Frankreich und Preußen vereinbarte Demarkationslinie bei Bentheim und damit ins jetzt neutrale Norddeutschland zu flüchten.

»Die ersten Zeichen der Annäherung des bis dahin nur aus der Ferne betrachteten Revolutionskrieges gab die schnelle Abreise der im Haag angestellten spanischen, portugiesischen, preußischen, dänischen ... und anderen Gesandten, die zum Teil nach Bremen kamen und sich hier bis auf weitere Befehle ihrer Höfe, einige länger, andere kürzer, verweilten«, heißt es bei Heineken über Aufbruch und Flucht der diplomatischen Vertreter der an den Koalitionskriegen beteiligten europäischen Mächte aus dem niederländischen Haag im Winter 1795.⁴⁹ Und Liborius Post schreibt: »Die Gesandten begaben sich aber zum Theil in Schlitten über der Südersee hierher, und wurden ihrem Stande gemäß mit Ehrenbezeugungen abseiten des Hochwürdigen Rats behandelt«⁵⁰.

Mit dem, was folgte, hatte aber der Rat so nicht gerechnet. Denn den flüchtigen Gesandten folgten nun »die zahllosen Scharen französischer und niederländischer Ausgewanderte aller Stände und zum Teil von den ersten Familien, die, besonders da Moreaus⁵¹ Armee im Februar 1795 schon bis Bentheim

48 StAB 7,20 - 225/1.

49 Heineken, Geschichte Freie Hansestadt Bremen (wie Anm. 9), S. 253.

50 StAB 2 - P.1. - 265, S. 216.

51 Jean Victor Moreaux, französischer General und Befehlshaber der republikanischen Truppen im Westen.

vorrückte, aus den Niederlanden und Holland flüchtend, teils weiter eilten, teils den fernerem Ausgang in Bremen zu erwarten beabsichtigten«.

Noch einmal versuchte der Bremer Rat am 13. Februar der Flut der Flüchtlinge mit einer Erneuerung der Verordnung des vorherigen Jahres über die Aufnahme von Fremden Herr zu werden, einmal um der »siegreichen jungen französischen Republik nicht zu mißfallen«, aber auch weil klar war, dass die Flüchtlinge der Stadt schnell zur Last fallen würden, da man sie ja nicht »nach verzehrtem Überrest ihres wenigen Geretteten, mit alsdann wahrer Grausamkeit hätte vertreiben wollen«⁵².

Nicht immer war zwischen den Flüchtlingen und den in Auflösung begriffenen Emigrantenkorps zu unterscheiden. Im März erhielt der Rat die offizielle Mitteilung, dass die im englischen Sold stehenden französischen Emigrantenregimenter unter ihrem Obristen de Sombreuil im Begriff stünden, sich aus Osnabrück in ihre neuen Stellungen hinter die Aller zurückzuziehen.⁵³ Die bremische Regierung bat man, die Truppen durch die Stadt passieren zu lassen. Der Rat zögerte und versuchte die 20 Regimenter zu Fuß und zu Pferd »auf alle mögliche Weise von der Stadt entfernt zu halten«. Tagelang lagerte das rund 4.500 Mann zählende Emigrantenkorps, »in vielen Gefechten verwilderte Horden, zerlumpte Abteilungen und wiederwärtige Gäste«, wie sich Hermann Duntze später erinnern sollte,⁵⁴ »dessen blosser Anblick schon Schaudern und Mitleid erregte« in Kirch- und Mittelshuchting. Dann zog es weiter Richtung Celle, von wo es schließlich nach England eingeschifft wurde.⁵⁵

Im Frühsommer 1795 bezog eine Einheit royalistischer Emigranten unter ihrem Kommandeur Comte de Béthune Quartier in Schwachhausen. Als das Korps nach Borgfeld verlegt werden sollte, um dort »bis auf weiteres zu verbleiben«, intervenierte der Senat mit Erfolg beim britischen General Francis Dundas. »Um Stänkereien zu vermeiden« gaben die Engländer Order, die Stadt zu verlassen.⁵⁶

Immer wieder erschienen nun kleinere oder größere Gruppen von Flüchtlingen vor der Stadt. So am 1. April 60 bis 70 französische Emigranten, Männer von sechzig bis siebzig Jahren, größtenteils in zerlumpten Kleidern, einige darunter krank und auf Wagen, ein insgesamt »betrübtter Anblick«⁵⁷. Das Senatsprotokoll vermerkt am gleichen Tag einen »Haufen von 150 Mann«, die auf dem Domshof aufmarschiert waren und Quartier verlangten. Der Senat hatte sich damals an die englische Besatzung um Hilfe gewandt, drei Tage später war der Trupp weitermarschiert.⁵⁸

52 Heineken, Geschichte Freie Hansestadt Bremen (wie Anm. 9), S. 254.

53 StAB 2-G.6.A.Nr.23.

54 Johann Hermann Duntze, Geschichte der freien Stadt Bremen, Bd. IV, Bremen 1851, S. 545.

55 Heineken, Geschichte Freie Hansestadt Bremen (wie Anm. 9), S. 257; auch Roller, Versuch Geschichte (wie Anm. 34), S. 206 f.; auch Diskussion im Senat, in: StAB 2-P.6. a.9. c.3. b. Bd. 54, S. 521 f.

56 StAB 2-P.6. a.9. c.3. b. Bd. 55, S. 180 ff.

57 Tagebuch Eltermann Warneken, in: StAB 2-G.6.A.Nr.4.

58 StAB 2-P.6. a.9. c.3. b. Bd. 54, S. 639.

Wenige Tage später wird von einer »unzählbaren Menge« von Wagenkarren und einzelnen Emigranten berichtet. Später sind es neben französischen Flüchtlingen holländische Emigranten aus Osnabrück, vertriebene Anhänger des Hauses Oranien.

Sie waren es, die später für Irritationen in der bremischen Politik gegenüber der 1795 als französische Tochterrepublik ins Leben gerufenen Batavischen Republik sorgten. Im Sommer 1795 hatte der Senat dem neuen Gesandten der Republik bei den Hansestädten, Balthasar Elias Abbema, die Akkreditierung verweigert.⁵⁹ Im Haag hatte man das zunächst hingenommen und der Stadt die offizielle Anerkennung Abbemas erlassen. Zugleich aber versuchte der Senat alles, Frankreich zur Öffnung des lukrativen Scheldehandels für die bremischen Kaufleute zu bewegen. Wieder einmal war es ein gefährliches Spiel der unterschiedlichen Kräfte, das es zu spielen galt. Zu Beginn des Jahres 1796 hielten sich viele ehemalige holländische Offiziere in Bremen auf, unter ihnen im Januar Prinz Wilhelm Friedrich von Oranien sowie die beiden ehemaligen Generäle Van der Duyn und Christian Friedrich Anton Graf von Bentinck.⁶⁰ Wieder begann die Gerüchteküche zu brodeln. Im Februar berichtete Caspar von Lingen dem Senat, im »Moniteur«⁶¹ sei zu lesen, der holländische General Bentinck sowie ein Major Schlüter versammelte »die Ausgewanderten der Oranischen Partey« in Bremen um sich. Bei der »beliebten« Nachsicht hinsichtlich der unlängst neu erlassenen Verordnung gegen den Aufenthalt der Fremden, hätten sich wieder viele Flüchtlinge in der Stadt eingefunden. Die »vorhin bürgerlich gekleideten holländischen Militärpersonen« kämen jetzt wieder in Uniform »zum Vorschein«⁶². Besorgt verlangte der Senat Bericht. Wenig später konnte von Lingen Entwarnung geben. Die genannten holländischen Personen seien inzwischen nach Nienburg abgezogen. Holländische Uniformen wären in der Stadt nicht zu sehen. Nach Befragung der Hausboten könne er sagen, dass sich eigentlich nur noch acht relevante Personen in Bremen aufhielten, und davon seien sechs krank. Eine Gefahr könne von ihnen auf keinen Fall ausgehen. Er schlug vor, eine Gegendarstellung der Geschichte zur Beruhigung der öffentlichen Meinung in Frankreich veröffentlichen zu lassen.

Mehr als die holländischen Flüchtlinge beunruhigte und störte das Treiben französischer Emigranten in der Umgebung der Stadt unliebsam die weiterhin auf eine strikte Neutralität gegenüber Frankreich angelegte Politik des Bremer Senats. Im Mittelpunkt dieser Aktivitäten stand Charles Philippe Comte d'Artois, ein Bruder des hingerichteten Königs Ludwig XVI. und einer der Führer der französischen Emigranten in Deutschland. 1794 hatte dieser sich aus dem Westfälischen nach Bremervörde zurückgezogen. In Bremen verweigerte der Senat ihm in der Folge – als politisch zu heikel – ein Bleiberecht, weshalb der Comte d'Artois im benachbarten oldenburgischen Gut Grolland Quartier bezog. »Hier sammelte der französische Kronprinz eine

59 Heineken, Geschichte Freie Hansestadt Bremen (wie Anm. 9), S. 264.

60 StAB 2-P.8.B.3.b.2. Bd. 6.

61 Gazette Nationale oder Le Moniteur universal, wichtigste Pariser Zeitung während der Revolution.

62 StAB 2-P.8.B.3.b.2. Bd. 6.

Menge der Armee entlaufener Soldaten und emigrierter Royalisten zu Regimentern leichter Reiterei und Fußvolk für Großbritannienische Rechnung«⁶³. Die Verbände, die in der Gegend um Schwarme ihre militärischen Übungen abhielten, sollten das Emigrantenkorps unterstützen, das in England zusammengestellt und später nach seiner Landung im Juni 1795 in Quiberon auf der Halbinsel Morbihan in der Bretagne vernichtet werden sollte. Auch die Versuche einer Landung auf der Ile de Yeu zur Unterstützung des französischen Aufstands in der Vendée scheiterten. D'Artois verließ im Sommer 1795 Grolland und ging später nach England.

Gleichzeitig mit den Aktivitäten des Comte d'Artois hatten sich französische Werbeoffiziere unter der Führung des Comte de Noinville, dessen »Regiment des Chasseurs« schon unter dem Prinzen von Bourbon-Condé gekämpft hatte, unter dem Schutz der hannoverschen Okkupation in Bremen einquartiert.⁶⁴ Von seinem Quartier in der Sögestraße aus wandte er sich in einem Aufruf an französische Edelleute, sich zu einer Brigade von vier Korps in Bremen zu sammeln.⁶⁵ Zugleich versuchte ein anderer Emigrant, Hauptmann de Siègres, mit Hilfe von Anschlägen in der Vorstadt, Leute für eine Legion von Wallis anzuwerben.

Offensichtlich, wie Liborius Post berichtet, nicht ganz ohne Erfolg: »Hunderte von den ersten Familien, in französischen Feldzügen grau geworden, sämtlich mit Ritterorden gezieret, meist in der tiefsten Armuth versunken, wurden in der Neustadt nach England eingeschifft«⁶⁶. Bremen schien ein zweites »Koblenz« zu werden.

Viel konnte der Senat dagegen nicht unternehmen. Immerhin wurden die geheime Druckerei der Emigranten aufgedeckt, die Werbebriefe vernichtet, der Drucker ernstlich verwarnt. Der Comte de Noinville erhielt die Order, die Stadt binnen 24 Stunden zu verlassen.⁶⁷

Im August 1795 hielt sich Louis Henri de Bourbon, Sohn des Prinzen Condé, zusammen mit einem Teil seines Stabs in Bremen auf, wo er im »Museum« am Domshof Quartier bezogen hatte. Anlass seines Aufenthalts war das Treffen verschiedener Emigrantenführer mit dem niederländischen Prinzen von Oranien in Delmenhorst,⁶⁸ der von hier aus wenig später mit Hilfe des Grafen Wilhelm Gustav von Kniphausen nach England flüchtete.

Im August versuchte der Senat alles, um die Ereignisse in und um Bremen herunterzuspielen. Bremen sei unschuldig am Treiben der Emigranten, ließ er durch Schlüter in Paris ausrichten. Vieles, was man darüber berichte, seien Lügenmärchen. Bremen habe viele Maßnahmen gegen die Emigranten ergriffen, doch wären diese letztlich unwirksam geblieben, da die wahren Herren in der Stadt zurzeit Hannoveraner und Engländer seien.

63 Post, Geschichte Freie Hansestadt Bremen (wie Anm. 22), S. 213.

64 Vgl. dazu Alfred Kühtmann, Bremen und die französische Revolution, in: Brem. Jb. 15, 1889, S. 211.

65 Werbebrief in: StAB 2-G.6.B.Nr. 3.

66 Post, Geschichte Freie Hansestadt Bremen (wie Anm. 22), S. 228 f.

67 StAB 2-P.6. a.9. c.3. b. Bd. 555, S. 237 f.

68 Tagebuch Eltermann Warneken, in: StAB 2-G.6.A.Nr. 4.

Geduldet aufs Erste oder abgeschoben

»Müssen alles aufnehmen, was andere Länder ausspeien, da keine Kontrolle an den Toren mehr besteht«, klagte Eltermann Warneken im Sommer 1795. Tatsächlich hatten seit der Okkupation der Stadt hannoversche Truppen die Torposten der Stadt besetzt. Nicht immer war es jetzt möglich, den Zustrom der Flüchtlinge zu kontrollieren, sie durch die vom Rat eingesetzte Kommission über die Hintergründe ihrer »Asylanträge« befragen zu lassen oder sie »durch Güte oder Ernst« zur schnellstmöglichen Weiterreise zu bewegen. Einzelentscheidungen, wie noch 1794 getroffen, wurden immer schwieriger, und die Fremdenlisten, die aufgestellt wurden, entsprachen wohl nicht immer der konkreten Situation der Flüchtlinge in der Stadt. Zivile wie militärische Besatzungseinheiten der Engländer und Hannoveraner begannen vermehrt, französische wie niederländische Flüchtlinge offiziell anzustellen und so die Verordnungen des Senats über den Aufenthalt von Fremden in der Stadt zu unterlaufen. »Oft verleitete das Mitleiden, von den strengen Gesetzen abzuweichen, noch öfter verhinderten deren Befolgung die fremden Autoritäten, die durch die bald erfolgte Okkupation entstanden«, berichtet Christian Abraham Heineken.⁶⁹

Wie viele Flüchtlinge sich in den Krisen Jahren 1794 bis 1796 tatsächlich in Bremen aufgehalten haben, kann genau nicht gesagt werden. Sicherlich wird ihre Zahl auch von Monat zu Monat stark geschwankt haben. Das »Bulletin des lois de la République française« berichtet im Januar 1795 – sicherlich mit starker Übertreibung – von »six mille à Brême«. Eine »Kurze Uebersicht derer seit dem Anfang des August Monats 1794 angekommenen aufgenommenen Fremden«, die Ende des Jahres 1796 dem französischen Gesandten bei den Hansestädten Karl Friedrich Reinhard vorgelegt wurde, nennt 819 Personen, eine zweite »Liste derer, welchen ohne Aufnahme ihrer Aussagen zum Protokolle eine kurze Frist hier zu bleiben vergönnt worden«, führt weitere 235 Flüchtlinge auf.⁷⁰ Von den 1054 Flüchtlingen waren 574 Erwachsene, 184 Kinder und 296 Bedienstete. Mindestens 210 von ihnen hatten »französisch« als Nationalität angegeben.⁷¹ Im April 1797 spricht Reinhard selbst einmal von 600 Emigranten.

Folgt man den Listen, könnte der Anschein entstehen, als ob es ein durchaus geregeltes Miteinander bei der Aufnahme der Flüchtlinge gegeben habe. Die Realität aber wird anders ausgesehen haben. Die Stadt konnte die vielen Flüchtlinge immer seltener aufnehmen bzw. ihnen menschliche Unterkünfte anbieten. Viele Quartiere und Herbergen waren von hannoverschen oder englischen Truppen und Stäben belegt. Da blieb immer weniger Platz für die Flüchtlinge. »Man fühlte das innigste Mitleiden mit diesen Unglücklichen jedes Standes und Alters, die vaterlandslos herumirrten, deren einige oft keine Stelle auffinden konnten, mit Sicherheit auch nur eine Nacht auszuruhen, deren manche in auffallendem Kontrast mit den beibehaltenen Überresten des

69 Heineken, Geschichte Freie Hansestadt Bremen (wie Anm. 9), S. 254.

71 StAB 2-P.8.B.3.b.1.: »Zu den 1796 Nov. an Reinhard übersandten Listen von seit August 1794 hier angekommenen Fremden, finden sich folgende Franzosen, aber ohne Kopfbzahl«.

vorigen Wohlstandes oder der ehemaligen Würden nicht mehr wußten, wo sie am folgenden Tage ihre notwendigen Bedürfnisse befriedigen sollten«, berichtet Heineken,⁷² und fährt später fort: »Und so sammelten sich während dieses Jahres (1795) der Emigranten zuweilen so viele in der Stadt, daß deren Menge vor den Kaffeehäusern, worin es an Raum fehlte, im wörtlichsten Verstande die Gassen beengte, deren einige oft am Tage kein anderes Obdach hatten als jene Zufluchtsörter der Langeweile und des Nachts in den kleinen Herbergen oder Schlafstellen der Matrosen oder benachbarten Landleute einen Ruheplatz suchen mußten«. Auch der »Moniteur« hatte schon im Januar 1795 auf die fehlenden Quartiere hingewiesen und gemeint »on ne sait comment les loger et les nourir«. Unterkunft fanden die Flüchtlinge bei den kleinen Leuten in der Altstadt, häufiger noch in der Neustadt. Nur ganz selten einmal taucht ein Eltermann oder Ratsherr unter den Gastgebern auf, wie etwa einer der beiden Grönings, die den Baron de Carondelet in ihrem Haus bei der Börse aufgenommen hatten. Zu den Flüchtlingen aus den Niederlanden und Brabant kamen nun in immer größerer Zahl französische Emigranten, viele ehemalige Offiziere in englischen Diensten, zahlreiche Geistliche⁷³ und Nonnen, aber auch Gutsbesitzer, Rentiers, Steuereinnnehmer, Kaufleute und Handwerker. Unter ihnen befanden sich vornehme Persönlichkeiten von Adel wie z. B. René Comte de Maupeau, ehemaliger General eines Kavallerieregiments, der Colonel Jacques Alexandre Comte de Tilly, der Lieutenant General Comte de Caroman oder der ehemalige Kommandant von Dieppe, Comte de Caumont.⁷⁴ Nicht immer stießen sie unter den Flüchtlingen in Bremen auf Gleichgesinnte. Nach dem Sturz der Jakobiner im Sommer 1794 tauchten plötzlich auch überzeugte Republikaner und ehemalige Sansculottes in Norddeutschland auf. Der Bremer Rat dürfte sie mit besonderer Vorsicht und Rücksichtnahme auf die wechselnden politischen Verhältnisse in Paris behandelt haben. So z. B. Marguerite-Charlotte David, die vormalige Ehefrau des großen französischen Malers Jacques Louis David (1748–1825). David war als Hofmaler des französischen Königshauses unter Ludwigs XVI. in Paris und Versailles bekannt geworden. Später hatte er sich der Revolution angeschlossen, war Deputierter im Konvent geworden, und hatte als eifriger Jakobiner dem Todesurteil König Ludwigs XVI. zugestimmt. Nach dem Sturz seines Freundes Robespierre war er im Sommer 1794 verhaftet worden und im Kerker nur knapp der Guillotine entkommen. Marguerite-Charlotte David hatte sich Ende 1792 aus Erschütterung über das Votum ihres Mannes von David scheiden lassen. Ob sie danach Frankreich verlassen musste, ist unklar. Im Mai 1795 jedenfalls scheint sie sich in Bremen aufgehalten zu haben. Am 8. Mai wird im Rhederbuch unter »Verschiedene Verehrungen« als Ausgabe des Rats vermerkt: »An die Witwe des in Frankreich guillotinierten National-

72 Heineken, Geschichte Freie Hansestadt Bremen (wie Anm. 9), S. 253.

73 Nach dem Ausweisungsgesetz des Nationalkonvents flüchteten ca. 30.000–40.000 Geistliche aus Frankreich, viele von ihnen nach der Besetzung der österreichischen Niederlande und des linken Rheinufer durch die Franzosen weiter in die Hochstifte Münster und Paderborn.

74 Vgl. Anm. 71.

representanten und berühmten Maler David« 2 Reichstaler und 36 Groten.⁷⁵ Die hier vermerkten »Verehrungen« waren nun allerdings keine protokollarischen Ehrenpräsente im heutigen Sinne, sondern meist wohltätige Gaben für in Armut und Not geratene Fremde. Über den Aufenthalt Marguerite-Charlotte Davids in Bremen ist sonst nichts Näheres bekannt. Sie erscheint in keiner der Flüchtlingslisten. 1794 hatte die Fremden-Commission des Rats vorgeschlagen: »Solle sich ein Anhänger der Revolution hier her verlieren«, solle man seinen Aufenthalt am besten totschweigen. Es scheint, dass man bei der geschiedenen Madame David entsprechend verfahren ist. Als David im Oktober 1795 begnadigt wird, ist sie wieder in Paris und heiratete ein Jahr später den amnestierten Maler zum zweiten Mal.

Wie schon im vorherigen Jahr wurde den Flüchtlingen ein Aufenthalt – wenn überhaupt – von unterschiedlicher Dauer gewährt. In einer ersten Klasse befanden sich diejenigen, denen man den Aufenthalt »aufs erste« oder »vor der Hand« auf unbestimmte Zeit bis zu einer »weiteren Verfügung« gestattet hatte. Zu einer 2. Klasse rechnete man die Flüchtlinge, die mit einem »terminlichen Aufenthalt« von 14 Tagen, 3 Wochen, 1 Monat bzw. 6 Wochen oder auf 2 Monaten »und darüber« befristet Aufnahme gefunden hatten. Dazu kamen Flüchtlinge in einer 3. Klasse mit einem Aufenthaltsrecht von 8 Tagen, und diejenigen der 4. Klasse hatten die Stadt innerhalb weniger Tage wieder zu verlassen. Die Kontrolle über die tatsächliche Aufenthaltsdauer wurde dem bremischen Wachtmeister d'Oleire übertragen, der in der Stadt besonders für die »Wegschaffung der Fremden« verantwortlich zeichnete.⁷⁶ Es scheint, dass nur die wenigsten der Flüchtlinge die Stadt wieder fristgerecht verlassen haben. Immer wieder sah sich Syndikus Schöne mit Gesuchen um Verlängerung des Aufenthalts konfrontiert, die ihm entweder schriftlich oder, wenn mündlich, dann dienstags oder donnerstags, zwischen 11 und 13 Uhr, auf der Börse vorgetragen wurden. Eine Liste von Emigranten und Fremden, die im Jahre 1795 um Aufenthalt bzw. Verlängerung ihres Aufenthalts in Bremen nachgesucht hatten, nennt 203 Gesuche.⁷⁷

Ihre Gründe waren vielfältig und zu hören bekam sie zunächst Wachtmeister d'Oleire, wenn er in den Häusern und Herbergen vorsprach, um die Abreise bzw. »Wegschaffung« der Flüchtlinge zu überprüfen. Viele Flüchtlinge waren einfach zu krank, um die Weiterreise antreten zu können. Madame d'Haugouwart zeigte sich höchst betrübt wegen der Krankheit ihrer Tochter, die schon seit 14 Tagen »medicinierte«. Mr. del Fontaine lag zu Ader gelassen krank im Bett. Chevalier Freval und seine Familie waren so krank, »dass sie nicht vermögend sind zu reisen«; er selbst hatte die Gicht und konnte sich nicht rühren. Der alte Vater der Familie lag schon seit drei Tagen mit Fieber im Bett, und die »junge Madame« zeigte sich als hochschwanger auch nicht gerade reiselustig.⁷⁸ Mr. Faucault musste mit schlimmem Bein das Bett hüten. Mr. de Meaupons Sohn hatte »ein kaltes Fieber« befallen, und die Marquise

75 StAB 2-R.1.A.3.b.73.

76 Vgl. seine Berichte aus dem Frühjahr 1795, in: StAB 2-P.8.B.3.b.2. Bd. 2.

77 StAB 2-P.8.B.3.b.2. Bd. 6.

78 Alles in: StAB 2-P.8.B.3.b.2. Bd. 2.; auch StAB 2-P.8.B.3.b.2. Bd. 6.

de Saint Gilles sagte, sie sei »stark brustkrank«. Aber das waren nur einige der insgesamt 56 Fälle, die die oben genannte Liste aufführt. Wer konnte, legte ein Attest Dr. Wilhelm Olbers vor, ein solches von Dr. Dethard Motz, Arnold Wienholt oder Dr. Johann Peter Falguerolles; wenn nicht, versprach er, eine ärztliche Bescheinigung seines Gesundheitszustandes zu besorgen. Manche Flüchtlinge baten einfach darum, eine bessere Jahreszeit zur Abreise abwarten zu dürfen. So Madame la Comtesse de Teintignac mit ihrer Familie, bestehend aus siebzehn Personen und drei Bedientesten. Dem »Publicum« glaubten sie nicht zur Last zu fallen. Mr. le Comte de St. Aldegonde »et femme«, der sich zusammen mit sieben Kindern schon seit August 1794 in Bremen aufhielt, bat um Verlängerung des Aufenthalts »der Jahreszeit halber«. Wer Glück hatte, fand einen angesehenen Fürsprecher, wie Madame la Comtesse im Freiherrn von Vrintz oder der Comte de St. Aldegonde in den Kaufleuten Caspar Brust und Johann von Lengerke.

Die Weiterreise erfolgte in den meisten Fällen wohl mit dem Post- oder Fuhrwagen, nicht selten aber auch mit dem Schiff. Mr. Mancouble geht am 17. März 1795 mit dem Schiff nach England, desgleichen Monseigneur Consul ein wenig später mit Schiffer Spielker. Eine Gruppe von Mönchen wartet darauf, dass die Weser wieder eisfrei ist, um zu Schiff »wegkommen« zu können, und Mr. del Fontaine hofft auf ein Schiff nach Hamburg, weil er eine Bagage von 30 bis 40 Koffern besitzt, die er unmöglich mit der Post wegbringen könne. Nicht alle Flüchtlinge besaßen das Geld, um ihre Weiterreise bezahlen zu können. Seitdem die französische Regierung begonnen hatte, die Emigrantengüter in Frankreich öffentlich zu verkaufen, war das Leben in der Emigration für viele französische Flüchtlinge härter geworden. Viele Adelige, die bisher noch von ihren Einkünften gelebt hatten, mussten jetzt versuchen, ihren Lebensunterhalt selbst zu verdienen. Immer wieder trifft d'Oleire auf Emigranten, die nicht weiterreisen können, da sie auf Wechsel oder Geld aus dem Ausland warten. Die Chevaliers de Lesle und Breude bekennen hinsichtlich ihrer Weiterreise ganz offen, »haben dazu kein Vermögen, dass sie zu Schiff oder Wagen verreisen könnten«. Und die Herren Klempeter und Duvel werfen d'Oleire offensichtlich gereizt an den Kopf, »sie wären nicht vor plaisir« hier und könnten nicht abreisen. Sie wollten aber stattdessen versuchen, bei den Engländern als Husar oder Offizier angenommen zu werden. Viele Flüchtlinge waren dagegen einfach mittellos, besonders die kranken und alten. Ein Hilfswerk für Emigranten, wie in Altona z. B., gab es in Bremen nicht. In seltenen Fällen sprang der Rat ein, um mit etwas Geld, meist Reise-geld, zu helfen. So z. B. im Januar 1795, als er der Frau Gräfin Leon eine Unterstützung von fünf Reichstalern und vierundzwanzig Groten zahlte, um sie mit ihrem Gemahl und den Kindern weg »zu transportieren«⁷⁹. Die verarmte Baronin von Amelung aus den Niederlanden erhält für sich und ihren Sohn eine »Verehrung« von fünf Reichstalern, genau wie der Comte de Carborin, »welcher in den jetzigen Kriegsläufften verarmt«, sich aus Italien kommend nach Bremen geflüchtet hat. Wohltätig greift der Rat auch den zahlreichen Geistlichen unter die Arme, die 1796 und selbst noch 1797 als Flüchtlinge in

79 Hier und im Folgenden: StAB 2-R.1.A.3.b.73.

der Stadt erschienen: mal verschiedenen Bettelmönchen aus Piemont, Kalabrien, aus Parma und Albenga sowie aus dem Kloster Sta. Maria in den Alpen, mal einer Gruppe deportierter französischer Geistlicher um die beiden Brüder de Troix.

Fast aussichtslos war es für die Flüchtlinge, in Bremen Arbeit oder Beschäftigung zu finden.

Jacques Antoine Girod wird vom Senat im Januar 1795 der Aufenthalt als Uhrmacher abgeschlagen.⁸⁰ Der französische Emigrant Jacques Verdier, der Ende Dezember 1790 durch die Assemblée Nationale aus seinem Vaterland vertrieben worden war, möchte in der Stadt Unterricht in französischer Sprache und Geometrie geben, was ihm im März untersagt wird.

Beschäftigungslos erscheinen Brabanter Emigranten auf den Kontoren an Schlachte und Langenstraße mit den störenden Fragen: »Quelque chose de nouveau? Iets nieuws, Myn Heer?«⁸¹, für die jungen Kaufleute beste Gelegenheit, sich in der holländischen sowohl als französischen Sprache zu üben. Nur leben können die Emigranten davon nicht. Verschiedene versuchen sich mit mehr oder weniger Erfolg als Erzieher, Spachlehrer, Musik- oder Tanzlehrer durchzuschlagen.

Louis Purthe, der am 28. Januar 1795 nach Bremen kommt, findet zunächst Aufnahme und Beschäftigung auf dem Anwesen des Obristen Anthoin. Als Lehrer unterrichtet er auf dessen Hof die Kinder des Obristen und seiner Freunde im Tanzen und in der französischen Sprache. Als er im November 1795 in eine neue Unterkunft auf der Tiefer »umquartiert« werden soll, schlägt der Senat sein Gesuch um einen weiteren Aufenthalt in der Stadt ab. In den Bremer Wöchentlichen Nachrichten sucht ein »junger Mensch« aus Frankreich, der bei der englischen Commission 1795 als Schreiber angestellt gewesen war, »in guter Handlung unterzukommen«. Am gleichen Tag erbieten sich »Personen von sehr honetter Familie« an, Unterricht in Musik, Geographie, Sticken und in der französischen Sprache zu geben.⁸² Andere versuchen es mit Betteln oder im Hausierhandel. Letzteres war nicht erlaubt, und wer dabei erwischt wurde, wie 1798 zwei Brabanter Flüchtlinge, die von Bremen aus in Vegesack unter dem Namen Frederique Mutel et Compagnie Tuche und Stoffe verkauften, wurden mit 50 Reichstalern hart bestraft, ihre Ware eingezogen.⁸³

Mal werden die Gesuche um Verlängerung des Aufenthalts durch den Senat genehmigt, dann wieder abgelehnt. Ganz wichtig war, dass die Flüchtlinge Bürgen für eine Verlängerung ihres Aufenthalts in der Stadt beibringen konnten. In einem »Verpflichtungsschein« verpflichtete sich der Bürge dann, »bey Vorband meiner Haabe und Güter und mit Entsagung aller Einreden, dass falls Herr ... aus Frankreich der längere Aufenthalt hieselbst gestattet werden sollte, das selber dem hiesigen Armenwesen während seines Hierseins

80 Hier und im Weiteren: StAB 2-P.8.B.3.b.2. Bd.3.

81 So Franz Böving in seinen Erinnerungen; Schwebel, Tagebuch Böving (wie Anm. 15), S. 25.

82 Bremer Wöchentliche Nachrichten vom 3.10.1796.

83 StAB 6,27-XV.b.



Karikatur auf französische Emigranten in Hamburg. StA Hamburg (s. S. 96, Anm. 85).

auf keine Weise zur Last fallen soll.⁸⁴ Die Bürgen kamen in der Regel aus den wohlhabenderen Kreisen von Kaufmannsstand und Bürgertum.

Die Gründe für die eine oder andere Entscheidung sind nicht immer klar. Im März 1795 bittet Herr Constard le Court, seiner Frau und ihrem Kind, »ein paar harm- und hilflosen Geschöpfen einen Aufenthalt in ihren Ringmauern zu gestatten«, anderenfalls sie »von einem Ort zum andern hilflos herumirren« müssten. Der Senat befand drei Tage später, das Gesuch »sey abzuschlagen«. Andere haben mehr Glück, wie der Abbé Rose, der Comte St. Aldegonde oder Madame Petit-Pas im Winter 1795. D'Oleire drängt, auch wenn er Verständnis für die Situation der Flüchtlinge hat. Nicht immer trifft er sie zuhause an. Dann sucht er sie im Speiselokal, in benachbarten Häusern, befragt die Bedientesten oder hinterlässt »die Ordre von Herrn Syndikus auf sein Tisch geschrieben«.

84 Verschiedene »Verpflichtungsscheine« in: StAB 2-P.8.B.3.b.2. Bd.4.

Mancher Flüchtling, dem der Wachtmeister die Ausweisungordre des Senats zeigte, sagte einfach »es wäre gut« und verließ die Stadt.

Da war nichts mehr von der aufgeblasenen vornehmen Gesellschaft zu spüren, »die müßig und feige, aber in vollem Ornat, in der Emigration wie in einem Wartesaal sitzt, in der Hoffnung, durch die europäische Konterrevolution ihre triumphale Rückkehr nach Frankreich zu erzwingen«⁸⁵. Oder von dem »Französischen Emigranten-Volck«, wie es – »nach dem Leben gemahlt« – auf einem kolorierten Hamburger Kupferstich anonym verhöhnt wurde (vgl. Abb. S. 95).⁸⁶

Heineken glaubt dagegen, »diesen Unglücklichen das Zeugnis nicht versagen« zu dürfen, »daß sie mit der größten Bescheidenheit sich betrogen und, durch die bisherigen Schicksale sehr gebeugt, beinahe betäubt, fast keiner von ihnen etwas von der Arroganz blicken ließ, worüber man früher in vielen Gegenden klagte«⁸⁷.

Dieses reinigte die Stadt von vielen überflüssigen Fremden

Das Ende der Besetzung Bremens durch hannoversche und englische Truppen veränderte gegen Ende des Jahres 1795 auch die Rahmenbedingungen für den Aufenthalt der Flüchtlinge in Bremen. Die Regierung in Hannover, die am 2. Oktober die Neutralität Norddeutschlands anerkannt hatte, versprach »die Emigranten und Engländer vom festen Lande zu entfernen« und beauftragte den Kommandeur des französischen Emigrantenkorps, alle französischen »Ausgewanderten« über Stade nach England einzuschiffen.⁸⁸ In Bremen war noch ein Liquidations-Büro zur Abwicklung der englischen Besatzungskosten unter Leitung des Obersten John Don verblieben, bei dem »viele Flüchtlinge – eine Menge Franzosen, niederländische und oranisch Gesinnte« Anstellung und Schutz gefunden hatten, denen man aber vorwarf, heimlich Korrespondenz mit den Royalisten in Frankreich zu unterhalten.⁸⁹ Das war etwas, was nicht nur der Bremer Rat mit Argwohn betrachtete, sondern auch der neue französische Gesandte bei den Hansestädten, Karl Friedrich Reinhard, der im September 1795 in Hamburg eingetroffen war, um von dort aus »nicht nur die besonderen Verhältnisse der Hansestädte, sondern auch die Angelegenheiten Deutschlands und der nordischen Länder« zu beobachten.⁹⁰ Über die Vorgänge in Bremen war er durch seinen Privatsekretär Georg Kerner informiert, der sich kurz vorher eine Zeit lang in Bremen aufgehalten und

85 Deutsche Emigranten in Frankreich – Französische Emigranten in Deutschland 1685–1945. Eine Ausstellung des französischen Außenministeriums in Zusammenarbeit mit dem Goethe-Institut, Paris 1983, darin: Irmgard A. Hartig, Französische Emigranten in Deutschland zur Zeit der Revolution und Napoleons, S. 50.

86 Ebd., S. 53.

87 Heineken, Geschichte Freie Hansestadt Bremen (wie Anm. 9), S. 253.

88 William von Hassell, Das Kurfürstentum Hannover vom Baseler Frieden bis zur preußischen Occupation im Jahre 1806, Hannover 1894, S. 17; auch Heineken, Geschichte Freie Hansestadt Bremen (wie Anm. 9), S. 262.

89 Post, Geschichte Freie Hansestadt Bremen (wie Anm. 22), S. 228.

90 Wiedemann, Außenpolitik (wie Anm. 46), S. 56 f.

von dort aus über die freundschaftliche Gesinnung der Stadt gegenüber dem republikanischen Frankreich berichtet hatte.

Am 16. November 1795 verordnete der Rat, um der vereinbarten Neutralität in Norddeutschland Rechnung zu tragen, dass »alle fremden Militärpersonen, die sich nicht in dem wirklichen Dienst eines Reichsstandes befänden, innerhalb von acht Tagen, alle Fremden aber, die keine besondere Erlaubnis zum Aufenthalt besäßen, vor Ablauf des Monats sich aus der Stadt zu entfernen hätten«⁹¹.

Am 1. Dezember räumten die Engländer ihr Lazarett und verkauften ihre Magazine in der Stadt. Mit Beruhigung beobachtete der Rat, wie holländische Emigranten im Dezember aus dem hannoverschen Umland zusammengezogen und ins Fürstentum Nassau als Teil des Gesamthauses Oranien überführt wurden.

»Dieses reinigte die Stadt ... von vielen überflüssigen Fremden«, resümierte Heineken. Tatsächlich hatten die Maßnahmen des Rats jedoch in erster Linie die Militärpersonen getroffen. Doch noch immer hielten sich zahlreiche niederländische und französische Flüchtlinge in der Stadt auf, die auf die eine oder andere Weise versuchten, ihr Verweilen zu verlängern, was besonders immer wieder zu Beschwerden des Gesandten der Batavischen Republik, Jacob Carel Abbemas, führte. Nicht ganz zu Unrecht, denn »wirklich häuften sich die Fremden, besonders Militärpersonen von der sogenannten Oranischen Partei, in der Stadt nicht nur wieder an, sondern mehrere von ihnen betrogen sich auch nichts weniger als vorsichtig und ihrer Lage angemessen«⁹². Der Rat sah sich zur Beruhigung Abbemas daher am 26. Februar 1796 gezwungen, in Erneuerung seiner Verordnung vom November des vergangenen Jahres zu befehlen, dass alle aus ihrem »Vaterland gewanderten Militärpersonen«, seien sie bürgerlich gekleidet oder nicht, innerhalb von drei Tagen die Stadt zu verlassen hätten. Täten sie dies nicht freiwillig, seien sie ohne Ansehen der Person mit Gewalt »wegzuschaffen«. Kein Wunder, dass sich nun wieder die Gesuche von Emigranten um Verlängerung ihres Aufenthalts in der Stadt häuften.

Henri Jaquet hatte längere Zeit als Koch in den Diensten Friedrich Augusts, Herzog von York und Albany, gestanden. Nach Abzug der englischen Truppen aus Norddeutschland war er nach Bremen gekommen und bat nun die Fremden-Commission um Verlängerung seines Aufenthalts. In Southampton geboren und »dieser Kirche zugetan«, wolle er sein »Metier« in Bremen fortsetzen. Johann Wilhelm J. Niemann hatte ihn als Koch in seinem Kaffeehaus »am Deiche« angestellt. Dort wollte er nun den »Wirthstisch« ausrichten und außer Haus »die Tafeln versehen«⁹³. In den Bremer Wöchentlichen Nachrichten informierte Niemann im Sommer das bremische Publikum darüber, den Koch des Herzogs von York angenommen zu haben. Wer es wünsche, könne bei ihm im Kaffeehaus am »table d'hôte« speisen und dabei

91 Hier und im Folgenden: Heineken, Geschichte Freie Hansestadt Bremen (wie Anm. 9), S. 263.

92 Ebd., S. 268.

93 StAB 2-P.8.B.3.b.2. Bd.4.

die immer neuesten deutschen, holländischen und französischen Zeitungen lesen.⁹⁴ Jaquet, der dem Rat seine tatsächliche Herkunft als französischer Emigrant und Katholik verschwiegen hatte, scheint als Koch gut verdient zu haben. Später machte er sich selbständig und unterhielt mit »eigenem Küchengeräthe« ein eigenes Restaurant. Speisen konnte man auch bei Mr. de Saint Vincent, einem französischen Flüchtling, der im zweiten Halbjahr 1794 aus Martinique nach Bremen gekommen war. »Den Mittag aßen wir auf gut französisch bei Herrn de St. Vincent, mit seiner sehr artigen Frau«, berichtet der Hamburger Kaufmann Carl Marcus Heise 1797 anlässlich eines Besuchs in Bremen.⁹⁵ Als Gehilfe war Johan Baptiste de Langhe aus Ypern nach seiner Flucht vor den »Neufranken« aus Flandern 1795 beim englischen Stab in Bremen untergekommen. Nun hoffte er, bei veränderter politischer Lage in sein Vaterland zurückkehren zu können. Kulenkamp & Gloystein verbürgten sich für ihn, und da er offensichtlich über ein sicheres Auskommen verfügte, verlängerte die Fremden-Commission seinen Aufenthalt.

Chancenlos blieben dagegen angesichts der Ratsverordnung vom 26. Februar 1796 die Gesuche einer Gruppe holländischer Offiziere vom gleichen Monat. Und auch die Bitte dreier holländischer Hauptmänner, sich für ein halbes Jahr in Hasenbüren einmieten zu dürfen, wurde abgeschlagen.

Bedarf bestand in der Stadt offensichtlich in zunehmendem Maße an Sprachlehrern. Im bremischen Bürgertum war es in Mode gekommen, die Töchter im Französischen unterrichten zu lassen. Mr. du Soulas aus Bergerac unterrichtet die Kinder der Familien von Johann Wilhelm Bastian, Cornelius Bechtel und Johann Thiermann. Jacques Antoine Ivain, der 1795 nach Bremen geflüchtet war, gibt an, »plusieurs personnes respectables« in der französischen Sprache zu unterrichten. Conrad Lüdje und seine Frau sind vor den Franzosen aus Aachen geflohen und bieten jetzt ihre Dienste in holländischer und französischer Sprache an.

Wer wollte und konnte, ließ sich von Mr. La Garde, einem Maler aus Paris, der sich seit 1797 in der Stadt aufhielt, porträtieren.

Mancher Emigrant landete erst nach langer Irrfahrt in Bremen. Mr. de Lhoste war bis zum Jahre 1788 als Schreiber beim Prinzen Condé in Paris beschäftigt gewesen. Als er sich aufgemacht hatte, etwas von der Welt kennen zu lernen, war er in Trier von den Ereignissen der Revolution in Frankreich überrascht worden. Sein Bruder, ein katholischer Geistlicher, hatte ihm damals geraten, nicht nach Paris zurückzukehren. De Lhoste war als Hauslehrer nach Martinique gegangen. 1797 hatte ihn dort die Nachricht erreicht, in Frankreich sei wieder Ruhe eingekehrt und er könne sich auf den Weg nach Hause machen. Als er über England und Cuxhaven schließlich wieder europäischen Boden betrat, sah alles ganz anders aus, und von einer Rückkehr nach Frankreich konnte keine Rede mehr sein. Im September hatte ihm die Fremden-Commission einen Aufenthalt von einem Jahr in Bremen genehmigt. Als Französischlehrer unterrichtete er seitdem u. a. die Kinder der Familien Tölken,

94 Bremer Wöchentliche Zeitung vom 4. 7. 1796.

95 Herbert Schwarzwälder, Bremen in alten Reisebeschreibungen, Bremen 2007, S. 244.

Wilkens und Gundelach. Nun gestattete der Rat ihm ein weiteres Jahr in der Stadt. Anderen Flüchtlingen, wie Antoine Vilenne aus dem niederländischen Limbourg, wird dagegen Aufenthalt und Beschäftigung als Sprachmeister in der Stadt abgeschlagen. Viele Flüchtlinge müssen trotz respektabler Fürsprachen Bremen verlassen. Da hilft Henri de Tilly nicht die angebliche Aussicht, bald in sein Vaterland zurückkehren zu können, und auch dem Comte d'Avan-gour wird trotz vieler Bürgen und Fürsprecher vom Rat befohlen, »sich von hier weg zu begeben«⁹⁶.

Immer wieder schwankt der Rat in seinen Entscheidungen zwischen humanitärer Duldung der Flüchtlinge, Rücksichtnahme auf seine Neutralitätspolitik gegenüber Frankreich und der nicht ganz unbegründeten Angst vor Agenten und fremden Werbern in der Stadt. Als im August 1796 das Gerücht umgeht, dass wieder einmal heimliche Werbungen in der Stadt stattfänden, weist der Rat in den Bremer Wöchentlichen Nachrichten erneut eindringlich auf das Verbot der Beherbergung Fremder hin.⁹⁷ Die Flüchtlinge standen jetzt unter der besonderen Beobachtung des französischen Gesandten Karl Friedrich Reinhard, der sich seit März 1796 in Bremen aufhielt. Nach der Drohung des Kaisers, dass eine Anerkennung Reinhardts durch die Hansestädte sein Missfallen und eine Bestrafung durch das Reich nach sich ziehen würde, hatte Hamburg am 25. Januar 1796 die Akkreditierung Reinhardts als Gesandten bei den Hansestädten ausgeschlagen und ihn ausgewiesen.

Reinhard war nicht von ungefähr zum Gesandten bei den Hansestädten ernannt worden. Als gebürtiger Württemberger und Anhänger der Revolution hatte er sich von 1787 bis 1791 als Hauslehrer bei dem Reeder und Girondisten Roger Ducos in Bordeaux aufgehalten.⁹⁸ Durch seinen Verkehr mit der deutschen Kolonie in Bordeaux war ihm die Bedeutung des Handels sowohl für die Hansestädte wie auch für Frankreich bewusst geworden. In Hamburg hatte er als gemäßigter Vertreter der Revolution leicht Anschluss an freisinnige Kreise um Sophie Reimarus, seine spätere Schwiegermutter, und Georg Heinrich Sieveking, beide Anhänger der Ideale der Französischen Revolution, gefunden. Im Salon der Sophie Reimarus traf er 1796 den jungen Johann Smidt, hier hörte er auch vom revolutionären Geist des Freiherrn Knigge in Bremen.

Reinhard war Anfang März nach Bremen ausgewichen, wo er bis zum September in halboffiziellem Charakter als Privatmann auf das gastlichste bewirtet wurde. In Bremen verkehrte Reinhard, eingeführt durch seinen Privatsekretär Georg Kerner, freundschaftlich in einem Kreis gebildeter und eher freigesinnter Männer, zu denen namentlich die Senatoren Georg von Gröning und Georg Oelrichs sowie die Brüder Liborius und Simon Hermann von Post, aber auch Johann Smidt gehörten.⁹⁹ Nach seiner Rückkehr aus den Vereinigten

96 Hier wie in den Fällen vorher: StAB 2-P.8.B.3.b.2.

97 Bremer Wöchentliche Nachrichten vom 20. 8. 1796.

98 Vgl. Jean Delimière, Karl Friedrich Reinhard à Bordeaux (1787–1791), in: *Bordeaux aux temps de Hölderlin*, Bern / Frankfurt u. a. 1997.

99 Adolf Wohlwill, Die Neutralitätsbestrebungen der Hansestädte in den Jahren 1795–1797, in: *Hansische Geschichtsblätter* 1875, S. 94; auch Wilhelm von Bippen, Johann Smidt, ein hanseatischer Staatsmann, Stuttgart / Berlin 1921, S. 38 ff.

Staaten, in die er sich 1792 geflüchtet hatte, wohnte der spätere französische Außenminister Charles-Maurice de Talleyrand-Périgord eine kurze Zeit lang im Hause Reinhards in Bremen, eine Tatsache, an die Johann Smidt später bei seinen Verhandlungen um Bremens Selbständigkeit auf dem Wiener Kongress hatte anknüpfen können.¹⁰⁰

Der Aufenthalt Reinhards in Bremen – auf eine Akkreditierung durch den Rat hatte die französische Regierung zunächst verzichtet – bot diesem eine willkommene Gelegenheit, den französischen Gesandten mit den Verhältnissen vor Ort vertraut zu machen und über ihn einen direkten Draht zur französischen Regierung in Paris aufzubauen, ein Erfolg der Bremer Außenpolitik, mit der sich das französische Außenministerium ausdrücklich zufrieden zeigte.

Überhaupt begann sich die politische Lage in Norddeutschland zu entspannen. Preußen hatte sich im Mai 1795 mit Frankreich über eine Demarkationslinie geeinigt, die besonders den Westen Norddeutschlands berührte. Diese Linie war jedoch in der Folgezeit immer wieder durch österreichische wie französische Truppen verletzt worden.¹⁰¹ Mit Frankreich verhandelte man jetzt über eine neue Demarkationslinie, zugleich aber sollte eine preußische Observationsarmee ein drohendes französisches Vorgehen über den Rhein verhindern. Zur Finanzierung der Truppen lud der Niedersächsische Kreis im Juni 1796 zu einem Kreistag nach Hildesheim, eine Einladung, der Bremen als Reichsstand Folge leistete. Dies sah der Rat nicht als Neutralitätsbruch an, wie man gegenüber Reinhard eifrig beteuerte. In der Tat versagte Frankreich den Plänen einer Observationsarmee jede Form der Billigung. Doch dann einigten sich Frankreich und Preußen am 5. August 1796 plötzlich an den Hildesheimer Verhandlungen vorbei auf einen Vertrag, der neben einer aktualisierten Demarkationslinie in Norddeutschland dessen Neutralität und besonders die Integrität der Hansestädte durch Frankreich wie auch durch Preußen bekräftigte.

Die norddeutsche Neutralität sicherte in der Folge für eine Reihe von Jahren den Frieden und zog eine Phase wirtschaftlicher Prosperität nach sich, in der auch das Schicksal der Flüchtlinge in Bremen immer stärker in den Hintergrund geriet. Die Fremdenverordnungen des Rats vom Herbst 1796 richteten sich bereits wieder in erster Linie gegen unerwünschte Besucher des Freimarktes und weniger gegen neue Flüchtlinge. Zwar ließ sich der französische Gesandte bei den Hansestädten im November 1796 nach seiner Rückkehr nach Hamburg eine genaue Liste aller seit 1794 in Bremen aufgenommenen Franzosen vorlegen, doch hatten viele von diesen bereits wieder die Stadt verlassen.

Genaue Angaben über die Zahl der Flüchtlinge in den folgenden Jahren liegen nicht vor. Zwar ließ der Rat weiterhin in den einzelnen Kirchspielen Fremdenlisten anlegen, doch sind diese nur noch teilweise vorhanden. Aus St. Martini und der Neustadt meldeten die Kirchspielboten im Mai 1798

100 Heineken, Geschichte Freie Hansestadt Bremen (wie Anm. 9), S. 267.

101 Vgl. im Folgenden: Wiedemann, Außenpolitik (wie Anm. 46), S. 67 ff.

102 StAB 2-P.8.B.3.b.2. Bd. 7.

93 Personen, geflüchtet überwiegend aus den ehemaligen österreichischen Niederlanden sowie aus Holland. In der Vorstadt lebten damals 17 Flüchtlinge und im Ansariikirchspiel 46 Fremde, die meisten von ihnen französische Emigranten,¹⁰² wohlhabendere, adelige Familien, die hier in der besseren Wohnquartieren Unterkunft gefunden hatten. Die meisten von ihnen gaben an, bereits seit drei oder vier Jahren in der Stadt zu leben. Wer bleiben wollte, musste weiterhin das Attest eines Bürgen vorlegen, der an Eides statt bezeugen musste, dass sich der Fremde bislang »sittlich und untadelhaft betragen« habe und dass eine Verlängerung seines Aufenthaltes in der Stadt »in keiner Rücksicht dem hiesigen Publico nachtheilig« werde.¹⁰³ Eine »Liste der durch die Kirchspielboten im Juni aufgezeichneten Emigranten« nennt 1799 noch 306 Flüchtlinge.¹⁰⁴ Fast alle sind niederländische Flüchtlinge, nur noch wenige Franzosen finden sich unter ihnen.

Die französische Regierung hatte nach der Niederschlagung eines royalistischen Putschversuchs im September 1797 noch einmal den Druck auf die norddeutschen Staaten erhöht und z. B. vom Herzog von Braunschweig die Ausweisung aller Emigranten verlangt. Die früheren Verordnungen über die Einschränkung des Aufenthalts von Franzosen im Lande wurden daraufhin von der kurhannoverschen Regierung am 3. Oktober 1797 erneuert und verschärft. Ausdrücklich wurden nun auch die Angehörigen der Emigrantenkorps ohne Ausnahme aus dem Lande gewiesen, und für alle bisher erteilten Aufenthaltsgenehmigungen mussten – wie in Bremen – ausdrücklich eine Verlängerung beantragt werden. Eine entsprechende Verordnung des Senats war jetzt auch ausdrücklich in französischer Sprache in den Bremer Wirtshäusern ausgelegt worden, und wer gegen diese verstieß, musste mit einer Strafe in Höhe von 50 Reichstalern rechnen.¹⁰⁵ Bei den in Frankreich »eingetretenen Veränderungen« seien von Neuem viele französische Emigranten aus Frankreich und den Niederlanden geflüchtet. Verschiedene holländische und emigrierte Offiziere versuchten sich »auch in Bremen einzunisten«, berichtete man im Senat. Die Situation in der Stadt solle daher genau beobachtet und beim Erscheinen von Flüchtlingen »gemäß der Verordnungen verfahren« werden.¹⁰⁶ Später heißt es, »bey der Ausschaffung« etwa noch hier zu entdeckender Emigranten dürfe »aus Pflicht der Selbsterhaltung« keine Nachsicht geübt werden, so wie schließlich die »mächtigen Reichsstände« dabei mit gutem Beispiel vorangingen.¹⁰⁷

Im Sommer 1798 kam jedoch aus dem Senat Beruhigendes: Die Zahl der Emigranten habe sich sehr verringert. Die holländischen Emigranten seien teils »fortgeschafft«, teils sei ihnen der Zeitpunkt ihrer definitiven Abreise mitgeteilt worden. Unsicher war man dagegen, wie mit den eventuell noch sich aufhaltenden französischen Flüchtlingen verfahren werden sollte.

103 Viele solcher Attestate finden sich in: StAB 2-P.8.B.3.b.2. Bd.8.

104 StAB 2-P.8.B.3.b.2. Bd.7.

105 StAB 2-P.6.a.9.c.3.b. Bd.57, S. 520.

106 Ebd., S. 504.

107 Hier und im Folgenden StAB 2-P.6.a.9.c.3.b. Bd.58, S. 292, S. 341 ff.

Die Emigranten länger zu dulden, würde sicherlich außenpolitischen Verdruss bringen. Der Gesandte der Hansestädte in Paris, Dr. Schlüter, sei der Meinung, ohne die »Wegschaffung« der Emigranten wären vertragliche Regelungen mit Frankreich nicht realisierbar. Das kam in Bremen an, denn schließlich warteten die Hansestädte immer noch auf einen neuen Handelsvertrag mit Paris.

Die wenigen in Bremen verbliebenen Franzosen dürften jedoch für die Regierung in Paris keine nennenswerte Gefahr mehr dargestellt haben. Nach dem Staatsstreich Napoleons und der Auflösung des Direktoriums am 9. November 1799 setzte eine erste große Rückflutwelle der Flüchtlinge in ihre Heimat ein. Am 20. Oktober 1800 ließ Napoleon 48.000 Personen aus der Emigrantenliste (100.000) streichen. Das Emigrantenedikt vom 24. April 1802 schuf schließlich mit einer allgemeinen Amnestie die entscheidenden Voraussetzungen für eine Rückkehr nun auch der letzten Emigranten. Wer vor dem 24. September des gleichen Jahres nach Frankreich bzw. in die von Frankreich besetzten Niederlande zurückkehrte und den Eid auf die neue Verfassung ablegte, konnte sicher sein, straffrei in der Heimat aufgenommen zu werden. Nun dürften auch die letzten rückkehrwilligen französischen und niederländischen Emigranten Bremen verlassen haben. Als 1811 Bürgermeister Klugkist dem Präfekten des Departements der Wesermündungen eine Liste der noch in Bremen registrierten französischen Emigranten vorlegte, lebten in der Stadt nur noch sechs »emigrés français domiciliés à Bremen«, unter ihnen die sich aus den Einkünften eines kleinen Vermögens finanzierende Witwe des aus der Auvergne stammenden und 1795 mit seiner Familie aus dem Hennegau nach Bremen geflüchteten Sprachmeisters Faucon de Villaret, der Sprachlehrer Dominique Corrigeu aus Metz sowie der ebenfalls seit 1795 in Bremen weilende Sprach- und Zeichenlehrer Charles Gabriel Joseph Jacquerie mit seinem Sohn Gabriel Joseph aus Lille.¹⁰⁸

Sollen wir Hiesige die Emigranten oder sollen diese uns vertreiben?

»Zweifellos war der protestantische Norden am gastfreundlichsten, selbst wenn auch hier die Volksmeinung ablehnend war«, schreibt Irmgard A. Hartig in ihrem Beitrag »Französische Emigranten in Deutschland zur Zeit der Revolution und Napoleons«¹⁰⁹. Schaut man genauer hin, kann man diese Meinung für die Hansestädte zumindest nicht unbedingt teilen. Sicherlich gab es ablehnende Stimmen, doch waren diese nicht Ausdruck einer breiten Volksmeinung, sondern eher Vorbehalte einzelner Traditionalisten. In Hamburg war 1797 ein anonymes Flugblatt unter dem Titel: »Sollen wir Hiesige die Emigranten oder sollen diese uns vertreiben?« erschienen. Der Autor der Flugschrift wollte Anstoß geben zu einer Unterschriftensammlung, mit der der Rat aufgefordert wurde, die Emigranten aus der Stadt zu weisen.¹¹⁰

108 StAB 6,2 -F.2. a.III.4.

109 Deutsche Emigranten in Frankreich – Französische Emigranten in Deutschland (wie Anm. 85), S. 47.

110 Ebd., S. 86 f.

Teuerung und Wohnungsnot habe die Lage der Bevölkerung in Hamburg verschlechtert, in der Hansestadt bildeten sie wegen ihrer undurchsichtigen politischen Aktivitäten einen gefährlichen Unruheherd. Ein »National-Anliegen« sei dem Autor die Verbreitung des Flugblatts, das in der Stadt für 2 Schilling zu bekommen war.

Den Revolutionsemigranten war der zweifelhafte Ruhm vorausgeeilt, zügellose und verschwenderische Müßiggänger zu sein, unnütz für die Wirtschaft, herablassend und hochnäsiger. Das hatte tatsächlich nicht selten dem Verhalten der ersten Emigranten in den Rheinlanden entsprochen und dem Bild, das sich in der zeitgenössischen Karikatur von hier aus auch in Norddeutschland verbreitet hatte. Die Emigrierten waren in erster Linie politische Flüchtlinge, privilegierte Vertreter der ehemaligen Herrschaftsschicht aus Adel und Großbürgertum. Als solche hatte man sie zunächst wahrgenommen, nicht als Wirtschaftsflüchtlinge und Ausdruck eines bestehenden Wirtschaftsgefälles in Europa. Ein Bild, das sich allerdings später wandeln sollte.

Angesichts der vielen Flüchtlinge, die zeitweise ein Prozent der stadtbremischen Bevölkerung ausgemacht haben dürften, und der großen Zahl der britischen und hannoverschen Einquartierungen im Jahre 1795 hatte der Bremer Senator Arnold Gerhard Deneken im Oktober 1796 anlässlich einer Vorlesung im »Museum« aus Furcht vor einem möglichen Identitätsverlust öffentlich die Frage »Was ist von dem Zusammenflusse der Fremden in Bremen zu besorgen und zu hoffen?« gestellt und unter Zitierung der Wendung »Bremen wes bedechtig usw.« besorgt, aber nicht mutlos die Folgen erörtert, die die Aufnahme der französischen Emigranten mit ihren anderen Sitten und politischen Anschauungen für den traditionellen, soliden altbremischen Geist haben könnte.¹¹¹ Nun gehörte Deneken sicherlich nicht gerade zu den freigeistigen Köpfen in der Stadt, sondern zählte im Senat wie auch auf Grund seiner Veröffentlichungen eher zu den konservativen Geistern. Der von ihm befürchtete Verfall der Moral durch die »große Anhäufung der Ausgewanderten und des fremden Militärs« sei nicht eingetreten, meint später Heineken, wobei er einschränkend bemerkt: »bis auf die Moralität der unteren Klassen«, wofür er allerdings die Beweise schuldig bleibt.

Die Wahrnehmung der Flüchtlinge dürfte grundsätzlich eine sehr unterschiedliche gewesen sein. »Wer die Gutmütigkeit des bremischen Bürgers kennt, wird leicht sich vorstellen, wie schnell das Mitleid erregt sei, wie häufig Unterstützungen im stillen geschahen«, meint Heineken später.¹¹² Freiherr Knigge empfand das dagegen 1796 in einem Brief an einen Freund ganz anders: »Mein Haus war ein Zufluchtsort für das emigrierte Lumpengesindel; ein Haufen Aristokraten war es, der täglich bei meiner Frau Verkehr hatte und gefüttert wurde.«¹¹³ Während Johanne Smidt ihrem Sohn Johann 1795 ausführlich über die Besetzung Bremens durch die hannoverschen Truppen und deren angeblich musterhaftes Betragen berichtete, verlor sein Vater in seinen

111 Tardel, Bremen im Sprichwort, Reim und Volkslied (wie Anm. 6), S. 46.

112 Heineken, Geschichte Freie Hansestadt Bremen (wie Anm. 9), S. 253.

113 Knigge an Alois Blumann am 21. 1. 1796, in: Knigge (wie Anm. 18), S. 96.

Briefen an den Sohn kein Wort über die vielen Flüchtlinge aus den Niederlanden. Von den »Freunden aus Holland«, d. h. von den Verwandten des Vaters aus erster Ehe, die in den Provinz Gelderland lebten, habe man keine Nachricht, seit die »Traurige Revolution« dort herrsche.¹¹⁴

In Bremen waren die Flüchtlinge auf eine bürgerliche Gesellschaft getroffen, in der sich seit einiger Zeit ein einfacher, englisch geprägter Kleiderstil als Ausdruck natürlicher und freiheitlicher Lebenshaltung gegen den überholten »habit à la française« oder »face à la française« durchgesetzt hatte.¹¹⁵ Angesichts der angeborenen Vorliebe zur bequemen Bescheidenheit und ihrer Abneigung gegenüber üppigem Aufwand (so Heineken), wären die Bremer dem bescheidenen Auftreten der Flüchtlinge, die »genau Haushalt halten« und sparen mussten, »weit entfernt von dem dürftigen, oft schmutzigen Äußeren, das dem Sansculottismus in anderen Gegenden in der ersten Hälfte der 90er Jahre zur Mode geworden zu sein schien«¹¹⁶, mit Verständnis und Anteilnahme entgegen getreten, wobei sich die Bilder von Emigranten und Pariser Revolutionären vermischt haben dürften.

Die Flüchtlinge waren während ihres Aufenthaltes in Bremen verstreut über die ganze Stadt untergebracht worden, die mit weniger Geld in Vor- und Neustadt sowie in den einfacheren Wirtshäusern, die Wohlhabenderen und die, denen ein längerer Aufenthalt gestattet worden war, in den besseren bürgerlichen Altstadtkirchspielen, in St. Ansgarii z. B. oder in Unser Lieben Frauen. Bei der ständigen Fluktuation der Flüchtlinge und ihrer relativ kurzen Verweildauer konnte so in Bremen kein eigentliches Flüchtlingsghetto entstehen, aber eben auch keine ausgeprägte Emigrantenkultur wie in Hamburg. In Bremen gab es keine weiblichen Emigrantensalons, keinen intriganten Emigrantentratsch, keine neumodischen Überspanntheiten mit einer »unbedeckten Nacktheit« (gemeint waren die antikisierten Dekolletees der republikanischen Gewänder), die die hamburgischen Sittenwächter das Fürchten gelernt hatten, aber auch keine freigeistig literarischen Zirkel, keine fortschrittlichen Verleger und kein aufgeklärtes Theater. Die französischen Emigranten an der Elbe hatten ihr Paris nach Hamburg übertragen, dem dortigen Bürgertum ein Beispiel französischer Lebensart gegeben und in vielfältiger Gestalt Kunst, Kultur und neues Gedankengut verbreitet, etwas, wovon an der Weser kaum die Rede gewesen sein dürfte.¹¹⁷

Sicherlich wird es auch in Bremen ein vertieftes gegenseitiges Begegnen von Einheimischen und Flüchtlingen gegeben haben. So besonders in den Häusern der Kaufleute, in denen viele vornehme und begüterte Emigranten Aufnahme auch über einen längeren Zeitraum hinweg gefunden hatten, bei

114 StAB 7,20 - 225/1, StAB 7,20 - 222.

115 Ein Hauch von Eleganz. 200 Jahre Mode in Bremen. Handbuch zur Sonderausstellung, bearbeitet von Waltraud Dölp, Bremen 1984 (Veröffentlichungen des Bremer Landesmuseums für Kunst- und Kulturgeschichte, Focke-Museum, Heft 65), S. 56 ff.

116 Heineken, Geschichte Freie Hansestadt Bremen (wie Anm. 9), S. 302.

117 Pierre Jeannin, Hamburg und die französische Revolution – Auswirkungen auf den Alltag der Stadt vor der Franzosenzeit, in: Hamburg und die Französische Revolution (wie Anm. 12).

Johann Christian Heymann etwa, bei Frederic Delius, bei Georg Löning, Heinrich von Lengerke, Johann Adolf Traub und Johann Bley, Kaufleute, die u. a. Handelsbeziehungen nach Frankreich und in die Karibik unterhielten. Aber auch senatorische Familien wie die Meinertzhagen, von Post oder Gondela hatten sich niederländischer und französischer Emigranten angenommen, und auch stadtbekannte Persönlichkeiten wie die Ärzte Wilhelm Olbers und Dr. Johann Peter Falguerolles sowie der Historiker Professor Christian Nicolaus Roller kommen in den Fremdenlisten als Quartiergeber vor. Hier sorgte man sich nicht nur um die Flüchtlinge und bürgte für sie bei der Fremdencommission, sondern gab ihnen soweit möglich das Gefühl, zur Gesellschaft dazuzugehören. Nach französischer Sitte wurden jetzt bei den vornehmen Familien in Bremen die Mittags- und Abendmahlzeiten immer später eingenommen, wie Heineken kritisch vermerkt. »Den Mittag aßen wir auf gut französisch bei Herrn St. Vincent, mit dessen sehr artigen Frau«, Einladungen, die man zu schätzen begann, wie der Hamburger Kaufmann Carl Marcus Heise, anlässlich eines Besuchs in Bremen berichtete.¹¹⁸ Wenn während der Wintermonate in der »Gesellschaft Erholung« für die Ehefrauen und Töchter von Kaufleuten und Senatoren zum Tanz aufgespielt wurde, konnte es durchaus passieren, dass hierbei auch ein »Fremder« oder Emigrant von Stände eingeführt wurde.

Die modernen Gesellschaftstänze lernten Ehefrauen und Töchter aus der Oberschicht bei den Emigranten. Tanz, Musik und die französische Sprache waren Dinge, die Ende des 18. Jahrhunderts zu den Statussymbolen der gebildeten Dame an der Weser gehörten und von den französischen Emigranten als Sprach- oder Tanzlehrer vermittelt wurden. Nicht umsonst sollte um die Jahrhundertwende die erste »Töchterschule« Bremens von einer Französin, von Anne Corrigeux und ihrem Mann, betrieben werden.

Nüchterner werden die kleinen Leute in Bremen mit den Flüchtlingen umgegangen sein. Auch ihnen waren Fremde nicht ganz unbekannt. Als Seeleute in fernen Häfen, als Weserschiffer, Fuhrleute und Maskopträger auf Weser und an der Schlachte, begegneten ihnen fast täglich mit den einlaufenden Schiffen fremde Sprachen, fremdes Habit und Auftreten, ihnen Unbekanntes, ohne dass es ihnen Angst gemacht haben dürfte. Fremde gehörten zu ihrem Alltag, etwas was für sie überschaubar war. Wobei es völlig egal war, ob der Fremde Franzose, Holländer oder Engländer war. Vorbehalte dieser Art, wie sie in übersteigertem Patriotismus und Nationalismus das Miteinander der Menschen im 19. Jahrhundert bestimmen sollten, gab es jetzt noch nicht.

In der Stadt herrschte sozialer Friede. Die vom Senat anfangs befürchtete Teuerung war angesichts der »paar« Flüchtlinge nicht eingetreten. Bremen erlebte während der neunziger Jahre eine wirtschaftlich ausgesprochene Blütezeit. »Sichtbar erhöhte sich auch der Wohlstand aller übrigen Stände, denn der wohlthätige Handel teilte seine belebenden Säfte allen anderen Teilen des Staatskörpers mit«, schreibt Heineken.¹¹⁹ Sozialer Neid und Missgunst

118 Schwarzwälder, Reisebeschreibungen (wie Anm. 95), S. 244.

119 Heineken, Geschichte Freie Hansestadt Bremen (wie Anm. 9), S. 302.

gegenüber den Emigranten, das befürchtete »sehr missliche Murren und Missvergnügen« der ärmeren Leute war daher ausgeblieben. Im Gegenteil, nicht wenige hatten gut an ihnen verdient: die Wirtsleute und Gasthausbesitzer, Witwen und Handwerkerfamilien, die ihre Gärten und Zimmer an die Flüchtlinge vermieteten, Knechte, Mägde, Wäscherinnen, Fuhr- und Schiffsleute, Kramer und auch vielleicht der eine oder andere Geldverleiher. So lange es den kleinen Leuten gut ging und sozialer Friede in der Stadt herrschte, gab es keinen Anlass, »Stimmung« gegen die Flüchtlinge zu machen.

Auch dass die meisten Brabanter Flüchtlinge und später auch die französischen Refugiés als Katholiken »nach Gesinnung, Religion und Gebräuchen nicht in die Stadt passten«, wie 1794 noch prognostiziert, hatte eigentlich niemanden wirklich gestört. Das Bürgertum zeigte sich tolerant und aufklärerisch, die drei Religionen lebten in bürgerlicher Eintracht nebeneinander, und im Notfall konnten sich die katholischen Flüchtlinge auf den Schutz des kaiserlichen Residenten von Vrintz verlassen. Zwar konnten Katholiken in Bremen weiterhin nicht das Bürgerrecht erwerben, aber Bürger werden wollten die Emigranten sowieso nicht, sondern so bald wie möglich in ihre Heimat zurückkehren. Und so finden sich auch tatsächlich keinerlei Bürgerrechtseinträge von Flüchtlingen in den Bürgerbüchern der Stadt.

Die Revolutionsflüchtlinge des Jahres 1795 haben in Bremen nur wenige Spuren hinterlassen: einige Bündel Akten, Namenslisten, Erwähnungen in der chronikalischen Überlieferung der Stadt – flüchtige Eintragungen im Tagebuch der Geschichte.

Fechten und Turnen – Anfänge und Entwicklungslinien des organisierten Sports im Land Bremen

Von Klaus Dirschauer

Vorbemerkung

Die Quellenlage zur Erforschung des Sportfechtens im Lande Bremen im 19. bis 21. Jahrhundert ist karg, was die schriftliche Überlieferung der Vereine (Satzungen, Protokolle, Mitgliederlisten, Fest-, Jubiläums-, Gedenkschriften) und ihre Archivpflege angeht. Auch die mündliche Überlieferung einzelner Vereinsmitglieder, Übungsleiter und Trainer der Gründergeneration führt nicht immer weiter, denn sie gerät ins Stocken, sobald bestimmte Konflikte in einem Verein angesprochen werden, die einen Vereinswechsel einzelner Fechter oder gar deren Vereinsneugründung betreffen. Dieser Sachverhalt trifft wohl für alle Sportvereine zu.¹ Der vorliegende Beitrag will versuchen, trotz prekärer Quellenlage die Geschichte des organisierten Fechtsports in Bremen nachzuzeichnen.

Anfänge des Fechtsports

Die Anfänge des Fechtsports weisen auf die militärische Tradition des Fechtens und auf das Standesrecht des Adels, an den Universitäten einen Degen zu tragen, hin. Das Sportfechten hat seinen eigentlichen Anfang in der Turnerbewegung gehabt, die von Friedrich Ludwig Jahn und seinen Schülern, insbesondere von Karl Friedrich Friesen und Ernst Wilhelm Bernhard Eiselen, ausging: »Das Fechten ist eine wesentliche Hauptübung und zur vollständigen Turnbildung ganz unentbehrlich.«²

Friesen war einer der ersten führenden Turner um Jahn. Er unterrichtete an der von dem Reformpädagogen Hermann Georg Plamann 1805 gegründeten »Plamannschen Erziehungsanstalt« in Berlin, gründete 1808 die »Fechtbodengesellschaft«, in der Offiziere, Intellektuelle, Kaufleute und andere Patrioten

- 1 Zur Gesamtgeschichte des Themas: EN GARDE! ALLEZ! TOUCHE! 100 Jahre Fechten in Deutschland – eine Erfolgsgeschichte. Deutscher Fechter-Bund (Hrsg.), Andreas Schirmer (Red.), Aachen u.a. 2012, S. 17–44. Über das Sportfechten selbst mit seinen heute 25.583 Mitgliedern (weltweit ca. 1 Mill.) in den 479 Vereinen Deutschlands existiert gegenüber populären Sportarten nur wenig Literatur.
- 2 Die Deutsche Turnkunst zur Einrichtung der Turnplätze dargestellt von Friedrich Ludwig Jahn und Ernst Eiselen, Berlin 1816, S. XIII f. »Turnvater« Jahn und sein patriotisches Umfeld. Briefe und. Dokumente 1806–1812. Herausgegeben von Hans-Joachim Bartmuß, Eberhard Kunze und Josef Ulfkotte, Köln 2008, S. 18–24.

das Hieb- und Stoßfechten übten und politische Diskussionen führten. Er trat Anfang 1813 in das Lützowsche Freikorps ein, wurde Adjutant des Preussischen Generalmajors und geriet am 15. März desselben Jahres in den Ardennen in einen tödlichen Hinterhalt.

Eiselen war der erste Turnwart und unterrichtete auch an der »Plamannschen Erziehungsanstalt« in Berlin. Auf ihn geht die Fechtterminologie zurück. Der Turnplatz »Hasenheide«, den Jahn 1811 errichtete, sollte »das Modell einer Nation freier und gleicher Bürger deutscher Nation symbolisieren.«³ Jahn war 33, Friesen 27 und Eiselen 18 Jahre alt. Das von Jahn eingeführte Turnen, zu dem von Anfang an das Wandern, Schwimmen und Fechten gehörte, trat an die Stelle bisheriger gymnastischer Übungen. Den Begriff *Turnen* hatte schon Johann Michael Moscherosch im 17. Jahrhundert geprägt.⁴ Mit Jahns Schriften »Deutsches Volksthum« (1806) und »Deutsche Turnkunst« (1816) verband sich eine besondere politische Ambivalenz. Sie trat augenfällig durch die ungewöhnliche öffentliche Ansammlung in natürlichem Leinen gleich gekleideter und gesinnter Jünglinge und Männer zu Tage. »Die enge Verflechtung des Turnens mit der nationalen Bewegung gibt dem Turner gelegentlich den Nebensinn eines Parteigängers der Freiheitsbewegung.«⁵

Die rechtlichen Voraussetzungen dafür, Vereine zu gründen und zu leiten, entstanden ebenfalls im 19. Jahrhundert.⁶ Artikel XII § 59 der Paulskirchenverfassung von 1848 brachte zunächst eine völlige Vereinsfreiheit. Die vorübergehende Zurückdrängung der Vereine aufgrund ihrer politischen Ambitionen hatte keinen nachhaltigen Einfluss mehr auf die ständig wachsende Zahl ihrer Gründungen. Der Begriff Sport kam Anfang des 20. Jahrhunderts auf.⁷ Die Gründungen von Turnvereinen mit Fechtabteilungen und von selbständigen Fechtclubs gingen in Bremen überwiegend aus dem gehobenen Bürgertum hervor. Den Vorstand bildeten angesehene Kaufleute und Gelehrte der Stadt.

Ein Indiz anlässlich der Schulreform Smidts

Nach dem Ende der sogenannten Franzosenzeit befasste sich in der Freien Hansestadt Bremen eine Deputation mit der Neuordnung des Schulwesens.

- 3 Ommo Gruppe/Michael Krüger, Sport II: Theologische Realenzyklopädie, Bd. XXXI, Berlin u. a. 2000, S. 722, Z. 29 f.
- 4 Jacob und Wilhelm Grimm, Deutsches Wörterbuch, Leipzig 1952, 11. Bd., I. Abt., II. Teil, Sp. 1878.
- 5 Helmut Schulze, Die Bedeutung der nordwestdeutschen Turnvereine für die Einheitsbewegung und Entwicklung der Turnkunst 1816–1866, Marburg 1935, S. 5, Anm. 15.
- 6 Günter G. Schmalz, Zur Geschichte des Wortes »Verein«, in: Monatshefte für deutschen Unterricht, deutsche Sprache und Literatur, Madison 1955, S. 300 ff.
- 7 Der mittellateinische Herkunftsbegriff (»disportare = sich auseinandertragen, zerstreuen, vergnügen bzw. disport = Belustigung des Adels beim Jagen, Fischen, Reiten, Schießen«) hat im englischen »sport« um 1830 eine verkürzende Umwandlung erfahren. Vgl. Friedrich Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, Berlin 1963, S. 730.

Der 27-jährige Johann Smidt, der am 13. Dezember 1800 zum Ratsherrn gewählt und 1804 als zweiter Scholarch für die bremischen Schulen eingesetzt worden war, folgte den Empfehlungen der Schulreform der französischen Regierung, dem »Cuvier-Rapport.«⁸ Aus ihm geht hervor, dass es 1811 am »Gymnasium illustre«, das seit 1610 die Möglichkeit eines Studiums der Philosophie, Theologie, Medizin oder und Juristerei bot, bereits einen *Fechtlehrer* gegeben hat. Wahrscheinlich handelte es sich dabei um den 25-jährigen Brabanter Fechtlehrer Johann Nicolas Dubois, der sich Holz nannte.

Am 23. September 1817 proklamierte die Ratsversammlung die dreigliedrige »Hauptschule«. Sie bestand aus der »Vorschule« mit vier oder mehr Klassen für Knaben vom 8. bis 14. Lebensjahr, der »Handelsschule« mit zwei Klassen für Jünglinge vom 15. bis 18. Lebensjahr und der »Gelehrtenschule« mit drei Klassen für Jünglinge vom 15. bis 19. Lebensjahr. Der Unterricht erfolgte vormittags von 8–12 Uhr, nachmittags von 15–17 Uhr, in den unteren Klassen nur von 8–11 Uhr. Die Mittwoch- und Sonnabendnachmittage blieben unterrichtsfrei. Die »Vorschule« (seit 1820) und die »Handelsschule« standen im »Eschenhof«,⁹ die »Gelehrtenschule« kam im Gebäude des Domkapitels an der Domsheide unter. Diese »Hauptschule« löste das heruntergekommene »Gymnasium illustre« ab. Die Bildungsprämisse der Ständeschule zukünftiger Kaufleute und Gelehrter lautete: »In dem jetzigen Zustande der bürgerlichen Gesellschaft ist eine Verschiedenartigkeit der Glücksgüter und der Lebensweise tief begründet, und verhindert eine gemeinsame Bildungsanstalt für alle Stände.«¹⁰

Die Turnanstalt der Hauptschule

Der Versuch, das *Jahnsche Turnen und Fechten* an den bremischen Schulen einzuführen, geht auf den ersten »Vorsteher der Vorschule«, Professor Christian Friedrich Leberecht Strack, zurück.¹¹ Der 36-jährige Pädagoge hatte Jahn persönlich kennengelernt und ist dessen Turnen sehr verbunden gewesen. Der Thüringer hatte am Görres-Gymnasium in Düsseldorf unterrichtet und dort selbst mehrere Jahre einen Turnplatz erfolgreich geleitet, bevor er 1817 nach Bremen berufen worden war.

Strack reichte am 17. Januar 1818 seinen Antrag mit dem Bericht »Ernst, Liebe und Erfahrung« an den Senat ein, innerhalb der Hansestadt einen ersten *Turn- und Spielplatz* nach dem Vorbild des Berliner Turnplatzes Hasenheide einzurichten und dabei für die Turnübungen die Mittwoch- und Samstagnachmittage zu nutzen. In seinem Gesuch findet sich auch der Satz,

8 Vgl. Otto Müller-Benedict, Das bremische Bildungswesen zur Zeit Napoleons nach dem Cuvier-Rapport, in: Jahrbuch des Club zu Bremen, Bremen 1965/66, S. 15–35.

9 Der Eschenhof hat den Namen von dem schwedischen Präsidenten Alexander von Erskein Esken, der dort 1653–1656 im Domdekanat an der Domsheide residierte. 1819 wurde dort die »Hauptschule« gebaut.

10 Andreas Schulz, Vormundschaft und Protektion. Eliten und Bürger in Bremen 1750–1880, München 2002, S. 59, Anm. 12.

11 Hermann Entholt, Das Gymnasium und seine Lehrer, Bremen ca. 1925, S. 11.

dass ein Turnmeister nötig sei, »der dann den Unterricht im Schwimmen, *Fechten auf Hieb und Stich*, Schwingen oder Voltigieren (...) verstehen und geben muss.« Am Ende betont er, dass er neben einem sicheren Badeplatz und einer Schwimmschule für die Winterübungen einen *Fecht- und Schwing-saal* für erforderlich halte. Nachdem der Senat die Erfahrungen der Schulturnanstalten in Berlin, Frankfurt, Lübeck und Hamburg eingeholt hatte, entschied er sich für einen einfachen *Turnplatz der Hauptschule* im Garten des Eschenhofes an der Domsheide. Im Februar des darauf folgenden Jahres ist dort auch ein Turnplatz mit Barren, Reck, Schwebbaum, Klettermasten, Sprunggrube fertiggestellt worden. Wegen seiner Ummauerung sprach man bald nur noch vom *Turnhof der Hauptschule*.

Strack leitete, als ihm die Einstellung eines Vorturners abgelehnt wurde, die Turnübungen an den unterrichtsfreien Nachmittagen vom 30. März bis 19. Oktober selbst und bildete sich ältere Schüler der »Hauptschule« als Vorturner heran. Er hoffte, dass sich mit dem Ansehen des Turnens dieses von selbst durchsetzen würde. Die Vorturner blieben jedoch aus, niemand leitete die Turnenden an den Geräten außerhalb der vorgesehenen Zeiten an oder beaufsichtigte sie. Der Vorsteher resignierte letztlich unter diesen Arbeitsbedingungen und der mangelnden Unterstützung des Lehrerkollegiums. Die Turnstunden auf dem Schulhof hörten im Spätsommer 1826 gänzlich auf. Strack übte sein Schulamt 32 Jahre gewissenhaft aus, doch er scheiterte mit dem Turnvorhaben.¹²

Turn-Verein zu Bremen

Dieser Verein darf als der älteste Turnverein in Bremen angesehen werden. Er wurde am 10. August 1831 von dem 27-jährigen Obergerichtsanwalt Dr. jur. Karl Theodor Oelrichs zusammen mit 15 jungen Kaufleuten und Gelehrten gegründet.¹³ Als 14-Jähriger hatte er Stracks Turnübungen an der »Hauptschule« in Bremen mitgemacht. Zu Beginn seiner Studienzeit in Heidelberg begegnete er dem »schwäbischen Turnvater«, Professor Friedrich Wilhelm Klumpp, in Stuttgart. Oelrichs war nach seiner Promotion in Göttingen 1828 in seine Heimatstadt zurückgekehrt und hatte sich sogleich mit der Vereinsgründung befasst.

Fünf Jahre später, nachdem Strack das Turnen längst aufgegeben hatte, nahm Oelrichs handschriftlicher Satzungsentwurf die Idee seines Lehrers mit dem *Turnhof der Hauptschule* wieder auf, um sie nun auf der Vereinsebene zu realisieren. Dazu notierte er »Provisorische Gesetze für den Turnplatz zu Bremen.« Wie zu Stracks Zeiten wurde mittwoch- und samstagnachmittags geturnt. Oelrichs war zutiefst davon überzeugt, dass das *Turnen und Fechten* dem Fall einer Vaterlandsverteidigung diene.¹⁴ Deswegen nahm er auch ver-

12 Der Bremer Senat brauchte sich nicht an die Karlsbader Beschlüsse vom 20. September 1819 zu halten, die die Turnsperre vom 15. März 1819 und das Turnverbot vom 2. Januar 1820 betrafen und zur Verhaftung Jahns geführt hatten.

13 Karl Theodor Oelrichs, Oelrichs. Werden und Wachsen einer hanseatischen Familie, Hamburg 1939.

diente Militärs in seine Riegen auf. In den Vereinsstatuten tritt die Vorstellung eines zwölfköpfigen Ausschusses hervor, der sich aus sechs älteren Mitgliedern, deren »bürgerliche Stellung für eine Vertretung nach außen« geeignet ist, und sechs Vorturnern, die für die »Zweckmäßigkeit der allgemeinen Turnstunden des Vereins, die Aufrechterhaltung der Ordnung und Sitte« bereitstehen, hervor.

Die ansteigende Mitgliederzahl erlaubte eine neue Gerätebeschaffung und sah zudem eine generelle Riegeinteilung der älteren erfahrenen wie der jungen Turner vor. Oelrichs und der gleichaltrige Obergerichtsanwalt Dr. jur. Hermann Daniel Watermeyer, als dessen Stellvertreter, bildeten zusammen mit dem 29-jährigen Thomas Achelis, dem Sohn der 1802 gegründeten *Lohgerberei Thomas Achelis et Sohn*, als Verwalter, dem 28-jährigen Kaufmann Heinrich Carl Sengstack, Teilhaber der *Seifenfabrik F(riedrich) G(eorg) Sengstack & Sohn*, als Kassierer und dem 24-jährigen Hilfslehrer an der »Gelehrten-schule«, Dr. phil. Konrad Wilhelm Adolf Laun, als Schriftführer den Vorstand des *Turnvereins zu Bremen*.¹⁵ Aus einer Protokollnotiz der Septembersitzung des Turnvereins gehen die Namen der 15 Riegen hervor,¹⁶ darunter sind vier der fünf Strack-Söhne gewesen.¹⁷

Zur 1. Riege gehörten Dr. Watermeyer und Heinrich Carl Sengstack, zur 2. der 71-jährige Miniatur-, Geschichts-, und Porträtmaler Jacob Fehrmann und der 20-jährige Getreidehändler, Inhaber des *Handlungsunternehmens Bolte et Comp.*, August Theodor Plump, zur 3. Riege der 47-jährige Rat am Oberappellationsgericht Christian Gerhard Overbeck und der 48-jährige Hauptmann Heinrich Böse. Diesem war aufgrund seiner patriotischen Verdienste als Obrist eines »Freiwilligen Bremischen Jägerkorps« in den Befreiungskriegen vom Senat 1825 das Ehrenbürgerrecht verliehen worden. Die 4. Riege bildeten der 17-jährige August Leberecht Strack und der 17-jährige Philipp August Wilhelm Traub, Sohn des Inhabers *Johann Carl Traub der Wein- und Tabakhandlung Traub & Co.* Dieser ließ sich später als Kaufmann in Port-au-Prince, Haiti, nieder. Die 5. Riege bildeten Dr. Theodor Adolph Laun und der 17-jährige Cornelius Rudolf Vietor, Sohn des Kaufmanns Friedrich Martin Vietor. Cornelius Rudolf Vietor wurde 1854 Pfarrer an der Gemeinde *Unser Lieben Frauen zu Bremen*. Die 6. Riege bestand aus dem 15-jährigen Max Ernst Dietrich Leberecht Strack und dem Baumeister Johann Theodor ,

14 Vgl. Harald Braun (Hrsg.), *Illustrierte Geschichte von Turnen und Sport im Lande Bremen*. Ein gesellschaftskritischer Beitrag zur Kulturgeschichte, Bd. 1, Bremen 1999, S. 83.

15 Die Aufnahmegebühr betrug je nach Alter zwischen 18 und 36 Groten. Ein Taler machte 72 Groten aus, ein Grote hatte in Bremen den Wert von 0,05 Mark.

16 Das Bremische Adress-Buch für das Jahr 1831, die Bremische Biographie des neunzehnten Jahrhunderts, hrsg. von der Historischen Gesellschaft des Künstlervereins, Bremen 1912. Die Arbeiten von Nicola Wurthmann, Senatoren, Freunde und Familie. Herrschaftsstrukturen und Selbstverständnis der Bremer Elite zwischen Tradition und Moderne (1813–1848) (VStAB, Bd. 69), Bremen 2009, S. 132–288, und Andreas Schulz (wie Anm. 10) ergänzen die Angaben.

17 Familiengeschichtliche Sammlung im StAB, Graue Mappe Strack, A, Bl. A001–A074.

Widmann,¹⁸ die 7. Riege aus dem 14-jährigen Carl Hermann Leberecht Strack und dem 23-jährigen Kaufmann Heinrich Gerhard Böving, Teilhaber der *Firma Stohmann & Böving*. Er wurde später zum Consul der Republik Venezuela ernannt. Für die 8. Riege entschieden sich der 25-jährige Weinhändler und Eltermann Conrad Wilhelmi, Inhaber der *Firma Wilhelmi Frères* und der 25-jährige Tabakküper Carsten Steffens. Der 9. Riege wurden der 25-jährige Kaufmann Peter Achelis, Agent der 1805 gegründeten *Globe-Assecuranz in London für Feuer, Schiffe in Häfen und auf den Werften*, und der 25-jährige Johann Heinrich Wilhelm Smidt zugeordnet. Smidt studierte Jura, promovierte und wurde Senator. Die 10. Riege bestand aus dem 33-jährigen Kaufmann Johann Justus Achelis, dem Vater Ernst Christian Achelis, der später Pfarrer in *St. Remberti* und Professor für Praktische Theologie in Marburg wurde, und dem 12-jährigen August Friedrich Julius Sengstack, dem Bruder Heinrich Carl Sengstacks. Die 11. Riege setzte sich aus dem 19-jährigen Kaufmann Georg Julius Franke, dem Sohn des Firmengründers und Teilhabers der *Weinfirma Eggers & Franke* und Hauptmann des Bremer Infanterie-Bataillons, und Gustav Julius Steffens, Bruder des Carsten Steffens, zusammen. Zur 12. Riege gehörten Thomas Achelis und Friedrich Sassenberg von der *Firma Johann Heinrich Sassenberg & Friedrich Georg Meyne*, zur 13. Riege J. E. Grote und der 12-jährige August Friedrich Julius Sengstack, der Bruder Heinrich Sengstacks, zur 14. Riege Karl Heubel, der Geschäftsführer des Museum der neuesten Literatur von Carl Schünemann, und Johann Hinrich Garlichs, zur 15. Riege schließlich der 25-jährige Kaufmann und Eltermann Georg Wilhelm Grommé, Teilhaber der *Firma Diedrich Wilhelm & Heinrich Ludwig Grommé*, und der 9-jährige Heinrich Leberecht Strack. Dieser wurde später Verlagsbuchhändler und Bücher-Auctionator und übernahm 1848 die *Heyse Buchdruckerei*; von 1854 bis 1873 gab er das Adress-Buch der freien Hansestadt Bremen heraus.

Beim turnusmäßigen Schließen des Turnplatzes am 26. Oktober im Gründerjahr zählte der Turnverein zu Bremen 190 Mitglieder, von denen 101 ältere Turner waren. Bei der Neuwahl des Vorstandes am 9. Juni 1836 blieb Oelrichs, der sich nun Direktor nannte, der 1. Vorsitzende, wurde Dr. Watermeyer Schriftführer, der Kaufmann Johann Peter Böving sein Stellvertreter und der 23-jährige Baumeister Carl Gerhard Poppe Turnwart. Bis 1845, als Oelrichs Notar wurde, hatte sich der Turnverein zu Bremen mit seinen 300 Mitgliedern – darunter namhafte Ärzte und Lehrer – »auf einer ungleich breitere(n) und festere(n) Basis reaktiviert. Oelrichs »gehörte vielen Vereinen als Vorstandsmitglied an; auch war er unter den Stiftern (...), später hat er sich vorwiegend um das Theaterwesen gekümmert (...); so schief der Verein ein, ohne dass man ihn förmlich auflöste. Der Turnverein zu Bremen blieb außer der

18 Max Stracks Sohn, Hermann Lebrecht Strack, lehrte seit 1877 als ao. Professor alttestamentliche Exegese und gab zusammen mit Paul Billerbeck einen bedeutenden neutestamentlichen Kommentar heraus, der zum ersten Mal die rabbinische Literatur (Talmud, Midrasch) berücksichtigte. Seine Hebräische Grammatik erreichte 1999 die 16. Auflage.

19 Vgl. Schulz, Vormundschaft (wie Anm. 10), S. 7.

Hamburger Turnerschaft der einzige Turnverein Erwachsener in Norddeutschland bis in die 40-er Jahre.«¹⁹

Turnen (k)ein schulisches Unterrichtsfach

Der Bremer Senat hat die Aufhebung der Turnsperre durch die Kabinettsordre des preußischen Königs Friedrich Wilhelm III. vom 6. Juni 1842 abgewartet, um den 25-jährigen Berliner Friedrich Wilhelm Otto Hufeland zum 3. März 1843 als *Turn- und Fechtlehrer* an die »Hauptschule an der Dechanatstraße« zu berufen.²⁰ Der Großneffe des Leibarztes von Friedrich dem Großen von Preußen war als Schüler und Vorturner in der »Plamannschen Erziehungsanstalt« ausgebildet worden, dort selbst als Lehrer tätig gewesen und hatte zuletzt den jungen Prinzen Friedrich Karl von Preußen unterrichtet. Auch als »Vorsteher einer Turn-, Fecht- und gymnastisch-orthopädischen Anstalt« in Hildesheim ist er erfolgreich gewesen.

Er übernahm die Leitung der mit der »Hauptschule« in Bremen verbundenen *Turnanstalt* und verfasste wie Strack bereits vor ihm zu seiner Anstellung die maßgebliche Schrift: »Die Turnanstalt der Hauptschule in Bremen, ihr Zweck und ihre Einrichtung, ihre Bedingungen und Gesetze.«²¹ Der Senat sprach in den Verhandlungen mit dem Bürgerkonvent 1843 bereits von einer »Turnanstalt für die Schüler der Hauptschule«. Neben dem Turnplatz auf dem Eschenhof wurde ein kleiner Anbau als *Winterturnsaal* errichtet. 1844/45 hatte er bereits 207 Turner, 89 Schüler aus der »Vor-«, 17 aus der »Handels-« und 11 aus der »Gelehrtenschule«. Hinzu kamen noch 46 Erwachsene und 105 Turnerinnen, 99 Schülerinnen und 6 Erwachsene. Anfangs sind Hufelands Hilfslehrer der Turn- und Fechtlehrer Johann Daniel Holz, Schulhof 1, ein gewisser Sciurus und Friedrich Nölting gewesen.²² Hufeland, der zudem 1845 einen *Männerturnverein an der Hauptschule* gründete, der 1854 wieder zerfiel, wollte das Turnen für die Hauptschüler obligatorisch machen. Die Obrigkeitliche Bekanntmachung des Senats vom 14. September 1846 erklärte den Turnunterricht zum ordentlichen Lehrfach, doch die Väter konnten ihre Söhne ohne Angabe von Gründen abmelden.²³

Zwischen-Bilanz der Turnbewegung

Zweifelloos gebührt Oelrichs das Verdienst, das Turnen und Fechten als erster zu einer Vereinssache gemacht und mit dem *Turnverein zu Bremen* 1831 den ersten Turnverein in der Hansestadt gegründet zu haben; und das auch noch während der Turnsperre. Damit vollendete der Jurist auf der Standesebene das, was der »Vorsteher der Vorschule« auf der Schulebene mit dem *Turnplatz* begonnen hatte. Strack war 36 Jahre alt, als er 1817 das Turnen an der

20 Vgl. Müller-Benedict, Das bremische Bildungswesen (wie Anm. 8), S. 64 f.

21 StAB 2-T.5.b.3.b.1.0.

22 Vgl. Fritz Hilken, 100 Jahre Turnerschaft des Vereins Vorwärts, Bremen 1948, S. 6.

23 Sammlung der Verordnungen und Proclame des Senats der freien Hansestadt Bremen im Jahr 1846, Bremen 1847, Nr. 24.

»Hauptschule« einführt, 64-jährig als er 1849 mit dem Vorhaben mehr oder weniger gescheitert war. Doch er hatte die Voraussetzungen für den *Turnplatz* und *Turnsaal* geschaffen, auf die andere aufbauen konnten. Oelrichs war 27 Jahre alt, als er »einen vaterländischen Turnverein«, dem vor allem Kaufleute, Juristen, Ärzte und Lehrer und Schüler beitraten, ins Leben rief und dafür den »*Turnhof der Hauptschule*« nutzte. Die Zusammensetzung der Turnriegen dokumentiert die breite gesellschaftliche Bezugsebene des Vereins ebenso wie die politische Dimension, die diese Vereine später mit dem Wehrgedanken in Bremen und Bremerhaven haben werden. Als den Vereins-Gründer andere Aufgaben in Anspruch nahmen, bestand der *Turn-Verein zu Bremen* bis 1845 fort.

Hufeland war zehn Jahre jünger als Strack und anstellungsmäßig keineswegs so abgesichert wie Strack, als er 1843 als erster Turnlehrer an der Turnanstalt begann. Strack blieb noch sechs Jahre im Schuldienst, er starb 1852. Ein Jahr später wurde Hufeland bereits aus dem Schuldienst entlassen.²⁴ Es war ihm selbst durch die Vereinsgründung an der Hauptschule nicht gelungen, das Turnen zu etablieren. Der Senat hatte ihm 1854 die »Huflandsche Bade- und Schwimmanstalt in der kleinen Weser« genehmigt.²⁵ Der Turnlehrer resignierte trotz seiner wirtschaftlich prekären Lage nicht, sondern wurde zu einem gefragten Ratgeber bei den Gründungen der Turnvereine innerhalb und außerhalb der Hansestadt. 1847 hatte er die *Turnerschaft des Verein Vorwärts* gegründet.²⁶ Man traf sich auf dem Turnhof der Hauptschule, später in der »Grünenstraße«, einer Lackiererei in der Neustadt. 1851 wurde er Präsident des *Vereins Vorwärts*, blieb es 20 Jahre und übernahm 1877 noch einmal dieses Amt bis zu seinem Tode, zwei Jahre darauf.

Auch bei der Gründung des *Allgemeinen Bremer Turnvereins* war er beteiligt, schon 1848 beim *Scharmbecker Turnerbund* und später beim *Bremer Lehrerturnverein*, den Heinrich Otto Reddersen²⁷ 1862 ins Leben rief, der jedoch erst als *Bremer Turnlehrerverein* 1875 Bedeutung erlangte. »Den Aufbau des Schulturnens in Bremen übernahm alsbald der *Bremer Lehrerturnverein*, der 1862 von Reddersen, einem ausgezeichneten, von hohem Wert des Turnens überzeugter Schulmanne, gegründet wurde.«²⁸ Die Bemühungen Stracks und Hufelands um den Turnunterricht an der »Hauptschule« standen in der Hansestadt in einem latenten Wettbewerb miteinander. Die gemeinsame Grundlage – das Turnen – ist in der Schule offenbar etwas anderes gewesen als in der Geschlechterfolge eines Vereins. Die Mitgliedschaft in

24 Vgl. Hinrich Wulff, *Geschichte und Gesicht der bremischen Lehrerschaft. Gestalten und Generationen aus hundert Jahren (1848–1948)*, Bd. 1, Bremen 1950, S. 172 f.

25 Braun, *Illustrierte Geschichte* (wie Anm. 14), S. 30 ff.

26 Fritz Hilken, *110 Jahre Turnerschaft* (wie Anm. 22). Sie wurde 1859 ein selbständiger Verein.

27 Vgl. das Fest- und Erinnerungsbuch anlässlich der Hundertjahrfeier des Allgemeinen Turn- und Sportvereins »Bremen 1860«, Bremen 1960, S. 19, 22.

28 Wilhelm Baumgardt, *Geschichte der Deutschen Turnerschaft in Niedersachsen* (Schriftenreihe des Niedersächsischen Instituts für Sportgeschichte Hoya e.V.), Reprint der Ausgabe Oldenburg 1938, 1995, S. 9.

den Turnvereinen bezog sich mit dem vollendeten 16. Lebensjahr weitgehend auf die Handels- und Gelehrtenschüler und ihre Elterngeneration.²⁹ Gegenüber dem angestrebten Schulfach *Turnen und Fechten* in der Schule erschloss sich mit der Vereinszugehörigkeit eine ganz andere gesellschaftliche Relevanz. Das *Fechten* spielte innerhalb des Turnens im vaterländischen Turnverein Oelrichs wie in der *Turnerschaft des Vorwärts-Vereins* eine selbstverständliche Rolle. Augen- und ohrenfällig blieb das Auftreten der in natürlichem Leinen gleich gekleideter Vorturner und Turner sowie der turnbrüderliche egalitäre Du-Umgang untereinander.

Verein Vorwärts – Turnerschaft

In einem diametralen Gegensatz zur *Turnanstalt an der Hauptschule* und zum *Turn-Verein zu Bremen* steht die Gründungsidee des *Cigarrenmacher-Bildungsverein* »zur gegenseitigen geistigen und sittlichen Ausbildung und für ihr geselliges Leben.« Sie ging auf eine Abendgesellschaft, die der 33-jährige Bremer Kaufmann Johann Caspar Koop im Herbst 1846 in seinem Hause in der Obernstraße 36/Ecke Pieperstraße abhielt, zurück. Unter den Gästen des Teilhabers der Bremer Tabak- und Cigarrenfabrik Strothoff & Comp. war auch der befreundete 38-jährige Redakteur Dr. phil. Karl Theodor Andree, der damals die »Bremer Zeitung« redigierte.

Am 20. Dezember 1846 gründeten zwölf Cigarrenmacher im Hause des mit Wild und Austern handelnden Christian Otto in der Buchtstraße 57 einen *Cigarrenarbeiter-Bildungsverein*. Dieser erhielt durch den ersten Vorsitzenden, den Cigarrenmacher Franz Hinrich Münnich, den Namen *Verein Vorwärts* von 1846. Der Name geht offensichtlich auf einen Ausspruch des chinesischen Philosophen Konfuzius zurück, den Friedrich Schiller diesem in den Mund gelegt hat.³⁰

»Rastlos vorwärts musst du streben,
nie ermüdet stille steh,
willst du die Vollendung sehn.«

Die Cigarrenmacher wohnten vorwiegend in der Nähe der 185 Cigarrenfabriken Bremens, die vorwiegend Klein- und Kleinstbetriebe waren und jährlich ca. 200 Millionen Cigarren in der Bremer Altstadt, im Tiefer- und Stephanierviertel, und in der Neustadt, im Buntentor und in der Ostertor- und Doventorvorstadt, herstellten. Die Namen der »zwölf Cigarrenmacher als Stifter« und ihre Wohnungen bestätigen im Bremer Adressbuch diesen Sachverhalt. Der Zeitungsredakteur wollte durch den *Cigarrenarbeiter-Bildungsverein* den »missachteten Leuten Gelegenheit zur geistigen und sittlichen Ausbildung« geben und suchte dadurch »veredelnd auf sie einzuwirken.« Als soziale

29 Hufelands Ordnung für die Turnanstalt der »Hauptschule« vom 22. September 1843 stellt in Aussicht, für 5–7-jährige Kinder und »für größere Damen« 1844 Turnstunden einzurichten. Vgl. Braun, *Illustrierte Geschichte* (wie Anm. 14), S. 94.

30 Diesen Spruch hat Schiller zuerst im *Musen-Almanach* 1800, dann im 1. Band der *Gedichte* 1800 und 1804 veröffentlicht.

Ursachen wurden die Kinderarbeit, der Stück- und Zeitakkord und die überhaupt nicht oder mangelhaft wahrgenommene Schulpflicht der Mädchen und Jungen angesehen. Sie wuchsen in einem rohen Umgangston auf, in dem Trunk, Kartenspiel um Geld, Prügeleien, Exzesse immer wieder ein Einschreiten der Polizei erforderlich machten.

Bei der Gründungsversammlung erklärten 144 Männer ihren Vereinsbeitritt und zahlten je 12 Groten Eintrittsgeld. Das erste *Vereinslokal* mit sechs Zimmern wurde am 28. Februar 1847 wieder gekündigt.³¹ Die Mitgliederzahl nahm ständig zu, und die Wirte stellten fest, dass die *Vorwärtser* zu wenig verzehrten. Zwei Jahre nach der Gründung zählte der Verein bereits 629 Mitglieder, von denen 231 keine Bremer waren. Auch »Arbeiter anderer Gewerke« – Handwerker, Gelehrte, Agenten, Künstler, Handwerksburschen auf der Walz, Tagelöhner – waren dazu gestoßen. Der Vorstand hat am 17. Mai 1847 beschlossen, »dass jeder erwachsene, unbescholtene Arbeiter, sowie Jeder, der dem guten Zwecke des Vereins fördern will, als Mitglied aufgenommen werden könne und zwar ohne Ansehen der Person.«³²

Der Beitritt vom vollendeten 17. Lebensjahr an bot für viele die Möglichkeit, die Abende und den Sonntag sinnvoll zu verbringen und andere in einer ähnlichen Lebenssituation kennenzulernen. Der Verein war so etwas wie ein zweites Heim gewesen. Jedes der Vorstandsmitglieder verpflichtete sich, für einen Abend der Woche die Aufsicht zu übernehmen. Die Hausordnung des Vereins in den angemieteten Räumen verbot prinzipiell den Alkoholgenuss und das Kartenspiel um Geld. Stattdessen wurden Billard, Domino- und Schimmelspiel als gesellige Vergnügen angeboten und eine Bibliothek aufgebaut.³³ Zum Bildungsangebot gehörten der Unterricht in den Volksschulfächern, Kaufmännisches, Vorträge, Vorlesungen und Gedicht-Deklamationen.

Bereits am 14. November 1847 überzeugte der Weinhändler Heinrich Waltjen den Vorstand davon, neben den Lehrfächern eine *Turnabteilung* einzurichten. Als erster Turnlehrer des Arbeiterbildungsvereins wurde der an der »Hauptschule« beschäftigte Hufeland gewonnen. Noch im gleichen Monat begann er mit 60 Mann der *Turnerschaft des Verein Vorwärts* im »Turnhof der Hauptschule.«³⁴ »Neben dem Turnen wurde auch Unterricht im Fechten erteilt.« 1853 konnte der *Verein Vorwärts* schließlich das *Haus, Sandstraße 5*,

31 Ostern des folgenden Jahres traf sich der Verein in der Schenke des Weinhändlers Johann Friedrich Peters in der Katharinenstraße 13, seit dem 8. November 1848 beim Gastwirt Christian Ehntholt in die Wachtstraße 33, am 28. April 1850 in der ersten Etage in einer Mietwohnung des von Herrn Wetjen geführten »Wall-Pavillon«, Am Wall 81.

32 Verein Vorwärts. Festschrift zur 50-jährigen Jubelfeier, Bremen 1846–1896. Bei der Feier des fünfzigjährigen Jubiläums überreicht vom Vorstand. Bremen 1896, S. 44 f.

33 Das Schimmel-, Glocken- und Hammerspiel war ein weit verbreitetes Würfelspiel mit der Schimmelkarte (Wotans Schimmel) und Hammerkarte (Thors Hammer) und der Glocke (christliches Symbol), das der Wiener Kunsthändler Heinrich Friedrich Müller erfunden hatte.

34 Vgl. Festschrift zur Feier des 100-jährigen Bestehens des Verein Vorwärts Bremen: 1847–1947, Bremen 1947, S. 2, 6. 150 JAHRE VEREIN VORWÄRTS von 1846, Bremen 1996, S. 15, 27.

erwerben und, nachdem Nachbarhäuser hinzu erworben worden waren,³⁵ 1859 mit dem Bau einer Turnhalle (23,10 m x 11,75 m x 6 m) beginnen. Sie erhielt aber erst 1887 ihre endgültige Gestalt.³⁶

Als der *Verein Vorwärts* am 9. Januar 1848 sein erstes Stiftungsfest mit einem Festessen im »Großen Saal« der »*Union von 1801, Kaufmännischer Verein Bremen*«,³⁷ am Wall / Ostertorstraße beging, waren der Bürgermeister Johann Smidt und der Senator Droste zugegen. Die Vorwärts-Turner hinterließen in ihrem grauen Leinen einen nachhaltigen Eindruck.³⁸ Beim 25-jährigen Jubiläum des *Verein Vorwärts* wurde festgestellt, dass bei diesem Fest alle Stände vertreten waren: Mitglieder des Senats, Gelehrte, Geistliche, Kaufleute, Fabrikanten, Gewerbetreibende und Arbeiter. Der *Vorwärts-Verein* war in den Zeiten revolutionärer Umtriebe politisch abstinent geblieben, besonders gegenüber der Sozialdemokratie.

Turn- und Fechtanstalt und heilgymnastisches Institut

»Von jener Zeit an war, während einiger Jahre das Turnen auf den Betrieb durch die Turngemeinde im *Verein Vorwärts*, durch einige kleinere Vereine und durch die Privatschüler des Herrn J. Daniel Holz beschränkt« – ist in der Festschrift des *Allgemeinen Bremer Turnvereins* von 1910 zu lesen.³⁹ Aus den Bremer Adressbüchern von 1818 bis 1852 ist zu entnehmen, dass Johann Nicolas Holz in Bremen als Fechtlehrer tätig gewesen ist.⁴⁰ Anfangs wohnte er am Rande der Bremer Altstadt, von 1833 bis 1852 jedoch auf Schulhofe 1 (zwischen Sögestraße 9 u. 10).⁴¹ Aus dem Zivilstandsregister geht hervor, dass J. Nicolas Holz und seine Frau Maria Elisabeth, geb. Mohrhoffs, zusammen mit ihrem am 17. Juni 1819 in Bremen geborenen Sohn, Johann Daniel, eine Wohnung hinter dem Herdentorswall hatten.⁴² Die Schuladresse lässt

35 Der Bremer Tabakkaufmann Henrich Levin Rogge hatte das 1790 erbaute bürgerliche Wohnhaus und Nebengebäude 1851 von den Erben der Senatoren Franz Friedrich Droste und Sohn Dr. jur. Franz Friedrich Droste gekauft. Die Einweihung des neuen Domizils wurde am 2. Oktober 1853 begangen. Das Haus erhielt einen 60 x 30 Fuß (520 m²) großen Saal, ein geräumiges Lese- und Bibliothekszimmer, einen Turnraum und zwei ausreichende Unterrichtsräume.

36 Vgl. Maïke Grimbo, »Haus Vorwärts« Sandstraße 4–5: Von der Klippschule über den Arbeiterbildungsverein zum Haus der Wissenschaft, Bremen 2005, S. 28–37.

37 Der Kaufmann Koop war schon 1838 der »Union von 1801« beigetreten. In der Chronik der »Union von 1801« werden ähnliche soziale Probleme (z.B. Hasardspiele, Alkohol) jener Zeit ebenso kritisch angesprochen. Vgl. 200 Jahre Union von 1801, hrsg. von Union von 1801, Redaktion Dr. Dagmar Burgdorf, Bremen 2001.

38 Im Jahr darauf erhielt der Verein die Anerkennung als juristische Person.

39 Fest-Schrift zur 50jährigen Jubelfeier des Allgemeinen Bremer Turnvereins Bremen 1860 (Red. Heinrich Walter) November 1910, Bremen 1910, S. 7.

40 Der Vorname schwankt in den Urkunden bzw. Adressbüchern zwischen Nicolai, Nicolas und Nicolaus, der Nachname zwischen Holst und Holz.

41 Adressbucheinträge 1818/19: Kleine Fuhrleute Str. 8; 1820: Heerdenthorswallstraße 17; 1821–1823: Klosterkirchenstraße 1; 1824: Im Kloster 11; 1825/26: Johannesstrasse 17; 1827–1829: Balgebrückstraße 29; 1830–1832: Marterburg 45.

42 StAB 4,60/3 -Bremen 1818 f., 1852, 1898.

darauf schließen, dass J. Daniels Vater beim »Vorsteher der Turnanstalt« eine Anstellung als Hilfslehrer gefunden hatte; er starb 1852, seine Witwe wohnte 1854 bereits in der Westerstraße 43.

Hufeland trennte sich von seinem »Schulgehilfen«, dem Fechtlehrer J. Daniel Holz, als die Turnerzahlen zurückgingen. Holz hatte 1849 seine *Privat-Turnanstalt* – »Turn- und Fechtanstalt und heilgymnastisches Institut« – gegründet.⁴³ Die Einrichtung erfreute sich bei den Bremern regen Zuspruchs. Der Fechtsaal erwies sich für die am Turnen und Fechten interessierten Jünglinge und Männer als eine gute Adresse und ein Umschlagsplatz für neue Turnvereinsgründungen. Im Bremer Adressbuch von 1860 bis 1864 findet sich der Selbsteintrag: »Vorsteher J. Daniel Holz«, ebenfalls im alphabetischen Einwohnerverzeichnis mit der Wohnung,⁴⁴ Fedelhören 2, ab 1869, Fedelhören 7, von 1860 bis 1870 auch in der Geschäftsanzeige im ersten Teil des Bremer Adressbuches. Im »Alphabetisches Verzeichnis von Gewerben und Geschäften« zeigen die Bremer Adressbücher 1855 bis 1873 Holz mit Hufeland, 1860 mit Ernst Pappermann, 1861 zusammen mit dem 33-jährigen brandenburgischen Turn- und Fechtlehrer Rudolf Rakow und Eduard Bullerdieck, 1862 mit Rakow und Sparre an. 1862 hat Daniel Holz seine *Privat-Turnanstalt* sogar unter den Schulinstitutionen stehen, ebenfalls 1863 mit dem Titel »Vorsteher Holz«. 1864 bis 1870 steht er nur noch mit Rakow.

Seit 1854 zeigt das Bremer Adressbuch unter der bekannten Überschrift zum ersten Mal auch die Turn- und Fechtlehrer namentlich an. Das lässt erkennen, dass das allgemeine Interesse zu vermehrten Bildungs- und auch Turnvereinsgründungen geführt hat.⁴⁵ Dazu haben der *Verein Vorwärts* von 1846 und dessen *Turnerschaft* sicherlich beigetragen. Obgleich die Anzahl der Turnvereine wuchs, boten nur drei von ihnen wöchentliche Fechtstunden unter fachkundiger Anleitung im Jahnschen Sinne an: Die *Bremer Turn-Gemeinde von 1859*, der *Allgemeine Bremer Turnverein von 1860* und der *Bremer Turnverein Friesen von 1891*. Seit 1882 ist in den größeren Vereinen von Fechtabteilungen die Rede.⁴⁶

Fechtsport in Bremen – Kontinuität im Wandel

Am Anfang des Fechtsports im Bremen findet sich die erste Spur eines Fechtlehrers 1811, der den Studenten am »Gymnasium illustre« Lektionen erteilte.

43 Hermann Entholt, *Das Gymnasium* (wie Anm. 11), S. 65.

44 Die Durchsicht der Bauakten vom Ende des 19. Jahrhunderts (StAB 4,125/1-2707 (1-6)+8) lässt den Schluss zu, dass sich in Fedelhören 2 ein größeres Gebäude mit einem Fechtsaal, der gelegentlich erwähnt wird, befunden haben muss. Seit 1869 wird in den Akten wie im entsprechenden Adressbuch eine Reitbahn mit Pferdeboxen bzw. Stallungen ausgewiesen.

45 Im Kaiserreich stieg in Bremen die Zahl der Turn- und Fechtvereine: von drei in den 1870er Jahren auf sieben in den 1880er Jahren, in den 1890er Jahren auf neun, im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts auf zwölf und in den 1920er Jahren auf siebzehn.

46 Der Begriff kommt im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts in Umlauf. Vgl. Kluge, *Wörterbuch* (wie Anm. 7), S. 5.

Wahrscheinlich haben vor der Gründungszeit der Turnvereine die Fechtlehrer J. Nicolai und J. Daniel Holz ihren Fechtsaal am Fedelhören wie eine Fecht-
schule geführt, in der sie die Kunst erfolgreich unterrichtet haben oder auch
nur gefochten werden konnte. Zweifellos haben beide Fechtlehrer bei den
Gründungen der Turnvereine erprobte Hilfestellungen gegeben und ihre
Dienste bereits der *Turnanstalt der Hauptschule* und dem *Turn-Verein zu
Bremen*, der *Turnerschaft des Vereins Vorwärts von 1847* und den folgenden
Turnvereinen angeboten – solange diese noch nicht über eigene Fechtlehrer
verfügten. Doch sie selbst haben keinen Turnverein ins Leben gerufen – wie
Strack, Hufeland oder Rakow. J. Daniel Holz hat später nur seine *Privat-Turn-
anstalt* geführt. Ihre Namen stehen fortdauernd in den Bremer Adressbüchern
jener Zeit der Vereinsgründungen.

Als vereinsmäßig dominierend hat sich der Fechtsport in Bremen erst durch
die Abspaltung der Fechtabteilung der *Bremer Turn-Gemeinde* 1891 und die
Gründung des *Bremer Turnvereins Friesen* ergeben. Die weitere Entwicklung
ist eigentlich durch weitere, sich wiederholenden Varianten des Urgesche-
hens – die Abspaltung oder den Vereinswechsel einzelner Fechter – gesche-
hen. Eine derartige Wiederholung setzt freilich eine gewisse Größe der davon
betroffenen Vereine und die Existenz einer Fechtabteilung voraus. Der *Allge-
meine Bremer Turn- und Sportverein »Bremen 1860«* dokumentiert in seiner
Vereinsgeschichte anhand seiner diversen Festschriften seine Umbrüche im
Fechtsport anders als der *Bremer Turnverein Friesen*, der mit dem Verlust
seiner Fechtabteilung in seinem Ursprung wie in seiner Existenz infrage
gestellt worden ist. Der Grund für derartige Umbrüche, der seitens der be-
troffenen Vereine angegeben wird, wird in der Differenz zwischen dem
Selbstverständnis einzelner Fechter oder einer ganzen Fechtabteilung und
den Vorstellungen des Vorstandes des Hauptvereins von dieser besonderen
Sportart gesehen. Heute wird dieses Phänomen mit der Problemanzeige –
auch in den anderen Sportarten – mit den Stichworten *Breitensportförderung*
oder *Elitebildung* alternativ beschrieben. Dabei wird sogleich auf die haus-
haltsrechtlichen wie personalen Konsequenzen hingewiesen.

In dieser grundsätzlichen Auseinandersetzung ist es in Bremen zu neuen
Vereinsgründungen gekommen: Erstmals 1891, als die Fechtabteilung der
Bremer Turn-Gemeinde von 1859 den *Bremer Turnverein Friesen* gründete;
wohlgemerkt einen Turnverein mit einer Fechtabteilung, nicht einen Fecht-
verein.

Bemerkenswert ist ebenfalls, dass die Vereinigungen in der zweiten
Hälfte des 20. Jahrhunderts nahezu alle mit der Fechtabteilung des *Bremer
Turnvereins Friesen* und dem Vereinsvorstand zu tun gehabt haben: Der *All-
gemeine Bremer Turn- und Sportverein*, der eine derartige Abspaltung er-
lebte, büßte am 31. Dezember 1981 seine Fechtabteilung ein. Diese gründete
am 1. Januar 1982 den *Hanseatischen Fechtclub Bremen*. Der *Allgemeine
Turn- und Sportverein Bremerhaven* musste bereits 1968 seine Fechtabteilung
an den *Geestemünder Turnverein e.V.* abgeben.

Den Vereinschroniken ist dabei deutlich zu entnehmen, dass die von derar-
tigen Umbrüchen betroffenen Turnvereine in Bremen und Bremerhaven – was
die fechterischen Leistungen anbetrifft – eine ungemein erfolgreiche und

weit über die Landesgrenzen hinausreichende Hochzeit des Fechtens erlebt haben. Eindrücklich dokumentiert dieses der *Fechtclub Bremen-Nord e.V.* mit seiner Festschrift zu seinem 50. Jubiläum. Abgesehen von dem *Fechtclub von 1906* und seiner militärischen Fecht-Tradition und dem Fechtclub von 1933 bzw. Fechtclub Cabor mit seiner nationalsozialistischen Überfremdung zeichnen sich die Fechtvereine und Fechtclubs in Bremen durch eine gewisse Exklusivität der einen Sportart aus, die jedoch einen Vereinswechsel einzelner Fechter nicht gänzlich ausschließen kann. Der Grund dafür liegt nicht selten darin, dass die überragenden Fechttalente naturgemäß nicht nur in ihrem Club oder Verein ihresgleichen suchen und sich nicht auf Turnieren messen.

Heute gehören dem »Landesfachverband Fechten Bremen e.V.« drei Vereine aus den Gründungsjahren 1860, 1958 und 1982 an: die Fechtabteilung des *Allgemeinen Bremer Turn- und Sportverein »Bremen 1860« (ATSV)* mit zurzeit 83 Mitgliedern, der *Fecht-Club Bremen-Nord e.V. (FCBN)* mit zurzeit 117 Mitgliedern und der *Hanseatische Fechtclub Bremen e.V. (HFCB)* mit zurzeit 40 Mitgliedern.

Anhang: Bremer Fechtvereine und Fechtsport in Turnvereinen

Bremer Turn-Gemeinde

Dieser Verein wurde am 26. Juli 1859 von Handwerkern und Arbeitern, insbesondere Zigarrenmachern aus der Neustadt Bremens, gegründet. Alles soll damit begonnen haben, dass der Zigarrenmacher Christian Wilhelm Burkhard Wagenbrett mit seinen fünf Söhnen im Garten seines Hauses, Hermannshof 12 (heute Neustadtswall 62), öffentlich geturnt hat. Die nächsten Turnstunden mit bald 22 Turnern, darunter auch einige *Vorwärtser*⁴⁷, fanden jahrelang in der *Privat-Turnanstalt* von J. Daniel Holz, Fedelhöfen 2, statt. Ein beschwerlicher Weg nach getaner Arbeit – bedenkt man die Beschaffenheit der Straßen und deren Beleuchtung zu damaliger Zeit.

Am Ende konnten sich die Neustädter Turner in der neu erbauten Schulturnhalle der Bulthauptschule (heute Gesamtschule am Leibnizplatz) treffen. Der Zigarrenmacher Arend Wiegand führte die ersten zehn Jahre die *Bremer Turn-Gemeinde von 1859*. Nach mehr als 25 Jahren, am 11./12. Oktober 1875 verfügte sie selbst über eine eigene Turnhalle, Am Neustadtswall 29a. Da zählte sie 200 Mitglieder. Seit 1890 bot die *Bremer Turn-Gemeinde* das Fechten an. Am 1. September 1891 bildeten die 25 Mitglieder der Fechtabteilung einen neuen Zusammenschluss. Sie nannten sich im Gedenken an den großen Fechtlehrer Karl Friedrich Friesen: → *Bremer Turnverein Friesen*. Am 1. Januar 1972 entstand durch den Zusammenschluss der *Bremer Turn-Gemeinde von 1859* und des *Turn- und Sportvereins Bremen-Neustadt von 1893* die *Bremer Turn- und Sportgemeinde Neustadt von 1859*.

Turn-Verein zu Bremerhaven

Die Unterweserstadt Geestemünde, die als Hafen an der Geestemündung in die Weser von dem Bremer Bürgermeister Johann Smidt 1827 gegründet worden war, trägt seit dem 21. Januar 1947 den Namen *Bremerhaven*. Die erste Turnvereinsgründung

47 Vgl. 100 Jahre Turnerschaft des Verein Vorwärts, Bremen 1948, S. 7.

der Stadt verbindet sich mit dem 29-jährigen Göttinger Lehrer Dr. phil. Justus Carl Lion, der seit dem 1. April 1858 als Mathematik- und Turnlehrer an der Bürgerschule (Realschule) in Bremerhaven unterrichtete. Soweit das Wetter es zuließ – turnte er an zwei Abenden der Woche mit etwa 20 jungen Männern auf dem Vorschulplatz und führte so den Turnunterricht in der Stadt ein, die erst 31 Jahre alt war und 6.300 Einwohner zählte. Seine turnerischen Aktivitäten, zu denen selbstverständlich das Fechten, Ringen und Schwimmen gehörten, gefielen den Bürgern. Nach einem Deichspaziergang am 15. Juni 1859 zu dem damaligen Nordseebad Dorum sprach er mit einigen turnbegeisterten Männern über die Idee einer Vereinsgründung, führte diese bereits am 20. Juli 1859 mit 64 Männern durch und übernahm selbst den Vorsitz des ersten Turnvereins an der Unterweser, des *Turn-Vereins Bremerhaven*.⁴⁸

Lion trat seit den Ereignissen von 1848 bewusst für ein unpolitisches Turnen ein. 1860 wurde in seinem Turnverein selbstverständlich neben dem Boxen auch das Fechten angeboten. Auf dem politischen Hintergrund der »Schleswig-Holsteinschen Nationalitätenfrage«⁴⁹ jedoch zweigten sich Turnbrüder ab, bei denen Waffenübungen mit Vorderladergewehren und Bajonetten in den Mittelpunkt traten. Sie gründeten 1860 den *Allgemeinen Turn- und Wehrverein Bremerhaven*. Lion, der bei der Gründung des *Allgemeinen Bremer Turnvereins von 1860* und des *Vegesacker Turn-Vereins von 1861* beteiligt gewesen sein soll,⁵⁰ blieben 85 Mitglieder treu. Bei einem Turnfest im August 1861 in Brake überzeugte er die Vertreter der teilnehmenden Vereine der Weser-Ems-Region von der Idee eines »Gauturnverbandes Weser-Ems«. Am 1. Oktober 1862, als der Verein 129 Mitglieder hatte, übernahm er die Stelle eines Direktors des städtischen Schulturnens in Leipzig und wurde technischer Oberleiter des *Allgemeinen Turnvereins zu Leipzig von 1845*, von 1892 bis 1898 sogar dessen 1. Vorsitzender.

Nach sieben Jahren Trennung fand der *Allgemeine Turn- und Wehrverein Bremerhaven* zum *Turnverein Bremerhaven von 1859* zurück. 1893 zählte der Verein 270 Mitglieder. Nach dem Ersten Weltkrieg wiederum gingen 1919 aus dem *Turnverein Bremerhaven* und dem *Turnverein »Jahn«* der *Allgemeine Turn- und Sportverein Bremerhaven von 1859* hervor. Nachdem sich um 1900 Turn-Abteilungen gebildet und weiter entwickelt hatten, nahm 1930 der *Allgemeine Turn- und Sportverein Bremerhaven von 1859* das Fechten in sein Programm wieder auf. Auch wenn ihm am Anfang noch das Geld für die Sportwaffen fehlte und es bei der bloßen Beinarbeit ohne Waffe blieb, zählte die neue Fechtabteilung bald 22 Mitglieder. Nach dem Zweiten Weltkrieg wuchs unter dem Dipl.-Fechtmeister Wilhelm Aufderheide die Mitgliederzahl derartig an, dass sogar eine Aufnahmesperre verhängt werden musste. 1958 ist von Hans-Wilhelm Hille und seinen Söhnen erneut eine Fechtabteilung des *Allgemeinen Turn- und Sportvereins Bremerhaven* aufgebaut worden, die bis 1964 bestanden hat. Am 1. Februar 1968 hat Willi Lorenz mit 32 Fechtern einen neuen Versuch gestartet, der aufgrund von Vereinsquerelen dazu führte, mit der Fechtabteilung zum → *Geestemünder Turnverein e.V.* zu wechseln. Der *Turn- und Sportverein Bremerhaven* fusionierte 1972 mit anderen Bremerhavener Vereinen zu dem *Olympischen Sport-Club Bremerhaven von 1972 e.V. (OSC)*.

48 Vgl. Otto Legel, Geschichte des Turnvereins Bremerhaven, Bremerhaven 1909, S. 27, 29, 53 f.; Schulz, Vor-mundschaft (wie Anm. 10), S. 672 f.

49 König Friedrich VII. von Dänemark hatte am 5. November 1863, zwei Tage vor seinem Tode, die Einverleibung Schleswigs in die dänische Monarchie in Form einer Gesamtstaatsverfassung beschlossen, und der neue König Christian IX. aus dem Hause Glücksburg unterschrieb diese Kriegserklärung Deutschlands.

50 Vgl. Braun, Illustrierte Geschichte (wie Anm. 14), S. 124.

Allgemeiner Bremer Turn-Verein

Ehemalige Schüler aus der »Turnanstalt der Hauptschule« kamen am 24. September und am 8. Oktober 1858 zu ersten Übungen in der Privat-Turnanstalt von J. Daniel Holz zusammen und gründeten den *Bremer Turnverein*.⁵¹ Sie verabredeten, an Sommerabenden Schauturnen im Garten des beliebten Ausflugslokals »Zum Stau« (früher: Kuhgraben, heute: Nähe Parkallee), frühsonntägliche Vorturnstunden, nahmen eine Riegeinteilung der 73 Mitglieder vor und beschlossen,⁵² im folgenden Jahr am Festzug zur Feier des 100. Geburtstages Friedrich Schillers teilzunehmen, um ihm »wie einem Propheten deutscher Einheit und Freiheit« zu huldigen.

Die Arbeit des Vorstandes des *Allgemeinen Bremer Turnvereins*, der vornehmlich aus Mitgliedern der Kaufmannschaft am 28. September 1860 gebildet wurde, ist wesentlich durch die Persönlichkeit des 49-jährigen Kaufmanns Johann Abraham Edmund Pavenstedt, der von 1838–1853 in den USA tätig war, als Präsident geprägt gewesen. Er leitete den *Allgemeinen Bremer Turnverein e.V.* von 1860 bis 1891. Ihm standen als Oberturnwart der Architekt Johann Heinrich Kupsch, als Kassenwart der Kaufmann Philipp Richard Fritze, die Kaufleute Julius Sengstack und Johann Christian Buhse als Turnwarte, der Kaufmann Johann Friedrich Jungk als Gerätewart sowie der Commis beim Lloyd Johann Oelkers als Schriftwart zur Seite.⁵³ Hufeland bewährt sich von 1861–79 als Gerätewart und Vorstandsmitglied. Mit dem »Turnhallen-Aktien-Verein« hatte Pavenstedt rasch die Mittel für den Bau einer vereinseigenen Halle beschaffen können. Bereits am 11. November 1860 konnte der Verein die eigene Turnhalle auf dem vom Staat verpachteten späteren Bahngrund neben dem Herdentorsfriedhof, auf der Viehweide, nutzen. Im Gründungsjahr berief der Vorstand bereits seinen ersten Turn- und Fechtlehrer, den 33-jährigen Brandenburger Rudolf Rakow. Der ehemalige Jurist vom Berliner Kammergericht hat in diesen Vereinsjahren – bis zu seiner Anstellung 1875 als *Turnlehrer an der Hauptschule* – dem Turnen und Fechten weit über Bremen hinaus zu beachtlichen Ansehen verholfen.⁵⁴ Der Vereins-Chronist Walter Hulek geht davon aus, dass das Fechten »von allem Anfang an betrieben« worden sei.⁵⁵

Der erste Eintrag des *Allgemeinen Bremer Turn-Vereins* im Bremer Adressbuch zwei Jahre später lautete: »Turn-Verein. (Turnhalle auf der Viehweide).« Außerdem wurden der jährliche Beitrag, die Turnzeiten und der Turnlehrer Rakow angegeben. Seit 1871 bot der Turn-Verein »Fechtstunden für Knaben Mittwoch und Sonnabend Nachmittags von 3 ½–4 ½ Uhr, von 4 ½–5 ½ Uhr, von 5 ¾–6 ¾ und von 7–8 Uhr, sowie Mittwoch und Sonnabend, Dienstag und Freitag Mittags von 12 ½–13 ½ Uhr an; außerdem in besonderen mit dem Turn- und Fechtlehrer Rakow verabredenden schulfreien Stunden.« Nach sechs Jahren zählte der *Allgemeine Bremer Turnverein* 482 Mitglieder. Als die Turnhalle nach dem Ende des Deutsch-Französischen Krieges

51 Vgl. Wurthmann, Senatoren (wie Anm. 16), S. 672 f.

52 Dem Vorstand, den die Hauptversammlung am 28. September 1860 wählte, gehörte als erster Turnwart Julius Sengstack an, der mit J. E. Grote im Turnverein zu Bremen in einer Riege turnte.

53 Walter Hulek, Das Fest- und Erinnerungsbuch anlässlich der Hundertjahrfeier des Allgemeinen Turn- und Sportvereins »Bremen 1860«, Bremen 1960, hat die Namen der Ehrenamtlichen zusammengestellt; vgl. ebd., S. 20, 85–87.

54 Rakow wurde 1862 zum Gauvertreter gewählt, war 1862–1875 Kreisvertreter des V. Turnkreises (Weser-Ems-Gau), ihm gelang es, 1867 Wettkämpfe statt der jahrelang üblichen Schau-Turn-Übungen einzuführen.

55 Fest-Schrift zur 50jährigen Jubelfeier des Allgemeinen Bremer Turnvereins Bremen 1860 (wie Anm. 39), S. 13, 19, 26.

abgerissen werden musste, da der Staat das Gelände für den Eisenbahnbau benötigte, hatte der Architekt Kupsch für den Verein bereits eine neue *Turnhalle mit einem Fechtsaal*, Vorstandszimmer, einer *Wohnung für den Fechtlehrer* und für den Hausmeister im ersten Stock entworfen und Pavenstedt das Grundstück, Auf den Häfen Nr.66, erworben. Der Bau konnte am 31. Mai 1873 Richtfest haben und am 4. Januar im folgenden Jahr eingeweiht werden. Die Turnhalle wies eine Länge von 33 m und eine Breite von 17 m auf.

Auf Anregung des Fechtwartes Heinrich Friedrich Garbers richtete Kunath 1890 eine *Fechtabteilung für Vorturner* in den frühen Morgenstunden ein und am 1. September 1901 eine *allgemeine Fechtabteilung*, in der auch Frauen mitwirkten. Die Übungsstunden wurden mit leichten Unterbrechungen am Dienstag- und Freitagabend von 21–22 Uhr angeboten. Über den Vereinsgründer Pavenstedt wird berichtet, dass er ein hervorragender Turner, Reiter, Schlittschuhläufer und Fechter gewesen sei. Deswegen verwundert es nicht, dass Rakows Nachfolger 1875 – der 24-jährige Görlitzer Turn- und Fechtlehrer Alfred Böttcher und der ihm 1890 folgende 26-jährige Neustädter Turn- und Fechtlehrer Arno Theodor Kunath – die Fortführung des Turn- und Fechtbetriebes entsprechend garantierten. Böttcher hat zumindest 1887 bis 1889 »Privatunterricht im Turnen, sowie im Stoß-, Rapier- und Säbelfechten erteilt.« Auch er unterrichtete die Vorturner in den frühen Morgenstunden im Fechten. Von 1906 an erscheint in der Adressbuch-Anzeige des Turnvereins der Fechtlehrer Georg Stärzl, der im *Bremer Fechtclub von 1906* Unterricht erteilte. Kunath bot im Winter 1908/09 sogar das Damenfechten an. 1910 ist für die Fechtabteilung der Dienstag- und Freitagabend von 21–22 Uhr, als 1. Vorsitzender ist der 43-jährige Professor Dr. med. Karl Grunert und als verantwortlicher Turn- und Fechtlehrer der 26-jährige Hannoveraner Georg Opitz vorgesehen.

»Im Jahre 1915 hörte der Fechtbetrieb infolge des Krieges auf«, räsoniert Hulek. Das ist im Bremer Adressbuch jedoch anders zu lesen: »Fecht-Abteilungen, Montag-, Mittwoch- und Freitagabend von 7–10 Uhr.« Während des Ersten Weltkrieges weist der Verein den Fechtmeister Oberleutnant a. D. Ritter Schoen-Liebingen aus, der bis dahin dem *Bremer Fechtclub von 1906* verpflichtet gewesen war. Die Wiederaufnahme des Fechtbetriebes nach dem Ersten Weltkrieg stand 1919 bis 1924 unter der Leitung des Fechtwarts Johann Wilhelm Schröder. Am 26. Juni 1919 schlossen sich der *Allgemeine Bremer Turnverein von 1860*, der *Bremer Sport-Club von 1891* und der *Bremer Schwimm-Club von 1885* zum *Allgemeinen Bremer Turn- und Sportverein* zusammen. 1920 steht im Bremer Adressbuch unter der Fechtabteilung: »Bremer Fechtclub, Dienstag und Donnerstag, abends 8½–10 Uhr«, im Jahr darauf: »Montag und Donnerstag leichte und schwere Waffen 9–10 Uhr.« 1926 bis 1929 unterstützen die Fechtwarte Arthur Schneider und Georg Stärzl den Fechtbetrieb. Als die Teilnehmerzahlen zurückgingen, übernahm der Allgemeine Bremer Turn- und Sportverein von 1860 den *Bremer Fechtclub von 1906*. Am 1. Mai 1933 wurden die Fechter der SA und SS unterstellt und die Fechtabteilung aufgelöst. Die Bombennacht des 26. August 1944 in Bremen zerstörte auch die Turnhalle, Auf den Häfen 66. Am 4. Februar 1946 schlossen sich der *Allgemeine Bremer Turnverein von 1860* und die *Bremer Sportfreunde von 1891* zum *Allgemeinen Turn- und Sportverein »Bremen 1860«* zusammen.

Aufgrund einer Initiative dreier jugendlicher Fechter baute Oscar Vorbrich, der mit acht Mitgliedern von der alten Fechtabteilung des *Turnvereins Friesen von 1891* zum *Allgemeinen Turn- und Sportverein Bremen 1860* gewechselt war, dort am 23. Juni 1953 wieder eine neue Fechtabteilung auf. Mitglieder des *Bremer Fechtclubs von 1933*, in dem Fechter des *Allgemeinen Turn- und Sportvereins* nach dem Kriege untergekommen waren und der sich aufgelöst hatte, kamen mit dessen Vor-

sitzenden Rolf Kühl wieder zurück. Er wurde der Fechtwart der neuen Abteilung, später Vorbrich. Am 31. Dezember 1981 trat die Fechtabteilung aus dem Hauptverein aus, um am 1. Januar 1982 den → *Hansatischen Fechtclub Bremen (HFCB)* zu gründen. 1987 gründete der *Allgemeine Turn- und Sportverein »Bremen 1860«* eine Fechtabteilung, die bis heute besteht. 2003 traten die Mitglieder des *Fechtvereins Bremen e.V.* in den *Allgemeinen Bremer Turn- und Sportverein »Bremen 1860«* wieder ein.

Geestemünder Turnverein e.V.

Der *Geestemünder Turnverein*⁵⁶ wurde 1862 in Geestemünde, einem Stadtteil des heutigen Bremerhavens, der an der Mündung der Geeste in die Weser liegt, gegründet. Die Stadt gehörte damals noch zum Königreich Hannover. Am 17. November 1866 schloss sich der Verein mit dem *Männer-Turnverein zu Geestendorf*, der schon fünf Jahre bestand, zum *Geestendorf-Geestemünder Turnverein* zusammen. Der Gesamtverein im südlichen Teil des heutigen Bremerhavens zählte zur Zeit seiner Gründung 25 Turner. Den Vorsitz übernahm der dritte Sohn des ehemaligen Vorstehers der »Vorschule« in Bremen, der 49-jährige Carl Hermann Leberecht Strack, der einst als 14-Jähriger mit dem Bremer Kaufmann Böving im *Turnverein zu Bremen* geturnt hatte. Strack hatte den Vorsitz bis zu seinem Tode 17 Jahre lang inne. Der erste Turnwart, der Kaufmann Georg Eberhard Vogemann, der den Verein mitbegründet hat, kannte den *Allgemeinen Bremer Turnverein von 1860* noch aus der Hansestadt. Geturnt wurde im Sommer in »Cornelius Janssens Garten«, dem späteren »Oldenburger Hof« (Ecke Thee-/Georgstraße), im Winter im »Bremermannschen Saal« (Tonhalle, Mühlenstraße 11). Der Verein zählte 188 Mitglieder, als am 1. November 1882 in Geestemünde die eigene *Turnhalle am Holzhafen* eingeweiht werden konnte. Diese wurde mietweise auch den Schulen der Stadt für den Turnunterricht überlassen.

Als sich am 7. Februar 1889 Geestemünde und Geestendorf zu einem städtischen Gemeinwesen mit 15.426 Einwohnern vereinigten, wurde der *Geestendorf-Geestemünder Turnverein* in den *Geestemünder Turnverein* umbenannt. Auf Drängen der Stadt übernahm der Turnverein zusätzlich die Aufgaben einer Freiwilligen Turner-Feuerwehr, die bis 1938 dem Brandschutz der Stadt, insbesondere des neuen Handels- und Petroleumshafens diente. Nach dem 100-jährigen Jubiläum des *Geestemünder Turnvereins* vollzog sich der Übergang vom traditionellen Turnverein der Gründerzeit zum modernen Turn- und Sportverein der Neuzeit. Am 1. Februar 1968 sind Willy Lorenz und Helmut Grüninger mit der gesamten Fechtabteilung des *Turn- und Sportvereins Bremerhaven von 1859* zu dem drei Jahre jüngeren *Geestemünder Turnverein* gewechselt, um dort »die einzige Abteilung dieser Sportart in Bremerhaven« zu gründen, notierte Werner Brischke in der Festschrift zwanzig Jahre später zum 125-jährigen Jubiläum des *Geestemünder Turnvereins von 1862*. Bereits in den 70-er Jahren verfügte der Verein dank einer konsequenten Jugendarbeit über eine bemerkenswerte Fechtabteilung, die erfolgreich an Wettkämpfen teilnahm und selbst Turniere ausrichtete. Am 21. Oktober 1994 erklärte der Vorsitzende der Fechtabteilung, Werner Brischke, deren Auflösung zum 31.12.1994.⁵⁷

56 Georg Behrens, *Geschichte der Stadt Geestemünde, Wesermünde 1928*, S. 1–14; *Geestemünder Turnverein von 1862. Festschrift zum 90jährigen Bestehen 1862–1952*, Bremerhaven 1952; 125 Jahre. 1862–1987. *Geestemünder Turnverein*, Bremerhaven 1987, S. 9–27, 45 f.

57 Brief des Leiters der GTV Fechtabteilung Bremerhaven an den Landesfachverband Fechten Bremen vom 21. Oktober 1994.

Männer-Turnverein

Der *Männer-Turnverein von 1875* ist aus einem beachtlichen Teil der Turnerschaft des *Vereins Vorwärts von 1847* hervorgegangen und am 2. Oktober 1875 in der westlichen Vorstadt gegründet worden. Der Verein suchte noch beim Senat um die Genehmigung seiner Statuten nach, beispielsweise »durch mannhaftes Ringen nach körperlicher, geistiger und sittlicher Tüchtigkeit dem Vaterlande Ehre zu machen«⁵⁸, und hatte schon nach sieben Jahren 340 Mitglieder. Die Turner und Fechter benutzten die Turnhalle der Schule an der Nordstraße, bevor die eigene Turnhalle 1882 in der Nelkenstraße 7 eingeweiht werden konnte.

Im Bremer Adressbuch der Jahre 1901/1902 steht unter dem *Männer-Turnverein von 1875*: »Fechtabteilung nach näherer Bestimmung. Anmeldungen können jederzeit in der Turnhalle erfolgen, wo auch Auskunft über sonstige Einrichtungen im Verein gegeben wird.« Ein Jahr später liest sich der Eintrag präziser: »Fechtabteilung: Dienstag und Freitag abends 9–10 Uhr.« Die Turn- und Fechtlehrer heißen Wilhelm Wulff, Gerd Wessels, Johann Orlob. 1902 stehen in der Anzeige als Turn- und Fechtlehrer: Wulff, Orlob, Johann Kreye, Heinrich Friedrich Garbers. Im Jahr darauf löst der Bandagist Georg Stärzl, der mit dem *Bremer Fechtklub von 1906* zur gleichen Zeit beim *Allgemeinen Bremer Turnverein* erscheint, die Lehrer Wulff und Garbers ab. Unter dem seit 1907 amtierenden Vorsitzenden Bernhard Talla ist 1907 bis 1909 für die Fechtabteilung Oskar Fischer, später der 22-jährige Turnlehrer Carl Loges am Dienstag und Freitag zuständig. In der Anzeige des Bremer Adressbuches ist ab 1913 kein Fechtangebot mehr zu finden. Wegen der 1897 gegründeten eigenen Abteilung für die Turnerinnen und des Zusammenschlusses des *Turnvereins Doven-tor von 1885 e.V.* mit dem *Männer-Turnverein von 1875*⁵⁹ erfolgte am 1. April 1971 die Umbenennung in den *Turnverein Bremen 1875*.⁶⁰

Bremer Turnverein Friesen

Die 25 Mitglieder der ersten Fechtabteilung Bremens, der *Bremer Turn-Gemeinde von 1859*, bildeten am 1. September 1891⁶¹ unter dem Vorsitzenden Ernst Carl Friedrich Nelle,⁶² einen neuen Verein, den *Bremer Turnverein Friesen (BTF)*. Dem Vorstand gehörten der Kaufmann Johann Claußen, Carl Heinrich Langschmidt, Johann Nullmeyer, Johann Ohlmeyer, der Schumachermeister Heinrich Poggenburg, der Baumeister Dietrich Seekamp und Dietrich Wurtmann, als Turnwart der Lehrer Ferdinand Friedrich Wurthmann an. Es versteht sich von selbst, dass neben dem erweiterten Turnen der Fechtsport betrieben wurde. Aus dem Bremer Adressbuch lässt sich entnehmen, dass der *Bremer Turnverein Friesen* in den Jahren 1891 bis 1895 »auch Fechtunterricht Dienstags und Freitags 8.30–10 Uhr« durch den Turnlehrers Georg Michaelis angeboten hat; bis 1895 in der Turnhalle der ehemaligen Domschule, Dechanatstraße, dann in der größeren Turnhalle in der Realschule, Katharinenstraße. In der Anzeige des Bremer Adressbuches findet sich seit 1913 kein Fechtangebot mehr.⁶³

58 Grundgesetze des Männer-Turnvereins in Bremen, Bremen 1849, S. 5.

59 Seit dem 23. Oktober 2006 ist der Männer-Turnverein von 1875 im Bremer Amtsgericht gelöscht.

60 Wilhelm Baumgardt, Geschichte (wie Anm. 28), S. 8 f., 91–93.

61 Festschrift 100 Jahre BTV Friesen. Bremer Turnverein Friesen v. 1891 e.V., Bremen 1991, S. 7 f.

62 Im Bremer Adressbuch ist Nelle als Cigarrenmacher in der Schifferstraße 65 eingetragen.

63 Der MTV von 1875 hat sich 2002 aufgelöst und ist beim Amtsgericht Bremen am 23. 10. 2006 gelöscht worden.

Nach dem Zweiten Weltkrieg konstituierte sich der *Bremer Turnverein Friesen* durch den Vorsitzenden Friedrich Wilhelm Weber schon am 28. Oktober 1949. Für die erste Fechtabteilung zeichnete Wilhelm Becker verantwortlich, später sein Sohn Hermann Becker. Vater und Sohn hatten während des beruflich bedingten vierjährigen Aufenthaltes in Buenos Aires das Sportfechten in einem deutschen Turnverein beim argentinischen Nationaltrainer Enrico Ecceri gelernt und kehrten 1938 nach Deutschland zurück. Die Friesen turnten und fochten zunächst in der Vorwärts-Turnhalle in der Sandstraße, ab 1948 in der Turnhalle des Alten Gymnasiums an der Dechanatstraße, seit August 1964 in der neuen Turnhalle in der Lothringer Straße.

Am 23. Juni 1953 verließ Oskar Vorbrich⁶⁴ mit einigen Fechtern den *Bremer Turnverein Friesen*, um beim *Allgemeinen Bremer Turn- und Sportverein »Bremen 1860«* (ABTSV) eine neue Fechtabteilung aufzubauen. Ein Jahr darauf gründeten fünf ehemalige Friesenfechter in der Neustadt Bremens den *Bremer Fechtverein von 1955*. Als die Fechtabteilung nach 17 Jahren ihre Selbständigkeit aufgrund der neuen Satzung des Hauptvereins nicht weiter gewährleisten sah, ging sie am 31. Juli 1987 geschlossen zu dem *Fechtverein Bremen e.V.* über.⁶⁵ Die Festschriften zu den Vereinsjubiläen dokumentieren nur bis dahin eine Fechtabteilung.

Bremer Fechtclub von 1906

Es ist davon auszugehen, dass der *Bremer Fechtclub von 1906* im Gründungsjahr bereits ein *militärisches Fechten* angeboten hat. Namentlich findet er sich im Bremer Adressbuch erst seit 1907 mit einem Trainingsangebot in der Turnhalle der Michaelisschule am Doventorsdeich. Der Fechtclub wird durch einen Aktenvorgang beim Senat der Hansestadt⁶⁶ interessant: Der Festausschuss für das Preisfechten des *Bremer Fechtclub von 1906* lädt den Senat der Freien Hansestadt Bremen am 27. April 1908 zu einer internationalen Fechtakademie am 17. November 1908 in den Theatersaal des *Tivoli Bremen*, An der Weide 10, ein.

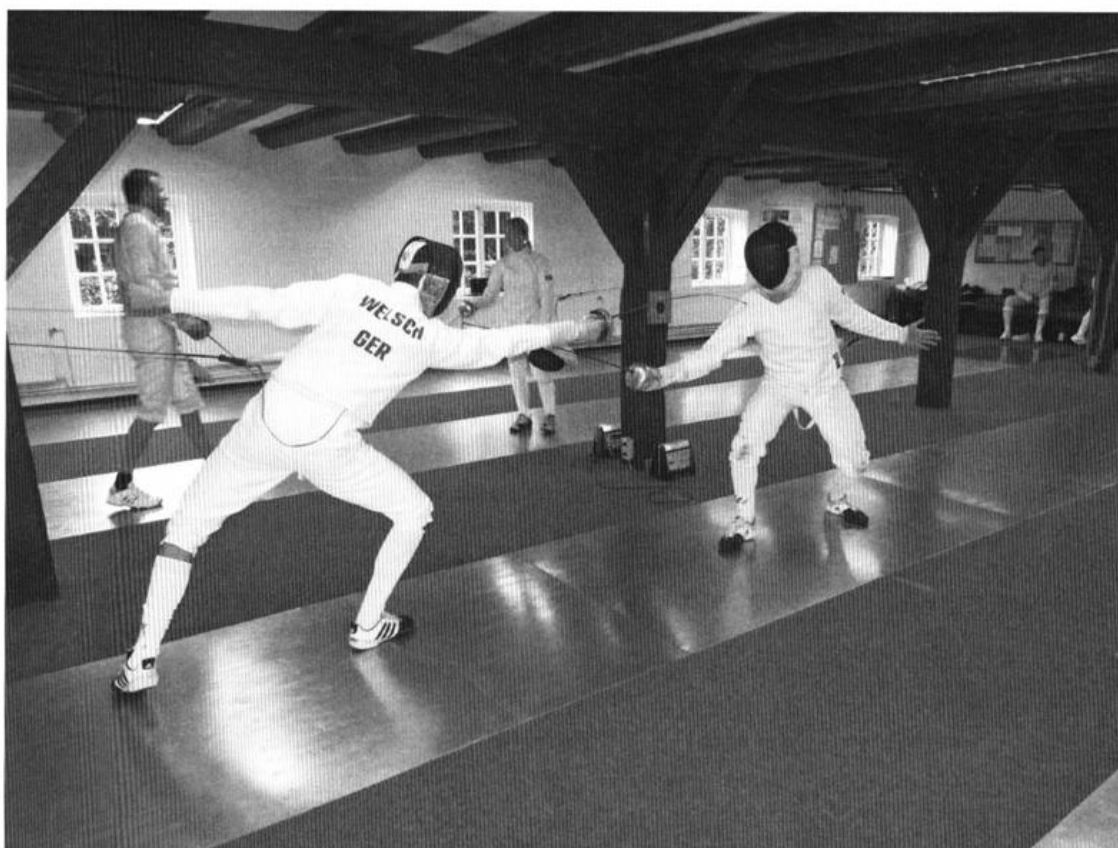
Aus den Erkundigungen, die der Senat über den *Fechtclub von 1906* eingeholt hatte, ergibt sich, dass der Vorsitzende der Gewerbeinspektor August Jacob gewesen ist und dem Vorstand Adolph Carl Ludwig Gerlach, Inhaber der *Weberei- und Färbereifirma Kühlke & Behrens*, der Kaufmann Paul Friedrich Wilhelm Gosch, der ein Agenturgeschäft im Schlüsselkorb 9/10 und dessen Frau ein Malinstitut führte, der Dipl.-Ingenieur Friedrich Wilhelm Beuttenmüller sowie der Zahnarzt Albert Schröder angehörten. Weiterhin ist zu erfahren, dass sich zu dem Fechtturnier »auch 6 Herren des *Allgemeinen Bremer Turnvereins* auf den Häfen gemeldet« haben, der Fechtlehrer Georg Stärzl heißt und die Übungsabende auf den Dienstag und Freitag fallen.

1910 treffen sich die Fechter in ihrem Klubhaus in der »Grünenstraße« 25 zu den Übungsabenden am Montag, Dienstag, Donnerstag und Freitag von 8–10 Uhr

64 Mit Oskar Vorbrich, seiner 16-jährigen Tochter Gudrun und dem 19-jährigen Jürgen Theuerkauff, die aus Bremen-Nord stammen, wechselten noch weitere acht Friesen-Fechter den Verein zum Allgemeinen Bremer Turn- und Sportverein Bremen 1860. Gudrun Vorbrich und Jürgen Theuerkauff wechselten zum Olympischen Fechtclub Bonn, heirateten 1960 und gewannen bei den Olympischen Spielen – er 1960 in Rom, sie 1964 in Tokio – die Bronzemedaille mit der deutschen Florett-Mannschaft.

65 Brief des 1. Vorsitzenden des FVB e.V. Joachim Hoops an den Landesfachverband Fechten Bremen vom 5. August 1987.

66 StAB 3-V.2. Nr. 609.



Fechtclub Bremen-Nord im Thiele-Speicher (Vegesack). Foto: Lech Zimny

abends. Georg Stärzl und Wilhelm Beuttenmüller, Baumeister bei der Polizeidirektion, sind die Fechtwarte, den Unterricht erteilte Prof. Arnd Colombo von 8–10 Uhr. In den Jahren 1903 bis 1908 fungiert Oskar Fischer als Fechtlehrer. 1909 hält der Fechtclub seine Fechtstunden in der Turnhalle Oberrealschule, Eingang Ostertorstraße, ab. Den Vorsitz hat der Kaufmann Paul Friedrich Gosch übernommen. 1910 trainieren die Fechter am Montag-, Dienstag-, Donnerstag-, Freitagabend 20–22 Uhr im Klubhaus in der »Grünenstraße« 25. Der Fechtlehrer ist jetzt Prof. Ard. Colombo, im Jahr darauf heißt er Fulvio Martinenghi. 1912 bis 1914 wird im Fechtsaal in der Bredestraße 7 mit dem Fechtmeister Oberleutnant a. D. Ritter Schoen von Liebingen gefochten, 1914 mit dem Fechtlehrer Olbers. Die Anzeige erscheint nicht mehr, doch 1920 ist unter der Fechtabteilung des Allgemeinen Bremer Turn- und Sportverein zu lesen: »Bremer Fechtclub, dienstags und donnerstags, abends 8 ½ – 10 Uhr.«

Bremer Fechtclub von 1933 – Fechtclub Cabor

Der 1884 in Frankfurt geborene Friedrich Carl Ludwig Carbow hatte seine Ausbildung zum »Dipl.-Fachlehrer, Fechtmeister, Staatlich-Geprüfter Fechtlehrer« an der »Preußischen Hochschule für Leibesübungen (Landesturnanstalt)« in Spandau absolviert. Er arbeitete seit 1924 selbständig – 1931/1932 in Turn- und Sportvereinen in Frankfurt/Main und Umgebung, 1933 in Halle und Umgebung, 1934/1935 wieder in Frankfurt/Main und Umgebung und – seit 1935 in Bremen, wo er in der Delmestraße 41 mit der Berufsangabe »Fechtmeister und Fechtlehrer« gemeldet gewesen

ist. 1936 bis 1945 ist Carbow in dem von der Kaffee Hag AG 1931 gestifteten »Institut für Gesundheit und Leistung« im Haus Atlantis bis zu dessen kriegsbedingten Zerstörung 1944 als Florett-Fechtlehrer beschäftigt gewesen,⁶⁷ zunächst in der Böttcherstraße, ab 1933 in den ehemaligen Kapff'schen Packhäusern, Martinistraße 46/47, wo auch Fechter anderer Vereine, deren Turnhallen zerstört worden waren, noch weiterhin fochten. Seit 1937 gab Carbow auch morgens – wie Hermann Becker einmal erzählte – vor dem Lehrbetrieb an der »Staatlichen Ingenieurschule und Staatsbauschule (Technikum)« in Bremen für die Studenten verpflichtenden Florettunterricht. Es ist anzunehmen, dass er gegen Ende des Krieges seinen Namen von »Carbow« zu »Cabor« und die Schreibweise seines Clubs von *Bremer Fechtclub von 1933* in *Fechtclub Cabor (F.C.C.)* änderte. Nach dem Zweiten Weltkrieg unterrichtete er noch an der Oberrealschule in Delmenhorst. 1955 erfolgte die Auflösung des angeblich erst 1951 gegründeten *Bremer Fechtclubs Cabor*.

Fechtsport in Bremen in nationalsozialistischer Zeit

Im Bremer Adressbuch der Jahre 1932/1933 finden sich unter den vielen Sportarten 27 Turnvereine,⁶⁸ von denen nur zwei den Zweck *Fechten* aufweisen: Der *Allgemeine Bremer Turnverein von 1860* mit der Angabe der Turnhalle, Häfen 66, und der *Männer-Turnverein von 1875* mit dem Verweis auf die Geschäftsstelle, Nelkenstraße 7, den 1. Vorsitzenden Senator Carl Stichnath sowie den Oberturnwart und gepr. Turnlehrer Walter Steffens. 1934 sind zum Fechten keinerlei Angaben zu finden, doch ist in das Adressbuch die Gliederung des NS-Reichsbundes für Leibesübungen Gau VIII (Niedersachsen), Kreis 3 (Bremen) in Bezirk I eingeführt worden.

1936 weist das Fachamt VIII: Fechten lediglich den *Fechtclub von 1933 Bremen* mit dem »Vers.- und Fechtsaal: Kohlhöckerstraße 60. Vereinsanschrift: Dr. jur. R. Helbron, Herrlichkeit 3a« aus. 1937 sind unter dem Fachamt VIII: Fechten unter Kreis 3 (Bremen) der Kreisfachamtsleiter: Dr. Rolf Helbron und die Adresse Gabriel-Seidel-Straße 2 angegeben. Es folgen drei Vereinseinträge: Der *Fechtclub von 1933 Bremen* mit dem Vers.- und Fechtsaal: Kohlhöckerstraße 60, mit dem Schriftführer Paul Irrgang, Langenstraße 32/34. Die Fechtabteilung des *Allgemeinen Bremer Turnverein* von 1860, Häfen 66, mit der Anschrift: Abteilungsleiter Arthur Schneider, Elsasserstraße 50. Die Fechtabteilung des *Vegesacker Turnverein von 1861*,⁶⁹ Turnhalle in der Volksschule, Anschrift: Abteilungsleiter Rudolf Horn, Wardewisch (Post) Delmenhorst. Unter den Vereinen im Bremer Adressbuch der Jahre 1938 bis 1941 stehen unter »Deutscher Reichsbund für Leibesübungen Gau VIII Kreis Bremen« im »Fachgebiet Fechten« nur noch der *Fechtclub von 1933 Bremen* und die Fechtabteilung des *Allgemeinen Bremer Turnvereins* von 1860 mit Namen und Adressen. 1942 gibt es unter dem Fachgebiet Fechten den Eintrag der Fechtabteilung des *Allgemeinen Bremer Turnvereins*.⁷⁰

67 Fritz Strube, *Jahrbücher des Club zu Bremen*, Bremen 1930/31, S. 67–74, S. 85; 1931/32, S. 28–29. Katharina Uhl, *Januskopf Böttcherstraße. Kulturelle Erneuerung, gebaute Utopie und nationale Identität*, Münster 2011, S. 69 f.

68 Ab 1901 wird im Bremer Adressbuch der Begriff »Sportverein« geführt. Die entsprechenden Angaben finden sich seitdem unter der Rubrik »Sportvereine« zwischen den gewerblichen, industriellen, technischen und Verschönerungs- und den Krieger- und Militärvereinen.

69 Zu dieser Fechtabteilung ließen sich keine weiteren Einzelheiten ermitteln.

70 In den Jahren 1943 bis 1949 und 1953 sind in Bremen keine Adressbücher erschienen.

Fechtsport nach der Kontrollratsdirektive

Die Besatzungsmächte hatten durch die *Kontrollratsdirektive Nr. 23* vom 17. Dezember 1945 das Turnen und den Sport in Deutschland entmilitarisiert und derartig eingeschränkt, dass dadurch der Fechtsport verboten worden war. Nach der Gründung der *Bundesrepublik Deutschland* am 23. Mai 1949 wurde seitens der Alliierten diese Direktive aufgehoben. Am 27. November 1949 konnte der *Deutsche Fechter-Bund e. V.* in Bonn erneut gegründet werden. Am 7. Mai 1950 kamen in Bremen von den zwei noch vorhandenen Fechtabteilungen und dem einen Fechtclub etwa 50 Fechter und Fechterinnen im Rahmen eines Turniers zur Gründungsversammlung ihres »*Landesfachverbandes Fechten Bremen e.V.*« im Festsaal des Bremer Rathauses zusammen. Die Vertreter der drei Vereine wählten unter der Leitung des Geschäftsführers des *Deutschen Fechter-Bundes*, Wilhelm Blumenthal, den Vorstand des »*Landesfachverbandes Fechten Bremen e.V.*« und gaben ihm eine neue Satzung. Das sind die Fechtabteilung des *Bremer Turnverein Friesen (BTV) von 1891*, die Fechtabteilung des *Allgemeinen Turn- und Sportverein Bremerhaven (ATS)* und der *Fechtclub Cabor (F.C.C.)* gewesen.

Wilhelm Becker (*BTV Friesen*) ist – abgesehen von 1955, als Friedrich Kathrein und 1970, als Klaus Ziemann (beide vom *BTV Friesen*) das Amt innehatten – von 1952 bis 1969 der 1. Vorsitzende des »*Landesfachverbandes Fechten Bremen e.V.*« gewesen. 1970 übernahm Klaus Ziemann vom *BTV Friesen* den Vorsitz. Karin Stürtz vom *BTV Friesen* führte den »*Landesfachverband Fechten Bremen e.V.*« von 1971 bis 2004. Von 2005 bis 2007 ist Dr. Iris Spieß von *Bremen 1860* die 1. Vorsitzende gewesen. 2008 wurde sie von Antje Bardenhagen vom *FCBN* abgelöst; diese hat das Amt 2015 an Jens Pursche von *Bremen 1860* abgegeben.

Bremer Fechtverein von 1955

1955 gründeten fünf junge mutige Männer aus der Neustadt, die das Fechten bei den Friesen gelernt hatten, den *Bremer Fechtverein von 1955 (BFV)* in der Neustadt, in deren Jugendheim sie trainierten. Der Verein ist nicht im Amtsgericht Bremen eingetragen worden. Die Gründer sind Günter Meyer, Jürgen Beller, Alfred Eftger, Karl-Heinz Rautenhaus gewesen, die schon ein Jahr lang zum »Jugendheim Alt-Aumund« nach Bremen-Nord fuhren, um dort mit Curt Starke fechten zu können. Er war einer der Vorfechter, heute würde man sagen, der Übungsleiter, beim *Bremer Turnverein Friesen*. Dass diese jungen Männer nach vier Jahren ihren Verein wieder auflösten und Mitglieder im *Fechtclub Bremen-Nord e.V.* wurden, war für die Nordbremer ein Glück.

Fechtclub Bremen-Nord e.V.

In der Festschrift zum 50. Geburtstag des *Fechtclubs Bremen-Nord e.V. (FCBN)*, die 2008 erschienen ist,⁷¹ liest sich die Entstehungsgeschichte wie eine Gründungsepisode. Entsprechend wird sie auch erzählt: Im Herbst 1957 fragte der 64-jährige Curt Starke, der Trainer der Fechtabteilung des *Bremer Turnverein Friesen*, den 25-jährigen Rudolf Kauer, ein Mitglied derselben Fechtabteilung, ob er wohl bereit wäre, einen Fechtverein im Norden Bremens mitzugründen. Curt Starke berichtete, dass er schon seit einigen Monaten im »Jugendheim Alt-Aumund« Fechtunterricht erteile, wobei er von Jürgen Beller, Alfred Eftger, Rolf Wiemann und Karl-Heinz Rautenhaus, Mitgliedern des *Bremer Fechtvereins 1955* in der Bremer Neustadt, unterstützt werde. Die Anfänger, die inzwischen eine feste Gruppe bildeten, wären nicht mehr bereit, am Training beim *BTV Friesen* in der Stadt teilzunehmen; auch

71 Rudolf Klauer (Red.), 50 Jahre Fecht-Club Bremen-Nord e.V., Bremen 2008.

wäre ihnen der Weg in die Stadtmitte zu weit. Nach anfänglichem Zögern wegen seiner Jugend erklärte sich Rudolf Kauer dazu einverstanden.

In der einberufenen Gründungsversammlung wies Curt Starke darauf hin, dass es mehr als nur zweckmäßig wäre, einen Fechtverein in Bremen-Nord zu gründen, um der vorhandenen Fechtgruppe eine gesetzmäßige Grundlage für eine gedeihliche Weiterentwicklung zu geben. Immerhin mache der Norden Bremens ca. 20 % der Bremer Bevölkerung aus. Auch gelte es, das weitere Fechtraining versicherungsrechtlich abzusichern. Nach kurzer Diskussion stimmten die Anwesenden dem Antrag von Starke zu, den *Fecht-Club Bremen-Nord e.V.* zu gründen. Anschließend legte Starke einen Satzungsentwurf zur Abstimmung vor. Die Gründungsversammlung am 7. Januar 1958 fand im »Jugendheim Alt-Aumund«, Aumunder Heerweg 89, statt, wo auch, wie in der Turnhalle Burgdamm, die ersten 25 Jahre weiterhin gefochten wurde.

Was diesen Fechtclub auszeichnet und auch heute noch deutlich zu spüren ist, sind immer wieder die auf die Clubgemeinschaft bezogenen Initiativen einzelner Fechter gewesen: Beispielsweise in der Gründungsphase schon an Wettkämpfen teilzunehmen, für Lektionen den 46-jährigen Fechtmeister Wilhelm Aufderheide aus Cuxhaven zu verpflichten, ins Trainingslager nach Frankreich zu fahren, im Rahmen der Städtepartnerschaften in Danzig und Dudley (England) Turniere auszurichten und beim »Veegesacker Hafenfest« in Fechterkleidung am Umzug teilzunehmen. Nach mehr als 5.000 ehrenamtlichen Arbeitsstunden einer zweijährigen Bauzeit konnte der *Fechtclub Bremen-Nord e.V.* am 27. August 1983 endlich den 200 Jahre alten Thiele-Hafenspeicher in Vegesack, Alte Hafenstraße 44, einweihen. Das hieß und heißt, im »eigenen Haus« mit dem Fechten beginnen zu können, Fechtunterricht zu geben, Einzellektionen zu erteilen, Turniere auszurichten oder zu ihnen zu fahren. Der Vorstand des *Fechtclubs Bremen-Nord*, dessen Vorsitzende ausnahmslos erfolgreiche Fechter gewesen sind – Curt Starke 1958–1961, Rudolf Kauer 1962–1984, Fredy Müller 1985–2005, Ute Hannemann ab 2005 – verpflichtete ab 1. Februar 1982 zunächst stundenweise den polnischen Fechttrainer Lech Zimny als Honorarkraft, ab 1. März 1994 als hauptamtlichen Fechtlehrer für den Fechtclub.

Fechtverein Bremen e.V.

Der *Fechtverein Bremen (FVB)* ist 1973 aus der Vorstellung des früheren Vorsitzenden des »Fachverbandes Fechten Bremen e.V.«, Wilhelm Becker, erwachsen, eine Vereinigung der besten Fechter Bremens zu bilden. Federführend ist damals die Friesenfechterin und Vorsitzende des »Landesfachverbandes Fechten Bremen e.V.«, Karin Stürz, gewesen. Der Gedanke, im Fechtsport – bei den Turnieren und Meisterschaften – mit einer Bremer Mannschaft anzutreten, hatte bestimmt etwas für sich, doch er scheiterte am Eigensinn der Vereine. Die Gründungsversammlung der Fechtabteilung des *Turnvereins Friesen*, die den Hauptverein am 31. Juli 1987 verließ, hatte bereits am 16. Februar 1987 eine eigene Satzung beschlossen, Joachim Hoops zum ersten Vorsitzenden und Wigand Müller zum stellvertretenden Vorsitzenden gewählt und den *Fechtverein Bremen e.V.* am 11. Juni 1987 beim Amtsgericht eintragen lassen. Am 1. August 1987 sind sie Vereinsmitglieder des *Fechtvereins Bremen e.V.* geworden. 2003 traten die Mitglieder geschlossen zum *Allgemeinen Bremer Turn- und Sportverein Bremen 1860* über. Die Mitgliederversammlung beschloss am 29. Oktober 2004 die Auflösung des *Fechtvereins Bremen e.V.*, der Eintrag ist am 18. Oktober 2006 beim Amtsgericht gelöscht worden.

Hanseatischer Fechtclub Bremen e.V.

Der *Hanseatische Fechtclub Bremen e.V.* (HFCB) ist dadurch gegründet worden, dass die Mitglieder der Fechtabteilung des *Allgemeinen Turn- und Sportvereins »Bremen 1860«* am 31. Dezember 1981 ihren Hauptverein verließen, um am 1. Januar 1982 einen selbständigen Fechtverein zu bilden.⁷² Die Gründungsmitglieder waren Joachim Schönfeldt, Anton Brehm, Jens Warnken, Manuela Will, Nils Berck, Dorothee Walter, Norbert Hylla-Grahl und Peter Ganske. Aus ihnen ist mit Anton Brehm –

1. Vorsitzender, Joachim Schönfeldt – 2. Vorsitzender, Jens Warnken – Sportwart, Manuela Will – Kassenwart und Norbert Hylla-Grahl – Pressewart auch der erste Vorstand gewählt worden.

⁷² Jan Viebrock, Die Entstehung des Hanseatischen Fechtclubs Bremen, Bremen 2006.

Vom Radfahren in Bremen – Die Bremer Fahrradgeschichte bis zum Ersten Weltkrieg

Von Florian Nikolaus Reiß

Einleitung

Radfahren spielt im heutigen Bremen eine große Rolle. Das war nicht immer so. Es gab Zeiten, da bestimmte der motorisierte Individualverkehr – auch vor dem öffentlichen Nahverkehr – immer stärker die Stadt- und Verkehrsplanung. Die moderne Bremer Fahrradkultur entwickelte sich aus einer Protesthaltung gegen diese Übermacht. Unbeachtet blieb bei dieser Auseinandersetzung die lange Geschichte, die das Radfahren in Bremen bereits hinter sich hatte. Besonders in den frühen Jahren, als das Fahrrad anfang, ein allgemeines Verkehrsmittel zu werden, zeigte die Stadt Bremen eine erstaunliche Offenheit und kreative Bereitschaft, das neue Verkehrsmittel auf ihren Straßen und Wegen zu integrieren. Dieses historische Erbe der Stadt aufzuzeigen ist Ziel der vorliegenden Arbeit.

Fahrradgeschichte wird meist von überzeugten Radfahrern geschrieben. Das hat zur Folge, dass die Darstellungen oft sehr einseitig sind und wenig Verständnis für die Gegenseite aufbringen. Daher wurde hier versucht, beiden Seiten gerecht zu werden, indem die gesellschaftlichen Bedingungen verstärkt in die Betrachtung mit einbezogen wurden.

Die ersten Zweiräder auf Bremens Straßen und Wegen

Durch die Weltausstellung, die im Jahre 1867 in Paris stattfand, wurde das Radfahren in Europa und Nordamerika populär. Sehr publikumswirksam hatte damals Pierre Michaux seine Michauline den internationalen Ausstellungsgästen vorgeführt. Die Michaulinen waren hölzerne, zweirädrige Fahrzeuge mit Pedalantrieb am Vorderrad. Pierre Michaux fand sogleich begeisterte Anhänger.

Auch in Bremen müssen damals einige Michaulinen aufgetaucht sein.¹ Für ihre Spazierfahrten bevorzugten die Michaulinenreiter die ebenen Fußwege in den Wallanlagen, die sich viel angenehmer befahren ließen, als die holprigen Pflasterstraßen. Der Fahrzeugtyp war neu, d. h. ein Großteil seiner Fahrer war Anfänger, die hier ihre Fahrversuche unternahmen. Auch darf nicht übersehen werden, dass die Michaulinen häufig keine Bremsen hatten.

1 H. W. Meyer, Die Entwicklung des Radfahrsports in Bremen, in: Willy Werner (Hrsg.), Amtliche Festschrift zum XIV. Bundestage in Bremen vom 6. bis 9. August 1897, Leipzig 1897, S. 35. – Das Focke-Museum zeigt in seinem Schaudépot eine Michauline aus Bremer Besitz.

Damals, als es den Bürgerpark noch nicht gab, promenierte die Bremer Bürger an den Wochenenden in ihren Wallanlagen. War es anfänglich noch eine kleine Sensation, hier einem Michaulinenreiter zuzuschauen, wurden diese doch schon bald zu einer handfesten Belastung. Der erholsame Sonntagsspaziergang mutierte zum Horrortrip zwischen schwankenden und schwer zu bremsenden Zweirädern hindurch. So war es nur konsequent, dass die Stadt 1869 das Befahren der Trottoirs und der Promenaden mit Velozipeden (»Schnellfüße« – so nannte man die Fahrräder, als es das Wort »Fahrrad« noch nicht gab) verbot. In der Tageszeitung war zu lesen: »Der Velocipedenreiterei auf den Trottoirs und Promenaden ist jetzt von der Polizeidirektion ein Ende gemacht worden. ... Die Benutzung dieses neuen Beförderungsmittels wird in Folge dessen sehr in Abnahme kommen, denn nur sehr geübte »Reiter« werden daran Vergnügen finden auf unserem theilweise sehr unebenen Straßenpflaster der neumodischen Passion obzuliegen.«²

Die Zeit der Hochräder

Doch der Schreiber dieser Zeilen irrte sich. Angeregt durch den Erfolg der Michauline, begann in Frankreich, England und Nordamerika die industrielle Produktion von Fahrrädern. Diese veränderten in den nächsten Jahren ihr Aussehen; aus der hölzernen Michauline entwickelte sich das stählerne Hochrad. Die Vorteile dieser Entwicklung liegen auf der Hand: Durch das große Vorderrad konnten Unebenheiten im Straßenbelag besser überfahren werden; da es noch keine Übersetzung zwischen Pedal und Rad gab, erreichte der Fahrer durch große Räder höhere Geschwindigkeiten. Und schließlich konkurrierten die Radfahrer mit den Reitern.³ Das Hochrad erlaubte seinen Fahrern, sich mit den Reitern auf Augenhöhe fortzubewegen. Diese Vorzüge wurden durch einige schwerwiegende Nachteile erkauft. Hochräder haben einen sehr ungünstigen Schwerpunkt, der direkt über der Vorderachse liegt. Sobald der Fahrer etwas stärker bremst, besteht die Gefahr, dass er nach vorne über den Lenker stürzt. Die eleganteste Art, von diesen Fahrzeugen abzusteigen, war daher der Sprung über den Lenker, der sogenannte Kaisersprung. Wenn es überhaupt Bremsen gab, dann wirkten diese immer auf das Vorderrad und unterstützten so diesen Effekt. Da die Pedale fest mit dem Rad verbunden war, konnte man auch durch Gegendruck auf die Pedale langsamer werden. Allerdings entwickeln große Räder starke Kräfte, die nicht leicht zu kontrollieren sind. Ferner ist das Lenken auf einem Hochrad nicht einfach, da das Körpergewicht des Fahrers mitbewegt werden muss. Die

2 Courier vom Do., dem 15. April 1869.

3 Anne-Katrin Ebert wendet in ihrem Buch »Radelnde Nationen« die Spieltheorie Huizingas auf das Radfahren an. Für die Anfänge der Zweiradgeschichte ein durchaus überzeugender Ansatz, kann damit jedoch das Phänomen *Hochrad* nicht vollständig erklärt werden. Neben allen spielerischen und sportlichen Qualitäten, hatte das Radfahren auch eine gesellschaftspolitische Dimension. Hier konnte Fortschritt durch Technik demonstriert werden, und diejenigen, die dies taten, waren die Trendsetter in ihrer Zeit. – Vgl. Anne-Katrin Ebert, *Radelnde Nationen*, Frankfurt 2010, S. 36 ff.

Steuerung ist somit immer etwas schwerfällig und ruckartig. Weil ein Sturz von einem Hochrad aus größerer Höhe erfolgt, ist er gefährlicher als der von einem Niederrad. Festzustellen bleibt, dass Hochradfahren aus heutiger Sicht ein leichtsinniger und gefährlicher Sport war, bei dem Verletzungen nicht ausblieben, zumal keine Helme getragen wurden.

Trotzdem fand dieser Sport immer mehr Anhänger. Es wird erzählt, dass Engländer und Amerikaner aus ihrer Heimat Fahrräder mitbrachten und damit in Bremen spazieren fuhren.⁴ Bremer Kaufmannsöhne eiferten ihnen nach, indem sie sich ebenfalls ein solches Sportgerät zuleigten.

Bald gab es so viele Radfahrer in der Stadt, dass sich unter ihnen ein Verein bildete. 1881 entstand der *Bremer Bicycle-Club*, dessen Namen verrät, woher die Vorbilder kamen.

Der Bremer Bicycle-Club vertrat in den kommenden Jahren die Interessen der Radfahrer gegenüber der Stadt. Leider gibt es aus dieser spannenden Phase der Bremer Radgeschichte kaum Unterlagen. Die Überzeugungsarbeit, die von den Clubmitgliedern geleistet wurde, fand wohl meist in Gesprächen statt. Radfahrer waren damals oft Angehörige des gutsituierten Bürgertums. Neben Kaufleuten beteiligten sich auch viele Lehrer am Vereinsleben der Radfahrervereine. Für diese Gesellschaftskreise war es durchaus möglich, auf die politische Elite der Stadt Einfluss zu nehmen. Obwohl auch die allgemeine Entwicklung das Anliegen der Radfahrer förderte, dürfen doch die gesellschaftlichen Widerstände gegen diese Freizeitgestaltung nicht unterschätzt werden.

Bald zeigte die Arbeit des Bicycle-Clubs die ersten Früchte, denn die Stadt erließ 1884 eine neue Fahrradordnung⁵. Das Befahren der Fußwege wurde nun erlaubt, allerdings nur für Radfahrer, die fahren konnten. Mit dieser Regelung war Bremen damals sehr fortschrittlich, denn es gab nicht viele Städte, die Radfahrer auf den Fußwegen duldeten.⁶ Es wurde eine Fahrprüfung eingeführt. Hatte man sie bestanden, konnte man für wenig Geld einen Erlaubnisschein und ein Nummernschild erwerben. Das Schild musste der

4 »Die ersten Hochradfahrer waren hier fast ausschließlich junge ausländische Kaufleute, namentlich Engländer und Amerikaner...« – Meyer, Die Entwicklung (wie Anm. 1), S. 35.

5 Landesherrliche Verordnung, betreffend den Gebrauch von Velocipeden auf Fußwegen (No. 60 der »Bremer Nachrichten« vom 29. Februar 1884): §1. Es ist verboten, die Fußwege der Heerstraßen und Landstraßen mit anderen als zweirädrigen Velocipeden zu befahren. Auf kleine, als Kinderspielzeug anzusehende Velocipeden findet dieses Verbot keine Anwendung. ... §4. ... Übrigens bleibt für den Fall, daß diese Verordnung sich als unzureichend erweisen sollte, ein gänzliches Verbot des Velocipedenfahrens auf Fußwegen vorbehalten.« Die Polizeidirektion präziserte diese Vorgaben noch durch zwei weitere Verordnungen: Verordnungen der Polizeidirektion, betreffend das Fahren mit Velocipeden (No. 177 der »Bremer Nachrichten« vom 28. Juni 1884 und Verordnung der Polizeidirektion, betreffend das Befahren der Fußwege des Bürgerparks mit Velocipeden (No. 177 der »Bremer Nachrichten« vom 28. Juni 1884). Mit der letzteren wurde die Erlaubniskarte eingeführt.

6 In Lübeck z. B. war das Befahren der Fußwege durch die Verordnung vom 27. 02. 1892 ausdrücklich verboten (§1). – StAB 4,14/1–VIII. C.3.f.b. [1].

Radfahrer dann an seiner Kopfbedeckung oder an der Bremse gut sichtbar befestigen. So ausgestattet durfte er sich auf die Fußwege des Bürgerparks wagen. Seit dieser Velozipedenordnung aus dem Jahre 1884 gibt es in Bremen die Fahrprüfung, den Führerschein und das Nummernschild – und natürlich auch die Fahrschulen, denn irgendwo musste man das Hochradfahren schließlich lernen!

Das leidige Problem neuer Verordnungen sind die Kontrollen, die sie nach sich ziehen. Um die Radfahrer zu überprüfen, wurde eine Kommission aus Radfahrern und Polizisten gebildet. Als das nicht ausreichte, schickte die Stadt zusätzlich Schutzleute in den Bürgerpark, ja selbst die Feuerwehr wurde aufgefordert, ein Auge auf unfolgsame Radfahrer zu werfen. Und dennoch waren viele Bremer Spaziergänger unzufrieden, und der Bürgerverein *Brema* forderte schärfere Kontrollen.⁷

Es hagelte Anzeigen! Mögen viele von ihnen ihre Berechtigung gehabt haben, so kann man sich beim Durchlesen der Akten⁸ des Eindrucks nicht erwehren, dass manchmal auch Sozialneid mitschwang. Es war die reiche Oberschicht, die hier ihre Freiheiten auslebte, und das wurde und wird nicht immer gern gesehen. Ein Bürgerschaftsmitglied ging in seiner Abneigung gegen diese »vollkommen unnütze Maschine« so weit, dass er einem vorbeifahrenden Hochradfahrer seinen Regenschirm in die Speichen steckte.⁹

Daher wird verständlich, warum die Radfahrordnung auch die mutwillige Behinderung eines Radfahrers mit Strafe bedachte. Und für die Spaziergänger



Abb. 1: Nachlass Richard Nagel. – Nach bestandener Fahrprüfung erhielt Richard Nagel die Erlaubniskarte, um auf den Fußwegen des Bürgerparks fahren zu dürfen. Es war die Erlaubniskarte N° 10. – StAB 7,260–17.

7 StAB 4,14/1–VIII.C.3.f. [55].

8 Ebd., z. B. [23] od. [43].

9 Carl Thalenhorst, Bremen binnen und buten, Bremen 1955, S. 90.

gab es in der warmen Jahreszeit jeden Sonntagnachmittag ein Fahrverbot für Radfahrer auf Promenaden und Trottoirs. So versuchte der Bremer Senat damals, beiden Seiten gerecht zu werden.

Richard Nagel (1857–1905) war ein Hochradfahrer der ersten Generation. Er verkörperte einen Typ Mann, wie er dem damaligen Männlichkeitsideal durchaus entsprach. Während seine beiden älteren Brüder studierten, brach er Schule und Lehre ab, nahm dann mehrere Anstellungen an, die er alle nach kurzer Zeit wieder aufgab. 1880 gründete er mit einem Freund die Firma J. H. Garbe und Nagel. Sie handelten mit Kaffee, betrieben aber dabei auch allerlei Nebengeschäfte. So importierten sie Fahrräder aus England und wurden die Vertreter der Firma Singer & Co. aus Coventry. Ihr Geschäft hatten sie in der Marktstraße 12a.

Richard Nagel war ein begeisterter Jäger und Naturmensch. Sportlich, ausdauernd und für jede körperliche Herausforderung zu haben, entdeckte er das Hochradfahren für sich. In seinen Tagebüchern berichtet er aus dem Jahr 1881:

»Dann nahm uns der Hochradsport gefangen und was alle tun, musste ich mitmachen. Also abends spät mit Ulk & Hugo [seinen Brüdern] in den Bürgerpark und auf das Hochrad geklettert. Da das Erste doch ruiniert wird, hatten wir ein altes gekauft. Nachdem wir uns an das Vornüberstürzen gewöhnt hatten, lernten wir uns allmählich benehmen. Schafften uns dann feine Räder an, fuhren in der ganzen Umgegend herum. Dann kam die polizeiliche Prüfung, welche wir mit gut bestanden. Ich erhielt den [Ausweis] No. 10. Damit war die Berechtigung verbunden auf den Fußwegen des Bürgerparks zu fahren.

Spaßige Erlebnisse entstanden aus der Unbekanntheit des Publikums mit den neuen Fahrzeugen. Einst kam ich auf regnerischer Heerstrasse den drei Müllerinnen entgegen. Froh schwang ich mein Hütchen & flog ihnen dann im schönen Schwunge frei über die Lenkstange zu Füßen mitten in eine Wasserpfütze.

Ich eilte die Hügel nach Falkenburg hinauf, an den Seiten wogende Kornfelder, oben sprang ich pustend ab, als ein Bauer, mit Geschrei durch die Felder auf mich losstürzte & und schrie, wie ich über das Korn habe laufen können, seine Augen quollen aus dem Kopfe: er hielt mich für einen Zauberer. Kein Überreden half, der Kerl wollte mich nicht loslassen. Endlich konnte ich es ihm vormachen & kam nicht wieder. G. [Garbe] wurde in der Gegend von »Aegypten«¹⁰ mit Mistgabeln unter Gebrüll »der Teufel« verfolgt. U.s.w.«¹¹

Über seinen Geschäftspartner berichtet er: »Garbe, ganz von Bicyclen hingenommen, wurde Rennfahrer & gewann auf der gegründeten Bremer Rennbahn auch einen Preis. Er wurde Kapitain des Bremer Bizykle-Clubs, unter dem Präsidenten Hein. Wilkens, Hemelingen.«¹²

10 »Egypten« ist eine kleine Straße im Stephaniviertel. – Herbert Schwarzwälder, Das Große Bremen-Lexikon, Bd. 2, Bremen 2003, S. 221.

11 StAB 7,260–17 Richard Nagel, Ornithologie S. 40.

12 Ebd., S. 41.



Abb. 2: Nachlass Richard Nagel. Mitglieder des Norddeutschen Velocipedisten-Bundes in den 1880er Jahren. StAB 7,260 – 17.

»[1885] Neben der Jagd wurde viel gebizykelt mit Julius & Hugo. Garbe war ganz vom Club eingenommen. Damals entdeckte ich schon den Fehler des Rades, namentlich das Vornüberschlagen. Ich importierte deshalb die »Xtraordinary« Maschine & ließ mir einen »Star« aus den Ver. Staaten kommen.¹³ Das wurde vom Club als Safeties abgetan, sie fielen sich weiter die Steine in die Hände. Als Garbe dann den Plan entwickelte ein »Bicycle-Haus« zu gründen, machte ich ihn darauf aufmerksam, daß wir erst praktische Räder haben müßten, um ein gutes Geschäft aufbauen zu können. Er erwiderte: »nein, die Sache muß ein großer Sport bleiben & darf nicht gemein werden.« Darauf verzichtete ich. Wer von uns recht hatte, kann jeder sehen, der seine Blicke auf die Straße wendet.

Bei meinem Star war das Koppheistern behoben. Das große Rad war hinten, ein kleines Steuerrad vorn. Es lief sehr gut. Aber nur ein Vorsteiter [?] konnte ohne Hilfe hinauf. Mir gelang es nur einige Male.«¹⁴

»Als Garbe 1887 nach Aachen ging, sollte ich Sekretär des Clubs werden. Unser Contor lag den Clubleuten zu günstig. Indessen widerstand ich den liebenswürdigen Aufforderungen des Präsidenten Wilkens. Das Geschäft in

13 D. h. er trennte sich von seinem Singer Xtraordinary Hochrad und kaufte ein American Star Bicycle.

14 Ebd., S. 45.

Caffee war durch die ewigen Besuche meistens hochfeiner Ausländer sehr behindert & schließlich wollte ich meine freie Zeit der Jagd & nicht dem Bicycle-Sport widmen. G. war kaum noch viel auf Reisen gekommen, das lies sich mit der Radfahrsache nicht verbinden. Ich gab den Import auf.«¹⁵

Radfahrervereine und Radfahrordnungen

Der Bremer Bicycle-Club blieb nicht lange der einzige nordwestdeutsche Radfahrer-Verein. Das 19. Jahrhundert war die Blütezeit des Vereinswesens,



Abb. 3: Nachlass Richard Nagel. Mitglieds-karte Norddeutscher Velocipedisten-Bund 1884. StAB 7,260 – 17.

und so schossen die Radfahr-vereine wie Pilze aus dem Boden. Allein in Bremen gab es an der Schwelle zum 20. Jahrhundert über ein Dutzend.¹⁶ Alle Facetten des Radfahrens deckten sie ab, veranstalteten Wettkämpfe und vertraten die Interessen ihrer Mitglieder.¹⁷

Wichtigste Interessenvertretung der Radfahrer wurde nach 1884 der Deutsche Rad-fahrer-Bund¹⁸. Er war der größte Zusammenschluss von Radfahrern im Deutschen Reich. Auch in Bremen un-

terhielt er einen einflussreichen Ortsverband. Sein Vorteil war es, dass er reichsweit agierte, auf eine Vereinheitlichung der Verkehrsordnungen pochte

15 Ebd., S. 57.

16 Herbert Schwarzwälder, Geschichte der Freien Hansestadt Bremen, Bd. 2, S. 485.

17 H. W. Meyer zählt in seinem Aufsatz (S. 36 f) die wichtigsten Vereine nebst ihrem Gründungsjahr auf: 1885: R.-V. Bremen, R.-T.-C. (aus ihm ging der R.-V. Sport hervor); 1889: V.-C. Brema, Zweir.-V. Bremen; 1890: R.-V. Bremen-Neustadt, R.-V. Hansa; 1891: R.-V. Sturmvogel; 1894: R.-V. Sport, R.-V. Pfeil; 1895: R.-V. Vorwärts; 1896: R.-Abteil. der Union (kaufm. Verein); 1897: R.-V. Nordwest, Männer-Rad-ler-C., R.-V. Wanderer. – Leider war es mir nicht möglich, Bremer Vereinsarchive zu finden. In seinem Aufsatz erwähnt Meyer diese: »Es wirkt auf den heutigen Fahrer erheiternd, in den alten Clubberichten zu lesen, welche Mühe sich unsere Sportkameraden damals geben mussten, um ihre Entdeckungstouren in die weitere Umgebung der lieben Vaterstadt auszudehnen ...« – Meyer, Die Entwicklung (wie Anm. 1), S. 35. Es bleibt nur zu hoffen, dass es noch Reste dieser Bremer Vereinsarchive gibt und diese eines Tages der Forschung zur Verfügung gestellt werden.

18 Unter dem Vorsitz von Heinrich Wilkens beteiligten sich Mitglieder des Bremer Bicycle-Clubs aktiv an der Gründung überregionaler Radfahrer-Verbände. Dies war zuerst der Norddeutsche Velocipedistenverband und dann der Deutsche Radfahrer-Bund. Sie gründeten am 7. 12. 1884 den Gauverband II Bremen des Radfahrerbundes. – Meyer, Die Entwicklung (wie Anm. 1), S. 35.

und die Landesregierungen beriet. Doch wie heutige NGOs schossen auch die damalige Interessenvertretungen gelegentlich über ihr Ziel hinaus: »Was die Bremsen angeht, so dürfte deren Vorhandensein nicht unbedingt erforderlich sein, da der Radfahrer auch ohne eine solche wohl im Stande ist, sein Rad zu hemmen.« Dieser Satz steht in einem Brief¹⁹ des Rechtsschutzkommissars des Deutschen Radfahrer-Bundes, den dieser 1897 an die Stadt Bremen schickte!

Die Bremer Verwaltung fand jedoch, dass das Vorhandensein von Bremsen sehr wohl erforderlich sei. Allerdings war man großzügig. So z. B. 1902, als ein Herr aus Amsterdam anfragte, ob er sein Fahrrad benutzen dürfe, obwohl dies keine Bremsen habe. Nachdem sich die Polizei davon überzeugt hatte, dass der nachträgliche Einbau von Bremsen unmöglich sei, wurde ihm das genehmigt.²⁰

Ein Stein des Anstoßes waren die Nummernschilder. Bremen führte diese mit der Verordnung von 1884 ein. Ab 1898 mussten zwei Nummernschilder am Fahrrad angebracht werden. Den Radfahrerverbänden waren sie ein Dorn im Auge und sie forderten daher mehrmals ihre Abschaffung. Eines der Argumente, die sie gegen die Nummernschilder ins Feld führten, waren die Erfahrungen, die man in Berlin gemacht hatte. »An der Kaiser Wilhelm Gedächtniskirche am Kurfürstendamm wurde eine Anzahl Schutzleute und Polizeibeamte stationiert und an ihnen radelten nun 100 Radfahrer vorbei, welche je mit einem Muster der Nummer (groß, klein, farbig, weiß vorn und hinten angebracht) »geschmückt« waren. Es war nun Aufgabe der Beamten, die Fahrer an Hand der Nummern zu notieren. Das Resultat war ein vernichtendes für die Polizei und ihre Wünsche! – 75 % waren falsch notiert! Seit diesem grandiosen Resultat spricht hier in leitenden Kreisen niemand mehr vom Nummernzwang, ja wir hoffen sogar, daß der Tag nicht mehr fern ist, an welchem die Nummern der Motorräder²¹ verschwinden.«²²

Auch unter Bremens Justizbeamten gab es begeisterte Radfahrer, wie folgende Anekdote beweist: »Ein Kanzleibeamter fuhr ein solches Rad [ein Hochrad]. Seine Kollegen bezweifelten aber seine Fahrkunst, er sollte sie beweisen. Eines Nachmittags 3 Uhr schleppte er das schwere Rad in den II. Stock des ehrwürdigen Gerichtsgebäudes und fuhr stolz ohne Unfall den Korridor entlang von der Seufzerbrücke Ecke Osterstraße bis zum Turm in der Violonstraße. Auf Kommando öffneten sich sämtliche Kanzleitüren. Die Kollegen klatschten Beifall, damit war der Beweis des sicheren Fahrens erbracht. Auch wurde der Vorgang photographiert.«²³

19 StAB 4,14/1 – VIII.C.3.f.b. [1].

20 StAB 4,14/1 – VIII.C.3.f.b. [43].

21 Damals gab es den Gegensatz zwischen Radfahrern und motorisiertem Individualverkehr noch nicht. Häufig förderten Radfahrerverbände beide Verkehrsmittel. Prominentestes Beispiel hierfür ist der Bremer R.-V. Sport, der 1905 die erste Bremer Kraftfahrzeug-Ausstellung organisierte.

22 Abschrift eines Briefes des Berliner Gauverbandes des Deutschen Radfahrer-Bundes vom 27. Juni 1905. – StAB 4,14/1 – VIII.C.3.f.b. [42].

23 Carl Thalenhorst, Bremen binnen und buten, Bd. 2, Bremen 1957.

Die Polizeidirektion unterstützte das Radfahren ihrer Mitarbeiter, denn schon bald gab es in den einzelnen Polizeidistrikten Übungsfahrräder, auf denen die Schutzmänner üben konnten. Kollegen, die bereits fahren konnten, sollten sie dabei unterrichten. Im Januar 1902 fasste die Polizeidirektion den Entschluss, allen Schutzmännern Fahrunterricht geben zu lassen. Das Nähmaschinen- und Fahrradgeschäft Wilhelm Klapproth (Albrechtstr. 30/31) wurde beauftragt, für drei Mark pro Mann den Unterricht zu erteilen. Allerdings gab es auch einige Polizisten, die diese Fähigkeit nicht mehr erwerben wollten und sich von dem Unterricht befreien ließen.²⁴

Die Schaffung einer einheitlichen Verkehrsordnung war das Gebot der Stunde. Trotz der Reichseinigung 1871 herrschte auf diesem Gebiet größte Vielfalt. Jeder Wegebaupflichtige – so die juristische Bezeichnung für den Verantwortlichen – konnte und musste den Gebrauch seines Weges oder Wegstückes selbst regeln. Wo heutzutage das Schild steht »Hier gilt die Straßenverkehrsordnung«, war damals Eigeninitiative gefragt. Dass man erst verhältnismäßig spät anfang, die Verkehrsordnungen zu vereinheitlichen, lag nicht zuletzt an der geringen Bedeutung, die dem Fernverkehr auf der Straße damals zukam. Die Eisenbahn hatte diese Aufgabe übernommen und die Straßen dienten fast ausschließlich dem Regionalverkehr und als Zubringer zu den Bahnhöfen.

Das änderte sich mit den Radfahrern. Radwandern war eine beliebte Disziplin. Von Anfang an bemühten sich Bremens Radfahrer, eine gut befahrbare Verbindung zwischen Bremen und Hannover aufzuspüren.²⁵ Bei einer solchen Radtour durchfuhren die Radfahrer die Geltungsbereiche mehrerer Fahrradordnungen. Eingedenk der Tatsache, dass es im ausgehenden 19. Jahrhundert im Deutschen Reich weit über hundert verschiedene Fahrradordnungen gab, musste selbst der gewissenhafteste Radfahrer es aufgeben, diese alle vor seiner Tour zu studieren. Die Vorschriften betrafen nicht nur das Fahrverhalten, sie schrieben auch bestimmte Ausrüstungsteile vor, mit der die Fahrräder ausgestattet sein mussten. Ein Radfahrer, der damals eine Deutschland-Rundreise plante, hätte demnach neben dem Studium der unterschiedlichen Fahrradordnungen auch noch die verschiedenen Lampen und Glocken einpacken müssen, um sein Fahrrad in dem jeweiligen Gebiet passend ausrüsten zu können. Die Folge war, dass einerseits viele Schutzmänner großzügig waren und auf die Durchsetzung der eigenen Fahrradordnung verzichteten und dass andererseits die Gerichte auf der Seite der Radfahrer standen. Diese Erfahrung musste auch die Bremer Verwaltung machen. Am 12. August 1898 fuhr ein Mann aus Hannover auf den Fußwegen der Hansestadt. Sein Fahrrad trug das Nummernschild seiner Heimatstadt. Prompt wurde er angezeigt. Dagegen legte er Berufung ein und es kam zur Verhandlung. Das Bremer Schöffengericht sprach den jungen Mann daraufhin frei.²⁶

24 StAB 4,14 – I.R.4.

25 Meyer, Die Entwicklung (wie Anm. 1), S. 35.

26 Bremer Nachrichten vom 3. 11. 1898 und StAB 4,14/1 – VIII.C.3. f.b. [10]. Die Polizeidirektion und der Landherr erließen daraufhin eine neue Verordnung, in der diesem Urteil Rechnung getragen wurde. Allerdings wurde nun ausdrücklich

Spätestens seit diesem Urteil war offensichtlich, dass der Straßenverkehr keine lokale Angelegenheit mehr war, sondern auf nationaler Ebene oder – wie es bereits beim Eisenbahnverkehr geschah – international geregelt werden musste. Was für uns heute selbstverständlich erscheint, war damals ein schmerzlicher Verlust an Souveränität und ist wohl auch so empfunden worden. Vergleicht man die Bremer Fahrradpolitik mit der großherzoglich oldenburgischen, dann fällt auf, dass Oldenburg bereitwilliger auswärtige Verordnungen und Vorschriften übernahm als Bremen.²⁷ Natürlich stand auch Bremen im regen Austausch mit seinen Nachbarstaaten. Wichtigster Partner war die Stadt Hamburg. Von dort erhielt Bremen Informationen über alle Hamburger Diskussionen und Entscheidungen zum Thema Fahrrad.²⁸ Der Bremer Senat war immer auf dem neusten Stand und kannte die rechtlichen Entwicklungen, versuchte aber, seinen eigenen Weg zu gehen. Daher sind die Bremer Radfahr-Ordnungen eigenständige Schöpfungen. Vielleicht lag der Grund hierfür nicht nur in dem Bewusstsein für die eigene Souveränität, sondern auch in der Vorreiterrolle, welche Bremens Fahrradpolitik in diesen Jahrzehnten spielte.²⁹

Zehn Radfahr-Ordnungen erließ Bremen zwischen 1884 und 1908. 1887 wurden die Bedingungen, unter denen das Befahren der Fußwege im Bürgerpark gestattet worden war (Erlaubniskarte und Nummernschild), auf alle freigegebenen Fußwege ausgedehnt. Seit 1898 gab es das Rechtsfahrgebot. Das Jahr 1907 brachte dann die Umsetzung der Verwaltungsvorschrift des Deutschen Bundesrates für Radfahrer, die im gleichen Jahr erlassen worden war. Mit ihr verschwanden die Nummernschilder für Fahrräder.³⁰

vorgeschrieben, dass nur ein mit den von der Polizeidirektion gelieferten Nummernschildern versehenes Fahrrad auf den Fußwegen Bremens fahren durfte. – Gesetzblatt der freien Hansestadt Bremen, 1898, S. 181 (Beilage 26), § 3.

27 Vgl. meinen Artikel: Zum Beispiel Oldenburg, in: Frank Preisner (Hrsg.), *Fahrtwind. Kulturgeschichte des Fahrrads im Nordwesten*, Cloppenburg 2015, S. 66–83.

28 Das zeigen auch die zahlreichen Unterlagen, mit denen Hamburg die Bremer Verwaltung über seine Fahrradangelegenheiten informierte, z. B. StAB 4,14/1–VIII.C.3.f.b. [1].

29 Das wird z. B. deutlich aus der Akte StAB 4,14/1–VIII.C.b.3.f.d. [1] Correspondenzen mit auswärtigen Behörden pp. über die hiesigen Radfahrwege.

30 Im Einzelnen wurden von der Stadt Bremen verkündet:

1. Bekanntmachung der Polizeidirektion, das Verbot, Velocipeden und Draisinen auf Trottoirs und Promenaden zu benutzen, betreffend vom 19. April 1869 (Gesetzblatt der freien Hansestadt Bremen, 1869, S. 140).

2. Landherrliche Verordnung, betreffend den Gebrauch von Velocipeden auf den Fußwegen vom 28. Februar 1884 (Gesetzblatt 1884, Beilage 5, S. 20 f.).

3. Verordnung der Polizeidirektion, betreffend das Fahren mit Velocipeden vom 25. Juni 1884 (Gesetzblatt 1884, Beilage 12, S. 97 f.).

4. Verordnung der Polizeidirektion, betreffend das Befahren der Fußwege des Bürgerparks mit Velocipeden vom 25. Juni 1884. (Gesetzblatt 1884, Beilage 13, S. 98).

5. Landherrliche Verordnung, betreffend das Fahren mit Velocipeden vom 30. November 1887 (Gesetzblatt 1887, Beilage 23, S. 181 f.).

6. LXII. Verordnung des Senates, betreffend die von den Radfahrern zu führenden Signallaternen vom 23. Dezember 1892 (Gesetzblatt 1892, S. 263).

Ein großes Problem bestand für den Gesetzgeber in der schnellen technischen Entwicklung. Ein schönes Beispiel hierfür ereignete sich am 21. Mai 1900. Damals radelte der Gärtner Emil Bauer durch die Straßen der Stadt, als er von einem Schutzmann angehalten wurde, weil an seinem Fahrrad keine Bremsen zu sehen waren. Er musste sein Gefährt bei der Polizei vorstellen, und der Bericht in den Akten spiegelt noch das Erstaunen der Polizisten: »Das hier in Frage kommende Fahrrad ist ein Amerikanisches sogenanntes Columbiarad, welches tatsächlich, wenn man rückwärts tritt, sofort zum stehen gebracht werden kann.«³¹ Der erste aktenkundige Rücktritt in Bremen!

Natürlich sind nicht nur die Bremsen, sondern auch Klingeln und Lampen Thema in den Akten. Nachdem jedes Fahrrad in der Dunkelheit Licht haben musste, fingen Radfahrer an, bunte Scheiben in ihre Lampen einzusetzen. Daher wurde vorgeschrieben, dass Fahrradlampen hell nach vorne leuchten müssen. Jetzt sollte man meinen, dass dieses Thema nun abgeschlossen sei. Aber es gab wohl einige Radfahrer, die nun vorne in ihre Lampen das geforderte Fensterglas einsetzten, aber seitlich bunte Scheiben einbauten, die nachts in allen Farben in jede Richtung strahlten. Ähnliche Schwierigkeiten gab es auch mit den Klingeln, denn die städtische Verwaltung musste sich überlegen, in welcher Form sie die akustischen Signale auf ihren Straßen dulden wollte. Damit diesmal nicht wieder Nachbesserungen der Vorschriften notwendig wurden, ließ die entsprechende Verordnung an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig: »Zweckloses oder belästigendes Klingeln ist zu unterlassen. Der Gebrauch von Signalpfeifen, Hupen [!] und beständig tönenden Glocken (Schlittenglocken und dergleichen), sowie von sogenannten Radlaufglocken ... ist untersagt.«³² Mehrheitlich zeigten die deutschen Radfahrordnungen eine Vorliebe für Klingeln und entschieden sich gegen die Hupen, die dann erst mit den Automobilen wieder im Straßenverkehr auftauchten.

Anfang der 1890er Jahre ersetzte die Bremer Polizeidirektion das Wort *Velociped* durch *Fahrrad*.³³ Damit lag man im Trend der Zeit. Ausgelöst wurde

7. Verordnung der Polizeidirektion und des Landherrn, betreffend den Fahrradverkehr der Stadt Bremen und dem Bremischen Landgebiete vom 26. Mai 1898 (Gesetzblatt 1898, Beilage 11, S. 65 ff.).

8. Verordnung der Polizeidirektion und des Landherrn, betreffend den Fahrradverkehr der Stadt Bremen und dem Bremischen Landgebiete vom 18. Dezember 1898 (Gesetzblatt 1898, Beilage 26, S. 181 f.).

9. LVII. Verordnung, betreffend den Radfahrverkehr auf öffentlichen Wegen und Plätzen vom 5. Dezember 1907 (Gesetzblatt 1907, S. 273 ff.).

10. XXII. Verordnung wegen Abänderung der Verordnung vom 5. Dezember 1907, betreffend den Radverkehr auf öffentlichen Wegen und Plätzen vom 14. April 1908 (Gesetzblatt 1908, S. 51).

Hinzu kamen noch Bestimmungen für einzelne Straßen sowie die entsprechenden Verordnungen für Bremerhaven.

31 StAB 4,14/1 – VIII.C.3.f.b. [8].

32 Gesetzblatt 1908, S. 51.

33 Auf einem Entwurf einer Verordnung vom 2. 3. 1892 ist das Wort *Velociped* durchgestrichen. – StAB 4,14/1 – VIII.C.3.f. [55].

dieser Wortwechsel durch das Verdeutschungswörterbuch von Otto Sarrazin, welches seit 1886 in vielen Auflagen erschien und welches die entscheidende Grundlage für die Vereinfachung und Vereinheitlichung der deutschen Behördensprache bildete. Das Wort *Fahrrad* verrät, dass es in der Hochradzeit entstand. Denn während die englische Bezeichnung *bicycle*, die schon seit 1868 in Gebrauch ist, den zweirädrigen Charakter dieses Fahrzeuges betont, könnte das deutsche Wort auch gut ein Einrad beschreiben.

Gesellschaftlicher Wandel

Die späten 1880er Jahre bilden in der Gesellschaftsgeschichte des Kaiserreiches eine Umbruchszeit. Die Gründerzeit mit ihren bürgerlich geprägten Werten wurde abgelöst von neuen Idealen. Dieser Wandel geschah nicht plötzlich, wurde aber in jener Zeit für die Menschen spürbar.³⁴ Ihren konzentriertesten Ausdruck fanden diese modernen Vorstellungen in der Lebensreformbewegung, die gerade damals populär wurde. Die neuen Ideale veränderten die Gesellschaft nachhaltig. Da sie alle Bereiche des Lebens – von der Kunst über diverse Emanzipationsbestrebungen bis zum Naturschutz und dem eigenen Körpergefühl – erfassten und jedem Einzelnen überließen, welche Facetten er übernahm und welche er ablehnte, sind sie politisch schwer greifbar. Es liegt in der Natur der Sache, dass junge Menschen empfänglicher für Neuerungen sind als ältere Mitbürger. Im kaiserlichen Deutschland war es die Generation der Zwanzig- bis Dreißigjährigen, die sich die neuen Vorstellungen zu Eigen machte. Als 1888 mit Wilhelm II. ein Vertreter dieser Generation den Thron bestieg, beschleunigte dies deren Durchsetzung.³⁵

Die neuen Vorstellungen propagierten einen freien, optimistischen, sportlichen und natürlichen Menschen. Sie propagierten aber damit zugleich eine neue Individualität, welche die bürgerlichen Normen in Frage stellte. Einem Menschen, der fest im bürgerlichen Wertesystem lebte, mussten diese neuen Ideale als krasser Egoismus erscheinen. Hier nahmen sich Individuen Freiheiten heraus, die sich ein tugendhafter Bürger der älteren Generation nicht gegönnt hätte: Bequeme Kleidung, Müßiggang, unkonventionelles Verhalten (z. B. durch vegetarische Ernährung) und dergleichen mehr.

Gleichzeitig mit diesen gesellschaftlichen Neuerungen veränderten zwei Erfindungen das Fahrrad. In jener Zeit nämlich wurde aus dem Luxusportgerät ein Verkehrsmittel für alle. Zuerst entstand das Niederrad mit Kettenantrieb, dann wurde noch die Bereifung mit einem Luftschlauch entwickelt.

34 In zeitgenössischen Darstellungen wird dieser gesellschaftliche Wandel gern mit dem Drei-Kaiser-Jahr 1888 in Verbindung gebracht. Um ganz wahllos ein Beispiel hierfür zu nennen, sei hier auf die Deutsche Literaturgeschichte von Alfred Biese hingewiesen, der ein Kapitel mit dem Titel »Die Krisis von 1888« überschrieb. – Alfred Biese, *Deutsche Literaturgeschichte*, Bd. 3, München 1912, S. 495.

35 Chr. Eisenberg kommt in ihrer Untersuchung zu dem Ergebnis, dass Wilhelm II. auf dem Gebiet der Körperkultur ein Protagonist der kulturellen Moderne war. – Christiane Eisenberg: *English Sports und deutsche Bürger*, Paderborn 1999, S. 253.

Damit war das Fahrrad entstanden, das wir heute noch benutzen.³⁶ Und es verkörperte die neuen Ideale: Es war modern, sportlich, machte beweglich und frei, überwand Grenzen und hatte zudem noch den Glanz des Unkonventionellen.³⁷ Die Ideale hatten ihr Symbol gefunden, und beide traten gemeinsam den gesellschaftlichen Siegeszug an.

Häufig wandte sich die Kritik an den Radfahrern nur vordergründig gegen das Radfahren und meinte eigentlich dessen reformistischen Hintergrund. Die eingangs wiedergegebene Simplicissimus-Karikatur bringt diesen Umstand sehr anschaulich zum Ausdruck.

Die Verbindung zwischen Fahrrad und moderner Lebenseinstellung fand auch Eingang in die Literatur, so z. B. in der 1904 erschienenen Erzählung »Heidjers Heimkehr« des Bremer Schriftstellers Diedrich Speckmann: Der Autor schildert hier ein Treffen der Pastorenfamilien anlässlich des jährlichen Missionsfestes. Speckmann, der selber viele Jahre Landpastor war, erzählt hier mit feiner Ironie von den älteren, würdigen Geistlichen, die in ihren alten Kutschen ankommen. »Noch einige Wagen kommen, dann folgt ein Radfahrer, von der Kinderschar, die sich inzwischen wieder vor dem Hause versammelt hat, mit großen Augen angestaunt. Gewandt springt ein junger Mann von dem Hochrade, den Kindern fröhlich guten Tag wünschend. Es ist der Pastor Friedrich, der erst vor einem Vierteljahr in der Gemeinde Prelle eingeführt ist. Einige ältere Herren sind etwas misstrauisch gegen ihn. Man kann doch nie wissen, was so ein junger Mensch, der noch vor drei Jahren in Göttingen studierte, alles in sein Amt und in den Kreis der würdigen Amtsbrüder mitbringt. Nun war es auf der letzten Konferenz vorgekommen, dass »der junge Mensch« in der Auslegung einer schwierigen Bibelstelle anderer Meinung gewesen war als die Mehrzahl der älteren Herren. Und da hatte Pastor Beermann sich in seinem Sessel zurückgelehnt und großartig gesagt, indem er ihn so von oben herab anschaute: »Herr Amtsbruder, Sie haben einen anderen Geist als wir«. Seine Bauern haben aber von dem bösen anderen Geist nichts gemerkt. Daß ihr neuer Pastor jung und frisch ist und mit hellen Augen ins Leben schaut, haben sie gern.«³⁸

In jener Zeit wurde viel darüber spekuliert, ob Radfahren nicht vielleicht doch schädlich für den menschlichen Körper sei. Alle großen Zeitungen beteiligten sich durch gelegentliche Beiträge an dieser Diskussion. So gab die durchaus seriöse Weser-Zeitung ihren Lesern 1897³⁹ unter anderem die Ratschläge, das Krummsitzen unter allen Umständen zu vermeiden und stets nur so schnell zu fahren, dass die Atmung noch mit geschlossenem Mund erfolgen kann. In jeder Saison brachen einige Radfahrer wegen Überanstrengung oder unvernünftigem Verhalten zusammen, und es kam auch zu Todesfällen.

36 Zur Geschichte des Fahrrads z. B.: Pryor Dodge, *Faszination Fahrrad: Geschichte – Technik – Entwicklung*, Kiel 1997.

37 Es muss allerdings auch erwähnt werden, dass in eingefleischten Hochradfahrer-Kreisen diese Neuerung abgelehnt wurde und man mit Verachtung auf Niederradfahrer herabsah, wie es ja auch Richard Nagel (s. o.) erfahren musste.

38 Diedrich Speckmann, *Heidjers Heimkehr*, Berlin 1915, S. 114 f.

39 Weser-Zeitung vom 22. 7. 1897.

Daran schloss sich dann meist eine Diskussion an, ob die Ursache hierfür generell das Fahrradfahren sei, oder ob es nicht vielmehr an dem Verhalten und der Fitness des Einzelnen liege.



Abb. 4: Unterschrift: »Oh Mutter, teure Mutter, glaubst Du denn nicht mehr an Gott?!« – Karikatur von Thomas Theodor Heine (1867–1947) im *Simplicissimus* vom 11. 6. 1898, Jg. 3, Heft 11, S. 84.

Es gab Bedenken, ob das Radfahren nicht für Frauen besonders schädlich sei, ja dass es im schlimmsten Fall zur Unfruchtbarkeit führe.⁴⁰ Von wissenschaftlicher Seite wurde dies kontrovers diskutiert, eine eindeutige Antwort konnte nach dem damaligen Kenntnisstand jedoch nicht gegeben werden. Natürlich belastete dieser Verdacht viele Radfahrerinnen. Als Beispiel sind hier die Erlebnisse der Meta Sattler zitiert: »1897 kamen nur noch Räder in der jetzt üblichen Form in Frage, aber mein Wunsch zu radeln, stellten sich Bedenken bei Papa entgegen wegen zu gewissen Zeiten auftretender Unterleibsschmerzen. Da griff nach ärztlicher Befragung, so viel ich weiß, Mamas mütterliche amerikanische Freundin, Frau Edwin Oelrichs Wwe, Agnes geb. Palmer, wieder mal als gute Fee in mein Leben ein und schenkte mir ein »österreichisches Waffenrad«, sogar mit einem Christie-Sattel, dessen Federn die Stöße beim Fahren mildern sollten. Wer war glücklicher als ich.«⁴¹ Auch Ricarda Huch, von der unten noch die Rede sein wird, nahm zu diesem Thema Stellung.

Ein weiterer Punkt, in dem der Radsport tiefgreifende Änderungen hervorrief, war die Kleidung. Die Forderung nach einer Reform der Kleidung gewann ebenfalls damals an gesellschaftlicher Bedeutung. Primär ging es erst einmal um durchlässige Kleidung, denn »daß die Durchlässigkeit der verschiedenen Bekleidungsstoffe das einzige Mittel sowohl zur Vermeidung der Wärmestauung als auch zur Verhinderung einer Selbstvergiftung durch ausscheidungsbedürftige Stoffwechselprodukte ist, liegt auf der Hand.« Diese Feststellung schrieb der aus Bremen stammende *Dr. Heinrich Lahmann* (1860–1904), einer der Vorkämpfer der Kleiderreform.⁴² Um die Änderung der Bekleidung im vollen Ausmaß zu verstehen, muss man sich vergegenwärtigen, welch engen moralischen Grenzen diese vordem unterlag. Einige hanebüchene Beispiele sammelte *Richard Ungewitter* (1869–1958), der Protagonist einer völkisch orientierten Nacktkultur, um sie der Lächerlichkeit preiszugeben. So berichtet er, dass 1902 in Stuttgart ein Tiroler wegen Gefährdung der Sittlichkeit verhaftet wurde, da er infolge seiner Landestracht mit bloßen Knien umhergelaufen war. Die französische Tänzerin Viola Villany bekam bei ihren Gastspielen in den katholischen Gegenden Deutschlands, vor allem in Bayern, Schwierigkeiten, weil sie barfüßig aufzutreten pflegte.⁴³

Man kann die Folgen des Radsports für den Wandel der Kleidung gar nicht hoch genug veranschlagen. »Das schon vor der Jahrhundertwende zur Massenmode gewordene Radfahren konnte für sich eine dominierende Funktion in Bezug auf die Reformierung der Kleidung in Anspruch nehmen, bei den Männern dergestalt, dass sie – ohne sich lächerlich zu machen – in kurzen

40 Ebert: *Radelnde Nationen* (wie Anm. 3), S. 118 ff.

41 StAB 7,47-11 Erinnerungen von Meta Sattler, S. 12, Eintrag vom 31. 1. 1950. – Die Erinnerungen der Meta Sattler wurden in Auszügen publiziert in: Johann-Günther König, *Kinner mit'n Willen kriegt wat vör de Billen*, Bremen 1989, S. 107-115.

42 Heinrich Lahmann, *Die Reform der Kleidung*, Stuttgart 1903, S.39.

43 Er brachte auch Beispiele aus anderen Ländern, in denen ähnliche Moralvorstellungen herrschten. – Vgl. Wolfgang R. Krabbe, *Gesellschaftsveränderung durch Lebensreform* (= Studien zum Wandel von Gesellschaft und Bildung im Neunzehnten Jahrhundert, Bd. 9), Göttingen 1974, S. 97.

Hosen, Pullovern und Sandalen, ohne Krawatte und Manschetten ihrem sportlichen Vergnügen nachgehen konnten und dass es der weiblichen Jugend unangefehdet möglich war, mit fußfreiem Rock und lockerer Faltbluse, die den Hals offenließ, sich auf dem Tennisplatz oder auf dem Fahrrad zu bewegen.«⁴⁴

Wobei der wichtigste Kritikpunkt an der bestehenden Kleidung noch gar nicht angesprochen ist: das Korsett. Ihm galt die Kampfansage aller Kleidungsreformer. Auch hier wurde ein Umdenken durch den Sport und besonders durch den Radsport bewirkt. 1903 konnte der oben schon erwähnte Arzt Dr. Lahmann positiv über Wandlungen in der Gesellschaft rasonieren: »Es geht ein frischer Zug durch unsere Zeit. Der moderne Mann, der bis jetzt der alleinige Kulturträger war, er hat in der letzten Hälfte unseres Jahrhunderts an seinem Menschenwert erhebliche Einbuße erlitten, da sein durch Alkohol, Tabak, Überarbeitung und ungesunde Vergnügungen beschädigtes Nervensystem ihn im Stiche läßt. Die Frau tritt als neuer Kulturfaktor auf und ihr gehört das zwanzigste Jahrhundert. Die Reform der Frauentracht ist eine Mitbedingung und wahrlich eine nicht geringe bei der Befreiung der Frau; denn die Modesklavin ist für die Wiedergeburt der Menschheit unbrauchbar. Was die Zukunft uns als Weiterführung der Reform bringen wird, können wir heute noch nicht wissen. Hoffentlich kommt das kurze Kleid auf, welches der Radfahrersport überall schon bekannt gemacht hat ...«⁴⁵

Eine weitere Forderung, die im Zuge der Reformbewegung immer stärker von sich Reden machte, zielte auf eine Neuordnung der Geschlechterbeziehung in der Gesellschaft. Die Protagonisten dieser Forderungen kamen aus unterschiedlichen Richtungen. Die Spannweite reichte von dem Lebensreformer und seiner Suche nach einem natürlichen Verhältnis, über die Betroffenen, den Frauen, die ihre eigene Stellung und die ihrer Geschlechtsgenossinnen verbessern konnten, und Politikern, die – wie Karl Liebknecht – die Frauenfragen mit ihren politischen Ideologien zu verbinden wussten, bis hin zu den Extremisten, wie Peter Altenberg, die von der Superiorität des weiblichen Geschlechts überzeugt waren. Ihnen allen ist gemeinsam, dass sie nicht nur gesellschaftliche Zwänge beseitigen wollten, sondern auch für ein gesünderes, mehr an den Bedürfnissen des Menschen orientiertes Zusammenleben eintraten.

So war die radfahrende Frau in den Augen vieler Zeitgenossen nicht nur eine Demonstration für Emanzipation und Gleichberechtigung, sondern sie stellte darüber hinaus eine ganze Reihe der herrschenden gesellschaftlichen Ideale in Frage.

Dabei sah es am Anfang so aus, als ob der neue Sport für beide Geschlechter gleichermaßen geeignet sei. Es gab zahlreiche Michaulinenreiterinnen, vor allem in Frankreich und England. Erst mit dem Hochrad wurde das Zweiradfahren zu einer männlichen Domäne. Doch es gab immer Frauen, die sich über alle Konventionen hinweg setzten. In Bremen tat dies *Aline von Kapff* (1842–1936) mit ihren Freundinnen.

44 Ebd., S. 110 f.

45 Lahmann, Die Reform (wie Anm. 42), S. 93.

»Nur wenige weibliche Wesen hatten sich daran [an das Radfahren] gewagt, darunter Anna Hagens / Pavenstedt und Tante Aline v. Kapff, die anfangs vor jedem entgegenkommenden Fuhrwerk ihren »Kaisersprung« machte, d. h. vom Sattel nach vorn herunterhüpfte und dann, mit beiden Füßen über dem Rad auf dem Boden stehend, wartete, bis die »Gefahr« vorüber war. Sie machte aber doch trotz ihrer rd. 55 Jahre und der erwähnten Unsicherheit Ausflüge mit dem Richter-Ehepaar Funk und Frau Senator Schacht geb. Mariechen Thikötter ... Diese und die ergraute umfangreiche A. v. Kapff waren häufig Zurufen aus der solche Anblicke ungewohnten Bevölkerung ausgesetzt wie: »Mudder, sieh to, dat du de lüttje Deern inhalst...«⁴⁶

Aline von Kapff entsprang einer vermögenden Weinhändlerfamilie. Dank des reichen Erbes war sie in der Lage, ein unabhängiges Leben zu führen. Sie studierte in München und Paris Malerei, blieb unverheiratet und führte ein eher unkonventionelles Leben.⁴⁷ Dass ihr ihre sportlichen Aktivitäten gesellschaftliche Nachteile gebracht hätten, ist nicht überliefert.

Im Gegenteil, da Aline von Kapff der städtischen Oberschicht angehörte, hatte ihr Verhalten eine gewisse Vorbildfunktion. Frauen der Oberschicht hatten den Vorteil einer größeren materiellen und geistigen Unabhängigkeit. Daher nimmt es nicht wunder, dass in diesen Gesellschaftskreisen schon sehr früh Radfahrerinnen von sich Reden machten. Das berühmteste Beispiel ist die englische Königin Viktoria, die 1881 zwei Dreiräder kaufte. Aber erst nachdem das Niederrad seinen Siegeszug angetreten hatte, verbreitete sich dieser Sport unter Frauen. Im Deutschen Reich war es die *Prinzessin Louise Sophie* (1866–1952), die Schwester der letzten deutschen Kaiserin, die seit 1893 oder 1894 das Radfahren für sich entdeckte.⁴⁸ Bald darauf schwang sich auch die sächsische Kronprinzessin in den Fahrradsattel, sehr zum Leidwesen ihres Schwiegervaters, König Georg von Sachsen, der es ihr aber nicht verbieten konnte, da der deutsche Kaiser den Damen seines Hofes das Radfahren gestattete. Von da an breitete sich der Radsport im rasanten Tempo an den deutschen Höfen aus.⁴⁹

Dank dieser sportlichen Prinzessinnen verlor das Radfahren für Frauen schnell den Ruf des »Unschicklichen«. In dem Moment, in dem die Oldenburger Erbgroßherzogin in der Öffentlichkeit Fahrrad fuhr, waren radfahrende Frauen im Großherzogtum allgemein akzeptiert. Etwas schwieriger gestaltete sich die Lage in der dezidiert bürgerlichen Stadt Bremen.

46 StAB 7,47-11. Erinnerungen von Meta Sattler (wie Anm. 41), S. 11f., Eintrag vom 31. 1. 1950.

47 Herbert Schwarzwälder, *Das große Bremen-Lexikon*, Bd. 1, S. 456.

48 Louise Sophie, die Frau des Prinzen Friedrich Leopold von Preußen war eine begeisterte Sportlerin und das *Enfant terrible* des preußischen Hofes. Ihre Lebenserinnerungen, die sie 1939 in England erscheinen ließ und in denen sie ihre Zeit in Potsdam und Berlin in den schwärzesten Farben schildert, zeigen sie als egozentrische und leichtsinnige Person, die sich nicht in das pflichtbewusste Leben am preußischen Hof einfügen wollte. – H. R. H. Princess Friedrich Leopold of Prussia, *Behind the scenes at the Prussian court*, London 1939.

49 Vgl. hierzu z. B.: Doreen Winker, *Anna Luise von Schwarzburg. Ein Leben in Bildern aus ihrem photographischen Nachlass*, Rudolstadt 2005, S. 52.

Die Fahrraderlebnisse der Ricarda Huch

Es ist ein besonderer Glücksfall für die Bremer Fahrradgeschichte, dass hier eine Frau das Radfahren lernte und davon berichtete, die wegen ihrer schriftstellerischen Fähigkeiten später berühmt wurde: *Ricarda Huch* (1864–1947). Sie lebte vom Oktober 1896 bis zum Mai 1897 in Bremen. Diese Zeit war beruflich und privat von großen Schwierigkeiten und Enttäuschungen geprägt. Ihrem Schwager Richard Huch, mit dem sie ein Verhältnis hatte, berichtete sie ausführlich von ihrem Bremer Alltag.⁵⁰

Am 13. November 1896 schrieb sie ihm: »Seit vorgestern radle ich. Heute war ich wirklich glücklich, dass ich es angefangen habe, durch irgend welche geistigen Mittel mich zu erheitern, ist in solcher Lange unmöglich, aber diese körperliche Kräfteübung erfrischt doch... Heute habe ich auch Hoffnung gefasst, dass ich es lerne, bin schon ein bisschen allein gefahren ... Mein hübscher weißer Körper ist ganz voller blauer Flecke. Ein allerliebster Junge bringt es einem bei. Ich wurde heute belobt, eine Dame sagte, sie hätte nach 30 Malen noch nicht gekonnt was ich nach 3 Malen. Manchmal hatte ich schon ein ganz sicheres Gefühl, und dann fühlte ich die Kräfte nachlassen und dann ist es aus. Die Bahn ist nicht sehr lang, und deshalb muss man fortwährend wenden: das macht mich unruhig und ängstlich, aber es ist vielleicht nützlich ...«⁵¹ Schon am 15. November meldete sie ihm: »Süßer Richard, ich *kann* radeln. Ich fahre bereits allein, fühle mich sicher und vergnügt dabei und bin heute offiziell belobt worden. Jetzt brauche ich nur noch Kraft und Übung, ich bin immer gleich müde und weißt Du, schön geht es überhaupt nicht, aber es geht doch.«⁵² Und wieder eine halbe Woche später, nachdem ihr Richard einen gemeinsamen Fahrradausflug vorgeschlagen hat, meinte sie: »... Und dann, mein Herz, mach Dir klar, dass ich noch ganz miserabel fahre, und dass es gewiss gar kein Vergnügen für dich wäre ... Ich habe mir ein Kostüm zum Radeln gekauft, das ging ja nicht anders, Kostenpunkt 60 M. Aber es ist auch wundervoll solide und gediegen und auch für Bergtouren köstlich. Soll ich, wenn wir uns mal mit Radeln trafen, es anziehen? Es sieht vollkommen wie ein anderes Kleid aus, nur kurz, ganz fußfrei.«⁵³

In den Wintermonaten scheint sie nicht gefahren zu sein, denn erst am 8. April 1897 erwähnt sie dieses Thema wieder: »... ich schreibe Dir aus einem ganz egoistisch-weltlichen Motive, nämlich wegen des Velocipeds. Vorgestern

50 Sehr aufschlussreich wären in diesem Zusammenhang die Briefe, die Ricarda Huch an Emmi Reiff-Frank in Zürich schrieb und in denen sie beinahe in jedem Brief das Radfahren erwähnte. Diese Briefe liegen unveröffentlicht im Deutschen Literaturarchiv Marbach, wurden aber von Bettina Kaemena ausgewertet. Vgl. dies., *Ricarda Huch in Bremen*, in: *Brem. Jb.*, Bd. 72, 1993, S. 189.

51 Ricarda Huch, *Du, mein Dämon, meine Schlange ... Briefe an Richard Huch 1887–1897*. Nach dem handschriftlichen Nachlass hrsg. von Anne Gabrisch, Göttingen 1998 (= Veröffentlichungen der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung Darmstadt; Bd. 72), S. 550.

52 Ebd., S. 551.

53 Ebd., S. 553.

54 Ebd., S. 612.

habe ich wieder angefangen, und von dem Augenblick an hat sich meiner ein Anflug von Seligkeit bemächtigt, dessen ich nicht wieder verlustig gehen möchte. Es ist zu schön. Ich fühle mich jetzt so ziemlich sicher. Natürlich aber kann ich das geliehene Rad nur so lange beanspruchen, bis ich es kann, und gestern hat mir mein Mann schon Andeutungen gemacht, ich könnte mir nun ein eigenes kaufen. Erst dachte ich, es wäre Unsinn, mir für hier noch eins anzuschaffen, aber weißt Du. Ich habe das Gefühl, als verlöre ich Jahre meines Lebens, wenn ich nicht radle. Also jetzt möchte ich von Dir wissen, ob Du mir in Deiner Fabrik eins besorgen willst, oder ob ich es mir hier kaufen soll. Und soll ich es nicht lieber von *meinem* Geld bezahlen? Es ist mir ein peinlicher Gedanke, dass Du jetzt so viel Geld ausgeben solltest, und ich kann es ja machen, wirklich, ein Rad ist es mir werth. Bitte, liebes Herz, lass mich entweder bald ein Rad haben oder wissen, ob ich es hier besorgen soll. Ich glaube, wenn alle Deutschen Rad führen, würden sie ihre dumpfe Sinnlichkeit verlieren und schöner und glücklicher werden.«⁵⁴ Wenige Tage später schrieb sie: »Mit dem Rade wollte ich Dir noch sagen, wenn Du es doch nicht in Deiner Fabrik kaufst, kann ich es mir ja eigentlich ebenso gut hier kaufen, nicht? Es macht Dir ja nur Schwierigkeiten. Es ist nämlich so: Seit der Mann, bei dem ich es gelernt habe, gemerkt hat, dass ich bei ihm keins kaufe, ist er misstrauisch geworden und will mir keins mehr leihen, so dass ich immer unsicher bin ob ich eins bekomme. Ich kann gar nicht fahren, wann ich will, sondern muss immer warten, wann der Mann gelaunt ist. Also wenn ich mir hier eins kaufen soll, kann mir schon irgendwer beim Aussuchen Rath geben.«⁵⁵

Es dauerte nicht lange und Ricarda Huch besaß ein eigenes Fahrrad. Sie unternahm zahlreiche Radtouren.⁵⁶ Am 7. April 1897 erzählte sie: »... Ich möchte Dir nur eben etwas von dem Rade schreiben. Nämlich laufen thut es gradezu zauberhaft, weißt Du, es ist mir sehr oft gradezu wie ein Pferd, das mir durchgeht, wenn ich es zu fest ansporne. Aber unglücklicherweise kam ich gleich das erste Mal damit in furchtbaren Regen, das Wetter war unsicher, aber ich konnte der Lust nicht widerstehen, es zu probieren. Und dann war der Sattel sehr hoch, was zwar himmlisch geht, aber ich war nicht daran gewöhnt und konnte nicht aufsitzen und fiel infolgedessen mehrmals hin. Dann ging plötzlich das eine Pedal schlecht. Ich hatte die unsäglichste Mühe vorwärtszukommen, und es war gar nichts damit zu machen. Schließlich brachte ich es zu einem Radmann, und da war dann die kleine eiserne (oder was es für ein Metall ist) Axe im Pedal gebrochen. Der Mann sagte, ich müsste das zerbrochene Ding an die Fabrik schicken, woher ich das Rad hätte, denn das dürfte eigentlich nicht vorkommen. Ich schreibe es Dir nur, weil es Dir vielleicht von Interesse ist, es zu wissen. Aber wahrscheinlich ist doch, dass niemand daran Schuld ist, ich bin eben so schrecklich mit dem Rade gestürzt. Übrigens war es ja eine Kleinigkeit es zu reparieren. Nur also ferner war das Rad so furchtbar in den feuchten Schmutz gekommen, ich hatte es nur unvollkommen geputzt, es war gleich ganz verrostet und musste mit Petroleum

⁵⁵ Ebd., S. 615.

⁵⁶ Sie hatte in Bremen einen Mann kennengelernt, mit dem sie die Touren unternahm. – Kaemena: Ricarda Huch (wie Anm. 50), S. 187.

behandelt werden. Ich habe einen ziemlichen Schrecken bekommen, denn das Putzen lerne ich sicher nie, und eigentlich müsste man es doch selbst machen. Ich will es mir aber noch einmal von den Rassowschen Kindern zeigen lassen, die putzen es mit Bürsten, und das kann ich mir besser vorstellen. Jedenfalls scheint mir die Beschäftigung mit dem Rade das halbe Leben auszufüllen. Grade jetzt habe ich eine köstliche Beobachtung gemacht, ich wurde unwohl und zwar ganz ohne Schmerzen, ich habe nichts davon gefühlt; sicher kommt das mir vom Radeln, das macht eine leichte Blutcirculation. Das ist mir so beruhigend, weil man oft sagt, es wäre namentlich für Frauen so ungesund, ich wollte Dich schon deshalb fragen. Gildemeisters nämlich finden Radfahren plebejisch und ärgern sich schändlich, dass ich es thue, und da muss ich immer so was hören, was mich dann doch natürlich ängstigt. Es muss aber doch gesund sein, weil die augenblickliche Wirkung so wahrhaft und reinigend ist.«⁵⁷

In ihren Briefen spricht Ricarda Huch alle Themen an, mit denen sich damals eine Radfahrererin auseinander zu setzen hatte. Von den Schwierigkeiten, es zu lernen, über die Kleiderfrage bis hin zu den gesundheitlichen Bedenken, schildert sie die Probleme aus einem sehr persönlichen Blickwinkel.

Großbürgerliche Ressentiments

Während das Bremer Bürgertum das Radfahren für sich entdeckte, scheinen jedoch Teile der städtischen Oberschicht in den 1890er Jahren deutliche Vorurteile dagegen entwickelt zu haben. Hier, in den reichen, großbürgerlichen Kreisen verblasste das Vorbild des Adels vor den eigenen hanseatisch bürgerlichen Vorstellungen. Ricarda Huch erwähnt, dass Gildemeisters Radfahren für plebejisch hielten. Vielleicht trifft hier die Beobachtung zu, die Marcuse⁵⁸ 1908 anstellte: »... Auf Seiten der Fahrradfabrikanten spürte man das mehr und mehr stärker werdende Wehen der Autokonkurrenz, und um ihr zu begegnen, tat man das, was der Geschäftsmann zu tun pflegt, man setzte die Preise herunter. Und der Erfolg? Die jeunesse dorée rümpfte die Nase, sie fand die Sache furchtbar plebejisch, konnte sich doch jetzt jeder Briefträger und jeder Bäckerjunge auf Monatszahlungen hin diesen Sport leisten. Aus dem ursprünglichen Sport wurde ein Beförderungsmittel, das die Menschen sich zu eigen machten, die ihren Geschäften nachgehen, in raschem Fluge von der Arbeitsstätte oder dem Bureau heimeilen müssen, kurzum das sportliche Vergnügen trat völlig zurück gegenüber der wirtschaftlichen Notwendigkeit...«

Ein weiterer Gesichtspunkt mag hier ebenfalls eine Rolle gespielt haben: Durch die Zeit der Hochräder hatte das Radfahren den Ruf eines recht rauen Sports bekommen. »Für die erste Zeit mag das Misstrauen gegen die Radfahrer nicht ganz unberechtigt gewesen sein...« Man »kann nicht gerade sagen, dass die ersten Radfahrer den gebildeten und besseren Volkskreisen

57 Ebd., S. 616 f.

58 Julian Marcuse, Körperpflege durch Wasser, Luft und Sport. Eine Anleitung zur Lebenskunst, Leipzig 1908, S. 179.

angehörten.« Dieses Eingeständnis stammt vom dem fahrradbegeisterten Juristen Schumacher.⁵⁹ Allerdings soll es nicht darüber hinwegtäuschen, dass auch diese Radfahrer den finanziell besser gestellten Schichten angehörten. Doch es erklärt, warum es in bildungsbürgerlichen Kreisen Vorurteile gegen das Radfahren gab. Der hohe Adel hingegen, der kaum Kontakt zu den Hochrad fahrenden Bürgern hatte, konnte unvoreingenommen das Niederrad für sich entdecken.

In Bremen zeigt sich diese Ablehnung bei beiden Geschlechtern. *Gustav Pauli* (1866–1934) erwähnt in seinen Lebenserinnerungen die Sportarten, die er als Jugendlicher betrieb: »... Die freien Nachmittage wurden von mir für ausgiebige Lektüre benützt, wenn nicht für Rudern, Schwimmen, Reiten und Fußballspiel ...«⁶⁰ Auch seine spätere Frau, *Magdalene Pauli* (1875–1970), weiß nichts vom Radfahren zu berichten. Magdalene Pauli wuchs als Tochter der Kaufmannsfamilie Melchers in Bremen auf. Über ihre Jugendzeit hat sie zwei Bücher veröffentlicht: »Aus meiner Kinderzeit« und ihren Briefroman »Sommer in Lesmona«.⁶¹ Sie berichtet darin von ihren Reitstunden und Ausritten, nicht aber vom Radfahren. Offensichtlich fuhren die jungen Damen in ihren Kreisen nicht Fahrrad. In dem Roman »Sommer in Lesmona« taucht nur einmal ein Fahrrad auf, und das steht in einem ganz anderen Zusammenhang:

»... Daisy – Daisy – give me your answer, do,
I'm half crazy all for the love of you.
We can't have a stylish marriage
We can't afford a carriage,
But you look sweet
Upon the seat
Of a bicycle built for two.«

Mit diesem »englischen Song« führt die Autorin Percy Roesner ein. Percy war soeben aus London nach Bremen gekommen und wohnte nun zusammen mit der Autorin auf dem Gut Lesmona an der Lesum bei Bremen. »Dieses Lied klänge jetzt aus allen Fenstern, oben von den Bussen, auf den Straßen und in den Restaurants, ganz London sänge jetzt ›Daisy‹«, erzählte er ihr. Percy hatte »eine entzückende Tenorstimme« und »am zweiten Tag, als er abends ›Daisy‹ gesungen und ich [d. i. die Autorin] ihn begleitet hatte, als alle dabei waren, sagte er plötzlich zu mir: ›Gott, mir fällt eben ein, dass du der Typ von Daisy bist, den ich mir von ihr vorgestellt hatte, wahrhaftig genau so. Ich nenne dich jetzt nur noch Daisy.« – Alle lachten, und von dem Moment an

59 Prof. Schumacher, ein »mit Leib und Seele ein radfahrender Jurist« (S. 477), verfasste den Beitrag »Das Recht des Radfahrers«, in: P. Schiefferdecker, *Das Radfahren und seine Hygiene*, Stuttgart 1900, S. 477–538, hier S. 479.

60 Gustav Pauli, *Erinnerungen aus sieben Jahrzehnten*, Tübingen 1936, S. 40. In seinen Lebenserinnerungen erwähnt er auch, wie er das Fußballspiel kennenlernte: »... Bald darauf, etwa 1880, führte ein junger Engländer, der unsere Hauptschule besuchte, das Fußballspiel bei uns ein – ohne dass irgendeiner der Lehrer sich darum bekümmert hätte ...« (S. 37).

61 Unter dem Pseudonym Marga Berck 1951 veröffentlicht.

nennt er mich nie anders als »Daisy«.« So steht es in dem Brief, der am 19. Mai 1894 geschrieben wurde.⁶²

— 4 —

Der Beitrag für auswärtige Mitglieder beträgt jährlich M. 3.— prænummerando bezahlbar.

§ 12.

Wird ein Mitglied für unwürdig befunden, dem Verein weiter anzugehören, so kann die Ausweisung desselben in einer vertraulichen Sitzung beschloffen werden.

Ausgeschlossene, sowie ausgestretene Mitglieder haben kein weiteres Anrecht an das Clubvermögen.

§ 13.

Die Auflösung des Vereins kann nicht stattfinden, so lange noch 3 active Mitglieder denselben angehören.

Bei etwaiger Auflösung wird das vorhandene Vermögen einer wohlthätigen Stiftung vermacht.

§ 14.

Beiträge und Geldstrafen sind sofort am Fälligkeitstage zu entrichten.

§ 15.

Vorstehende Statuten sind in der Versammlung am 10. August 1894 beschloffen, und können nur in einer Generalversammlung mit $\frac{2}{3}$ Stimmenmehrheit geändert werden.

Zu widerhandelnde werden mit 50 Pfg. Strafe für jedes Vergehen belegt.

Die Statuten sind von jedem Mitglied zu unterzeichnen.

Bremerhaven, 14. August 1894.

— 5 —

Fahrordnung

des

Radfahrer-Vereins „Fahrwohl“

Bremerhaven-Geestemünde.

§ 1.

In jeder Vereinsitzung am Freitag wird die Clubtour für den kommenden Sonntag besprochen.

§ 2.

Bei plötzlich eingetretenem schlechten Wetter findet die Clubtour nicht statt, jedoch haben sich die Fahrer im Clublokal zu der festgesetzten Zeit einzufinden.

§ 3.

Jedes Mitglied ist verpflichtet, an den Clubtours in vorschriftsmäßigem Anzug theilzunehmen, bei Strafe von 50 Pfg.

§ 4.

Den Anordnungen des Fahrwarts ist unbedingt Folge zu leisten.

Ist der Fahrwart nicht anwesend, so übernimmt dessen Stellvertreter die Führung.

§ 5.

Der Fahrwart, welcher stets voran fährt, muß auf die Mitglieder alle nur mögliche Rücksicht nehmen. In seiner

Abb. 5 a+b: Strenge Statuten: Jeden Freitag war Vereinssitzung. Unentschuldigtes Fehlen wurde mit 30 Pfg. geahndet. Sonntags fanden Clubtours statt. Statuten des Radfahrervereins »Fahrwohl«, 1894. StAB 4,20–530/74.

Fand man in der Bremer Oberschicht das Radfahren zu plebejisch, so galt es in der Arbeiterschaft als zu exklusiv. Es hatte den Ruf eines Oberschichtensports, den es erst im Laufe der 1890er Jahre verlor.⁶³ Daher ist es bemerkenswert, dass der Radfahrerverein »Fahrwohl« schon 1894 in Bremerhaven-Geestemünde gegründet wurde. Er blieb der wichtigste Bremer Radfahrverein, »jeder unbescholtene und anständige Mann«⁶⁴ konnte Mitglied werden. Seinen



62 Alle Zitate aus: Marga Berck, Sommer in Lesmona, Hamburg 1992, S. 32 f.

63 Ebert, Radelnde Nationen (wie Anm. 3), S. 324.

64 § 2 der Vereinsstatuten. – vgl. StAB 4,20–530/74.

Mitgliedern bot er alle Facetten des Radsports an und organisierte zahlreiche Veranstaltungen. Die Arbeiterradfahrvereine verbanden den Sport auf geschickte Weise mit politischer Agitation. Daher mieden sie auch den Kontakt mit anderen Radfahrvereinen und beschränkten ihre Sportveranstaltungen auf ihr Umfeld. Explizit ausgedrückt wurde dies durch die Dachorganisation der Arbeiterradfahrer, dem Arbeiter-Radfahrerbund Solidarität, der seinen Mitgliedern die Zugehörigkeit zu anderen Deutschen Radfahrverbänden verbot.⁶⁵

Die Bundestreffen in Bremen

Zweimal richtete der Deutsche Radfahrer-Bund seine Bundestreffen in Bremen aus. Im Vorfeld des ersten Treffens im Jahre 1897 gab es lange Diskussionen im Bremer Senat, in welcher Höhe die Stadt dieses Treffen bezuschussen solle. Der Fahrrad-Bund hatte wohlweislich die Beträge zusammengestellt, die von anderen Städten in den Jahren zuvor bei diesem Anlass gezahlt wurden. Breslau hatte zweitausend, Hannover sogar zweitausendfünfhundert Mark gegeben. Hier einigte man sich schließlich auf tausend Mark.⁶⁶

Auch beim zweiten Bundestreffen, das 1908 stattfand, gab es Diskussionen. Diesmal ging es jedoch nicht ums Geld – die Veranstalter hatten inzwischen begriffen, dass da nicht viel zu erwarten war; diesmal ging es um die Schirmherrschaft. Es war üblich, dass ein hoher Vertreter der jeweiligen Landesregierung das Protektorat übernahm, so z. B. bei dem Bundestreffen 1907 in Stettin, für das der deutsche Kronprinz gewonnen werden konnte. Beim Radfahrer-Bund bestanden eigentlich keine Zweifel, dass der Bremer Bürgermeister das Amt wieder übernehme. Dem war aber nicht so. Kronprinz hin oder her, seine Magnifizenz der Bürgermeister von Bremen war dafür nicht mehr zu haben. »Insbesondere fehle es zur Übernahme des Protektorates an einem hervorragenden Interesse«, zudem sei die Bedeutung des Radfahrens seit 1897 zurückgegangen, hieß es in der Begründung.⁶⁷ Erst nachdem man persönlich den Bürgermeister *Pauli* (1827–1915) bearbeitet hatte, gab dieser schließlich nach. Anwesend war er sowieso nicht, da er sich in der fraglichen Zeit im Urlaub erholte. Aber sein Bild konnte nun in dem offiziellen Programmheft veröffentlicht werden.

Radwege und Fahrradsteuer

Dem ersten Bundestreffen 1897 verdankte Bremen seine ersten Radwege. Im Vorfeld dieses Ereignisses veranstalteten Bremens Radfahrer eine Geldsammung zur Anlage von Radwegen. 5000 Mark kamen damals zusammen. Davon entstanden im Bürgerpark mehrere Radwege, die dann auf dem Bundestreffen dem Publikum vorgestellt wurden.⁶⁸ Diese Wege bestanden aus einer

⁶⁵ Ebert, *Radelnde Nationen* (wie Anm. 3), S. 325.

⁶⁶ Zum XIV. Bundestreffen des Deutschen Radfahrer-Bundes zu Bremen vom 5.–9. August 1897 siehe StAB 4,14/1–VIII.C.3.f.a. [69].

⁶⁷ StAB V.2. No. 586 [2].

⁶⁸ Leider sind die Unterlagen hierüber, die sich im Archiv des Bürgerparkvereins befanden, im Zweiten Weltkrieg verbrannt.



Abb. 6: Radweg in der Mitte der Umlandstraße um 1908. (Quelle: Peter Strotmann, Schwachhausen-Archiv).

Unterlage aus grober Kohlschlacke, welche mit Gartenerde bedeckt und abgestampft wurde. Darüber lag eine festgewalzte Schicht feiner Kies. Die Wege hielten sich bei jeder Witterung »vorzüglich«.⁶⁹

Schon bald nach dem Bundestreffen lud der Landherr, der Senator *Stadtländer* (1844–1916) mehrere Radfahrer und Beamten der Deich- und Wegebauinspektion und der Straßenbauinspektion zu einer gemeinsamen Sitzung ein⁷⁰, auf der über die Anlage weiterer Radwege durch die Stadt beraten wurde. Das Ergebnis waren mehrere Versuchsstrecken, die in der Stadt angelegt wurden. In der Bismarckstraße entstanden zwei gut dreißig Zentimeter breite Streifen in der Mitte der Straße, am Osterdeich zwei Streifen an den Seiten der Straße, und in der Holler Allee und der Park Allee wurde je einer der beiden Reitwege zu einem Radweg umgebaut. Während die Umwandlung von Reit- zu Radwegen verkehrstechnisch unbestritten war, spiegeln die Anlagen in der Bismarckstraße und dem Osterdeich die Suche nach der zweckmäßigsten Einteilung der Straße wider. Die im Osterdeich angelegten Seitenstreifen bewährten sich nicht, »weil, abgesehen davon, dass die vor den Häusern haltenden Wagen den Radfahrerverkehr sehr stören, die Räder bei schlüpfrigem

69 Bremen und seine Bauten, hrsg. und bearb. vom Architekten- und Ingenieur-Verein, Bremen 1900, S. 535.

70 Die Sitzung fand am 30. 7. 1898 statt. Das Protokoll hat sich im Staatsarchiv erhalten. – StAB 4,14/1–VIII.C.3.f.d. [1].

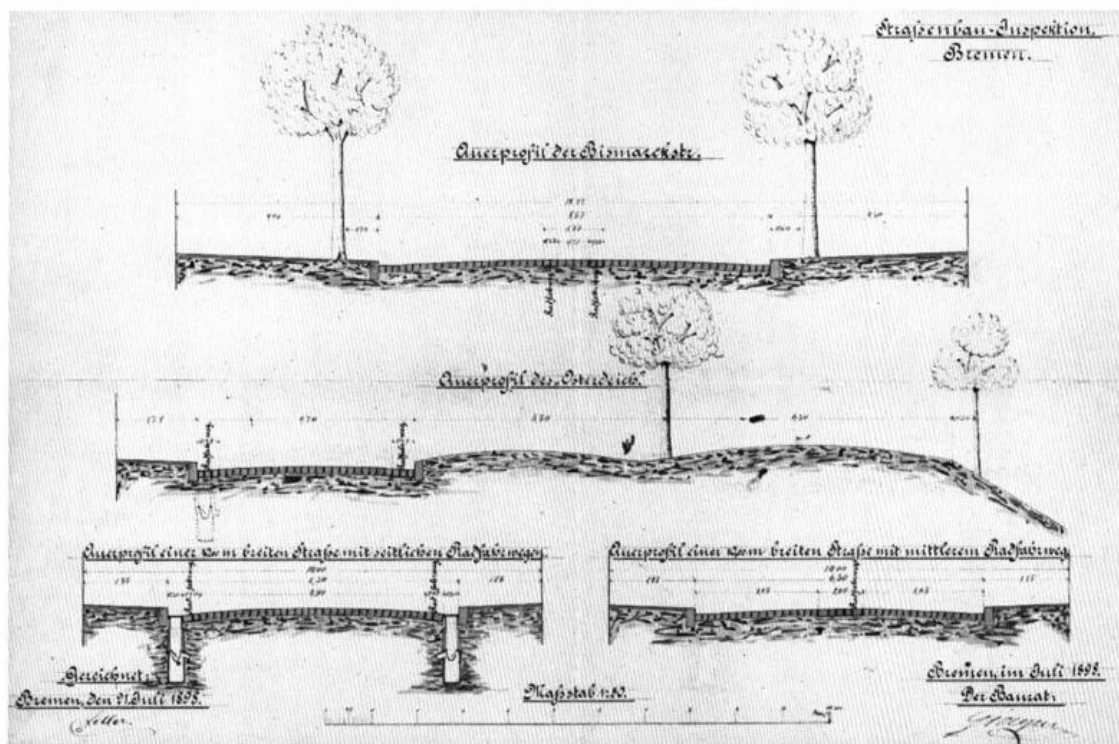


Abb. 7: Profile von Radwegen in einer etwa 10 Meter breiten Straße. Oben sind die Versuchstrecken in der Bismarckstraße und am Osterdeich abgebildet, unten andere Möglichkeiten aufgezeichnet. Aus: StAB 4,14/1-VIII.C.3. f. d. [1]

Wetter auf den stark geneigten Flächen ausgleiten und die Radfahrer mit den Pedalen sehr leicht an die Saumsteine geraten.« Doch auch die in der Bismarckstraße erprobte Anordnung der Radfahrstreifen in der Mitte der Straße entsprach nicht den Erwartungen. Trotz des Vorzugs, »dass die Radfahrer, sich rechts haltend, einander nicht ausweichen brauchen, giebt [sie] den Fuhrwerken Veranlassung, die Streifen als Spur zu benutzen und für den Radfahrer-verkehr unbrauchbar zu machen, so dass besser ein mittlerer Radweg von 1 m Breite ... zur Ausführung gelangt.«⁷¹ Daher wurden in Bremen in den folgenden Jahren Radwege in der Mitte der Straße angelegt.⁷² Solche Radwege sind noch heute im Steintorviertel in einigen Straßen vorhanden, sie dürften zu den ältesten noch erhaltenen Radwegen Deutschlands gehören. Die Radwege in der Bismarckstraße und dem Osterdeich waren 1898 nur kurze Versuchsstrecken. Trotzdem erregten sie damals einiges Aufsehen. Anfragen aus anderen Städten, wie z. B. Leipzig, Brandenburg und Linz beweisen die

71 Beide Zitate: Bremen und seine Bauten (wie Anm. 69), S. 536.

72 So z.B. in der Bremer Straße, der Linienstraße und in der Taubenstraße erhalten. Für diese Mitteilung danke ich Frau Dr. Wupperman, Bremen. Bremens Radwege gelten als die frühesten in Deutschland, vgl. Volker Briesse, Besondere Wege für Radfahrer. Zur Geschichte des Radwegebaus in Deutschland von den Anfängen bis 1940, Paderborn 2011, S. 6.

Fortschrittlichkeit solcher Anlagen. Nicht ohne Stolz antwortete Bremen und berichtete ausführlich von seinen Radwegen.⁷³

Die Radwege wurden damals mit Mansfelder Kupferschlackesteinen belegt. Dieser Kunststein war ebener als das herkömmliche Straßenpflaster. Allerdings war er auch teurer. Trotzdem war die Stadt von dem Erfolg ihrer Radwege überzeugt. Erst später übernahm Bremen das *Magdeburger Verfahren* (fein geseiebte Schlacke, mit Lehm vermischt, auf Grobschlacke).⁷⁴ Im Budget von 1899 war denn auch erstmalig ein Kostenbetrag für Radwege vorgesehen.

Aber kaum erschien dieser Betrag im Haushalt der Stadt, da begann auch schon die Diskussion über eine Sondersteuer für Radfahrer. Der Senat beschloss eine Radfahrabgabe von sechs Mark pro Fahrrad. Zum Vergleich: Für ein Pferd zahlte der Besitzer damals zwischen 10 u. 40 Mark (je nachdem für welche Zwecke es verwendet wurde), ein Hund kostete 10 Mark (für jeden weiteren 20.- Mark) und ein »Lustfuhrwerk« – mit anderen Worten: eine Luxuskarosse – 20–40 Mark Abgaben. In der Bürgerschaft war man sich aber nicht einig, ob eine Fahrrad- oder eine Radfahrerabgabe erhoben werden sollte. So wanderte das Thema noch eine Weile zwischen dem Senat und der Bürgerschaft sowie verschiedenen Ausschüssen hin und her, um dann nach ein paar Jahren endgültig fallengelassen zu werden.⁷⁵

Die Radrennbahn an der Schleifmühle

Doch mit der Anlage von Radwegen war es nicht getan, denn die Rennrad-sportler brauchten für ihre Wettkämpfe eine Rennbahn. Wieder war es der Bicycle-Club unter seinem Vorsitzenden Heinrich Wilkens, der sich für dieses Anliegen stark machte. Die Stadt überließ kostenlos ein Grundstück an der Schleifmühle, in der Nähe des heutigen Hauptbahnhofes und trotz der hohen Kosten, gelang es dem Verein, dort eine Radrennbahn zu errichten. Mit einer Länge von 500 Metern war sie eine der größten in Deutschland. Die Rennstrecke bestand anfänglich aus einer flachen Sandbahn.

Am 7. Juni 1885 konnte das erste Rennen unter großer Anteilnahme des Publikums abgehalten werden. Die 1200 Sitz- und Stehplätze auf der Tribüne waren vollständig ausverkauft. Zahlreiche Zuschauer sahen sich das Rennen vom Dach des benachbarten Lokschuppens aus an, und selbst hinter der Leinwand, welche den Rennplatz abspernte, drängelten sich die Menschen.⁷⁶

73 StAB 4,14/1 – VIII.C.3.f.d. [1].

74 Carl Thalenhorst (Hrsg), Bremen und seine Bauten 1900–1951, Bremen 1952, S. 515.

75 Auf ihrer Sitzung vom 13. Januar 1904 zog die Bürgerschaft den Beschluss über eine Abgabe zurück. Der Abgeordnete Max Böttcher erklärte seinen Antrag folgendermaßen: »Da sich nun die Verhältnisse des Radfahrens in den letzten vier Jahren bedeutend geändert haben und Luxus-Räder, von denen die Steuer erhoben werden sollte, nur noch verhältnismäßig wenig im Gebrauch sind, so beschließt die Bürgerschaft, damit dieser Gegenstand erledigt wird, von einer Fahrrad-Steuer Abstand zu nehmen und ersucht den Senat, diesem Beschlusse beizutreten. – Verhandlungen der Bremischen Bürgerschaft vom Jahre 1904, S. 34.

76 Courier vom Montag, 8. Juni 1885.

Für solch einen Ansturm war die Radrennbahn nicht geschaffen. Die Bremer Presse rügte, dass die Aus- und Eingänge zu schmal waren und die innere Bahn eine Absperrung benötige, damit die Besucher nicht die Rennfahrer behindern könnten.⁷⁷

Mehrere Rennen wurden an diesem Tag veranstaltet, darunter eines für Knaben unter 15 Jahren. Auch ein Tricycle-Rennen stand auf dem Programm. Höhepunkt war ein Wettfahren auf einer Strecke von 10 000 Metern, d. h. jeder Teilnehmer musste zwanzig Runden auf der Rennbahn drehen. Der Sieger in diesem Rennen hieß Albert Rissmann aus Hannover. Er brauchte 21 Minuten und 37 1/5 Sekunden für die Strecke und erhielt als Preis ein silbernes Kaffeeservice im Wert von 265 Mark. Abends bei einem feierlichen Bankett wurden die Preise verteilt. Als Preise gab es u. a. eine Weckuhr und ein Opernglas im Etui für 52 Mark, ein »silbernes Liqueurservice mit 12 Gläsern und silbernem Theebrett« im Werte von 200 Mark oder ein Metallbarometer im Werte von 115 Mark.⁷⁸

Der oben schon erwähnte Richard Nagel erlebte dort am 30. Mai 1886 als Zuschauer ein Radrennen: »... Abends saßen wir knallrot gebrannt auf der Rennbahntribüne & sahen wie Garbe seinen Preis gewann. Schilling fuhr meinen »Xtraordinary«, war von mir genau instruiert, dass er seinen Gegner, also dem Vordersten dicht folgen sollte, ihn aber nicht überholen, in der letzten Runde, wenn der ausgepustet wäre, glatt vorbeifahren würde. Ich rechnete auf Sch.s Kräfte im letzten Spurt & er brachte es auch buchstäblich fertig & bedankte sich ungeheuer.«⁷⁹

Ihren größten Publikumsansturm erlebte die Radrennbahn jedoch nicht bei einem Radrennen, sondern als Buffalo Bill mit seiner Wild-West-Truppe im September 1890 dort auftrat. Sechs Tage lang dauerten die Gastspiele, von denen alle Bremer Zeitungen ausführlich berichteten.

In den kommenden Jahren erlahmte das Interesse des Publikums an Wettkämpfen mit Fahrrädern. Bald war der Bicycle-Club nicht mehr in der Lage, die Rennbahn zu finanzieren und musste sie abgeben. Eine Betreibergesellschaft wurde gegründet, die dann die dringend notwendigen Modernisierungen durchführte. Mehrmals mussten die Kurven erhöht werden und 1897, rechtzeitig zum Bundesfest baute man die Bahn zu einer reinen Lattenbahn um.

Kurz vor der Jahrhundertwende musste das Gelände an den Eigentümer, die Eisenbahn-Verwaltung zurückgegeben werden, welche die Rennbahn abreißen ließ, weil sie Platz für den Ausbau ihrer Anlagen benötigte.⁸⁰ Obwohl es danach mehrere Anläufe gab, wieder eine Radrennbahn zu errichten, dauerte es noch lange, bis dieser Wunsch in Erfüllung ging. Erst mit dem Bau der Stadthalle in den 1960er Jahren entstand in Bremen eine neue Rennbahn.

77 Ebd., 9. Juni 1885.

78 Ebd., 8. Juni 1885.

79 StAB 7,260–17 Richard Nagel, Ornithologie (wie Anm 11), S. 46.

80 Richard Tegtmeyer, Die Entwicklung des Sportes in Bremen, in: Deutscher Radfahrer-Bund e.V. (Hrsg.), Festschrift zum 25. Bundestag, Essen 1908, S. 18 f., und Meyer, Die Entwicklung (wie Anm. 1), S. 35 f., sowie StAB V.2.No.585. [2].



Auf der Rennbahn des Rad-
fahrer-Clubs an der
Schleifmühle

Heute! Heute! Heute!

Sonntag, den 14. Sept.:

Unwiederruflich letzte
Vorstellung.

3¹/₂ Uhr Nachmittags (Cassen-
öffnung 2 Uhr).

Buffalo Bill's Wild West

unter Leitung des Obersten W. F. Cody (Buffalo Bill), früher
Anführer der Pfadfinder der Vereinigten Staaten-Armee.

200 Indianer, Cowboys, Pfadfinder, Scharfschützen u. Reiter,
175 Ponys, Maulthiere, wilde Pferde und Büffel.

Auf Veranlassung des Ausstellungs-Comités wird die Gesellschaft
ihre Vorstellungen auf der

Rennbahn des Radfahrer-Clubs an der Schleifmühle
geben.

Zur Beachtung! Dies ist die Truppe, welche durch ihren großartigen
Erfolg in Newyork, London (Jubiläum der Königin), Paris (Ausstellungs-
jahr), Spanien, Italien (Rom), Wien, Dresden, München, Berlin und
Hamburg jetzt weltbekannt geworden ist.

Sitzplätze für 8000 Personen. Bedeckte Tribüne.

Preise der Plätze: 1, 2, 3 und 4 Mark.

Die Vorstellungen finden bei jeder Witterung statt.

NB. **Vorverkauf von Billets** im Cigarrenladen des Herrn M.
Niemeyer, Kaiser Wilhelm-Platz 3.

Abb. 8: Vorstellung der Buffalo Bill Wild-West-Show auf der Rennbahn des Radfahrer-Clubs. Anzeige im Bremer Courier vom 14. 9. 1890. (StAB)

Bei der Olympiade in Athen

Eine Disziplin des Radsports war das Reigenfahren, das heute kaum noch bekannt ist. Es gab Meisterschaften im Hoch- und im Niederradreigen. Bremen besaß damals eine der besten Reigenmannschaften Deutschlands. 1906, als Griechenland in Athen die Olympischen Spiele⁸¹ ausrichtete, hatte die Bremer Mannschaft die Gelegenheit, ihr Können vor großem Publikum vorzuführen. Als außerordentliche Teilnehmer traten sie in einer Zwischeneinlage zwischen den Wettkämpfen auf. Sie zeigten ihr ganzes Programm mit Hochradreigen, Niederrad-Duettfahren, Reigen auf dem Niederrad. Zum Abschluss gaben sie noch eine Pyramide zum Besten, bei der der Obermann eine deutsche und eine griechische Fahne schwenkte. Mit ihrer Vorführung ernteten sie stürmischen Applaus. Der griechische Kronprinz⁸², der als Schirmherr der Aufführung beiwohnte, lud daraufhin die Mannschaft zu einem Bierabend ein und das olympische Komitee bedankte sich mit einer kostbaren Vase bei den Bremer Sportlern.⁸³

Ausklang

Nach dem Ersten Weltkrieg ändert sich der Ton in den Akten. Der zwischenmenschliche Umgang ist rauer geworden, die Korrespondenz ist nicht mehr so wertschätzend. Auch auf der Straße prallen die Gegensätze härter aufeinander. Obwohl damals viel über »rüpelhafte« und »halbstarke« Radfahrer geklagt wurde, war mittlerweile ein anders Verkehrsmittel wichtiger geworden und diktierte im zunehmenden Maße die Verkehrspolitik: das Auto. Erst dieses neue Verkehrsmittel erzwang eine vollständige Anpassung aller an die Verkehrsordnung. Damit ging eine gnadenlose Disziplinierung der Verkehrsteilnehmer einher. Zuerst traf es die Fuhrleute. Es gab in den 1920er Jahren in Bremen intensive Diskussionen, wie man den Kutschern die Grundlagen des Straßenverkehrs beibringen könne. Eine reine Sisypusarbeit war es dann, durchzusetzen, dass ein Kutscher während der Fahrt nicht schlafen und rechts fahren solle.⁸⁴

Doch damit haben wir schon den zeitlichen Rahmen unserer Betrachtung überschritten, die mit dem Ersten Weltkrieg enden soll.

81 Die Spiele werden heute als Olympische Zwischenspiele bezeichnet, da sie außerhalb des offiziellen Zyklus' stehen. Sie stellten den Versuch Griechenlands dar, die Olympischen Spiele dauerhaft in Athen zu etablieren.

82 Kronprinz Konstantin, der spätere König Konstantin I. von Griechenland (1868–1923), studierte in Heidelberg und Leipzig und war Mitglied einer Studentenverbindung.

83 H. W. Senske, Reigen zu Rad, in: Der Schlüssel. Bremer Beiträge zur Kultur und Wirtschaft, Heft 2, Jg. 1936, S. 31–34.

84 StAB 4,14/1–VIII.C.3.f.c. [3]



Abb. 9: In der Linienstraße in Bremen hat sich die Radwegpflasterung in der Straßenmitte erhalten. Der Radweg gehört zu den nachweislich ältesten Deutschlands. Foto: Verf. 2015.

Resümee

Trotz all dieser hier erwähnten Ereignisse war das Radfahren in dem hier behandelten Zeitraum kein wirklich wichtiges Thema. Weder in der Bremer Gesellschaft noch in der Politik der Stadt nimmt es einen breiten Raum ein. Lediglich in den 1890er Jahren gewann es etwas an Bedeutung. Schifffahrt und Eisenbahn bestimmten vor dem Ersten Weltkrieg die Verkehrspolitik. Der Einbruch der Moderne wurde leidenschaftlich im Bereich der Kunst diskutiert – man denke hier nur an die Auseinandersetzung zwischen Arthur Fitger und Gustav Pauli.

Auch scheinen aus heutiger Sicht die Vorzüge, die Bremen seinen Radfahrern gewährte, eher marginal. Sie durften die Fußwege befahren, und es wurden Radwege angelegt. Erst der Vergleich mit anderen Städten zeigt, dass dies damals etwas Besonderes war. Die Stadt Köln z. B. erließ wie die Stadt Bremen 1869 eine Polizeiverordnung. Im Unterschied zu Bremen wurde darin das Reiten auf Velocipeden auf allen öffentlichen Straßen und Plätzen der Stadt vollständig verboten. »Hierdurch wurde das Radfahren in Köln ganz unmöglich, und jeder Kölner Bürger, der in die Umgebung von Köln fahren wollte, musste zunächst das Rad aus dem Weichbilde der Stadt hinaus schaffen und konnte erst draußen das Rad benutzen. Diese Polizeiordnung wurde in Köln bis zum Beginn des Jahres 1894 auch wirklich gehandhabt. In Köln wurde ein Radfahrer bestraft, welcher am 25. April 1893 die Brückenstrasse zu Köln mit einem Zweirade befahren hatte.«⁸⁵

Erst eine Gegenüberstellung Bremens mit anderen Städten zeigt, warum die Stadt einen wichtigen Platz innerhalb einer nationalen Fahrradgeschichte einnimmt. Es ist in der Einleitung schon angeklungen, dass Bremen seine alte Bedeutung wieder gewinnen konnte. Das war 1979, als hier der Allgemeine Deutsche Fahrrad Club (ADFC) gegründet wurde. 1897, gut achtzig Jahre zuvor, hieß es auf dem Bundestreffen vor den Vertretern vieler deutscher Städte:

»Wohl in keiner Stadt Deutschlands sind die Radfahrer so human behandelt worden, wie hier in Bremen.«⁸⁶

85 Schumacher, Das Recht (wie Anm. 59), S. 479.

86 Meyer, Die Entwicklung (wie Anm. 1), S. 37.

Der Erste Weltkrieg und die evangelische Kirche in Bremen

Von Andrea Hauser

Neun Monate nach Beginn des Ersten Weltkrieges, im April 1915, startete der Deutsche Evangelische Kirchenausschuss (DEK) in Berlin eine Umfrage an die einzelnen Landeskirchen, um festzustellen, »was die deutsche evangelische Kirche in diesem gewaltigsten deutschen Kriege, den die Geschichte kennt, aus Anlaß des Krieges auf unmittelbar kirchlichem, caritativem und humanitärem Gebiet im Dienst des Vaterlandes geleistet hat«.¹ Die geplante Denkschrift über die Rolle der Evangelischen Kirche in Deutschland sollte ein »machtvolleres Zeugnis für die in der Kirche pulsierenden Lebenskräfte darstellen« und zeigen, »daß die evangelische Kirche mitten im Leben der Gegenwart steht und an den großen Fragen und Ereignissen der Zeit unmittelbar und tatkräftig beteiligt ist.«²

Die »Senatskommission für kirchliche Angelegenheiten«, die in Bremen die Oberaufsicht u. a. über die Evangelische Kirche innehatte, belegte bereits einen Monat später in ihrer Antwort an den DEK eine »rührige Tätigkeit« der evangelischen Gemeinden in Stadt und Land sowie in den Hafenstädten Bremerhaven und Vegesack. Sie verwies dabei auf die große, durch den Krieg hervorgerufene Wende in der bremischen Kirche: In Friedenszeiten seien die Gemeinden »zum Teil durch ausserordentlich scharfe theologische und kirchenpolitische Differenzen von einander getrennt« gewesen und hätten »wenig Gemeinsames miteinander« und »auch nur wenig Fühlung mit dem öffentlichen Leben« gehabt. Nun aber stellten die Bremer Pastoren »ihre Kräfte willig und gern in den Dienst der Allgemeinheit ... und sind in den verschiedenen Zweigen der öffentlichen Liebestätigkeit zum Teil an leitender oder massgebender Stelle tätig.«³ Außerordentlich begrüßt wurde, dass die Kirchengemeinden ihre Kriegswohlfahrtspflege den »einheitlich und planmäßig« zusammengefassten Hilfs-Ausschüssen des Roten Kreuzes »ein- und untergeordnet« hätten.⁴

1 StAB 3-K.1. a. Nr. 353, Besondere Betätigung der Kirche aus Anlass des Krieges 12. 4. 1915 – 23. 9. 1915, 20. 4. 1915.

2 Ebd.

3 Ebd.

4 Zu diesem spezifischen Bremer Modell der Kriegswohlfahrtspflege siehe neuerdings Larena Schäfer, Bremer Liebesgaben für die Front, in: Eva Schöck-Quinteros et. al. (Hrsg.), Eine Stadt im Krieg (Aus den Akten auf die Bühne, Bd. 6.1), Bremen 1914 bis 1918, S. 87–126, auch dies., Die Kirche unterstützt den Krieg, in: Andrea Hauser, »Mit Gott allzeit bereit!«. Der Erste Weltkrieg und die bremische Evangelische Kirche; Begleitheft zur Ausstellung, hrsg. v. d. Bremischen Evangelischen Kirche, Bremen 2014, S. 13.

Diese Einheit über alle sozialen und geistigen Gegensätze hinweg sei »ein Vorzug dieser ernsten und grossen Zeit«. ⁵

Am Vorabend des Ersten Weltkriegs – »Versuchsgarten der absoluten Lehrfreiheit«

Bis zu diesem Zeitpunkt war die bremische evangelische Kirche tief gespalten. ⁶ Das »Mit-, Neben- und Gegeneinander positiver, liberaler und radikaler Pastoren und Gemeinden« galt überregional als »besondere Eigenart Bremens«. ⁷ Es war der besonderen Kirchenverfassung in Bremen geschuldet. Seit der Reformation übte der Staat zwar die Aufsicht über die Kirche aus, doch beschränkte er sich dabei auf das äußere Kirchenwesen und die innere Leitungsgewalt. Die geistliche Leitung lag bei den selbständigen Kirchengemeinden, die damit über eine Glaubens-, Gewissens- und Lehrfreiheit verfügten. ⁸

In diesem »Versuchsgarten der absoluten Lehrfreiheit« ⁹ dominierten auch in Bremen die nationalkonservativen und deutschnationalen Pastoren. ¹⁰ Sie verstanden die seit der deutschen Reichsgründung 1871 religiös überhöhte Nation als eine von Gott gewollte Ordnung, mit der staatliche und religiöse Gegensätze überwunden werden könnten. ¹¹ Innerhalb dieser Gruppe war das nationalliberale Milieu mit seinen kulturprotestantischen Ansichten stark vertreten. Es verstand sich als geistig-moralische Elite und Stütze des Staates, basierend auf einer vernunftgeleiteten, rationalen und individualisierten Theologie, die den traditionellen protestantischen Dogmenglauben ablehnte. ¹² Seit den 1870er Jahren war die 1865 gegründete Bremer Sektion des Deutschen Protestantenvereins eine Hochburg des Kulturprotestantismus und beanspruchte gegenüber der protestantischen Orthodoxie eine kulturelle Leitfunktion. ¹³

5 StAB 3-K.1. a. Nr. 353 (wie Anm. 1).

6 Siehe dazu Marcus Meyer, Bremer Pastoren und die Demokratie von Weimar, in: Tilmann Hannemann (Hrsg.), Bremer Religionsgeschichten: Kontinuitäten und Wandel zwischen Religion und Gesellschaft, Bremen 2012, S. 137–152; zur Religion und Politik im Kaiserreich, S. 138–140.

7 Ortwin Rudloff, Vorwort, in: Hospitium Ecclesiae Bd. 16, Positiv – Liberal – Radikal, Bremer Predigten um 1900, Bremen 1989, S. 7.

8 Siehe dazu Sucht der Stadt bestes ... Verfassung der Bremischen Evangelischen Kirche 1920–1995, Schriftenreihe des Ausbildungsreferats der BEK 3/1995, hrsg. von Klaus Dirschauer, Bremen 1995, bes. S. 17 f., S. 22–36 (Christoph Link).

9 Karl Büttner, Die evangelische Kirche im Staate Bremen, in: Ernst Rolffs, Das kirchliche Leben der evangelischen Kirchen in Niedersachsen (Evangelische Kirchenkunde, 6, XXII), Tübingen 1917, S. 396–450, hier S. 416.

10 Huber postuliert, dass 80 % der evangelischen Pfarrer in Deutschland in der Vorkriegszeit konservativ-national eingestellt waren. Wolfgang Huber [Hrsg.], Historische Beiträge zur Friedensforschung (Studien zur Friedensforschung, 4). Stuttgart, München 1970, S. 139.

11 Meyer (wie Anm. 6), S. 138.

12 Ebd.

13 Ebd., S. 139.

Bei den im »Evangelischen Verein« und der »Montagsgesellschaft« organisierten »Positiven« stand eine religiöse Innerlichkeit vor einer politischen Teilhabe. Sie »sahen das Reich als stabiles Gerüst, innerhalb dessen sich ihre theologischen Vorstellungen etablieren ließen.«¹⁴ Bei den so genannten Radikalen, der theologischen Linken, sammelten sich Querdenker und Freigeister aus ganz Deutschland, die in anderen Landeskirchen mit ihren pazifistischen, freidenkerischen und sozialistischen Ideen keine Heimat fanden. Sie verbanden das sozialistische Urchristentum mit einem theologischen Radikalismus. Hier verwirklichte sich der seit der Reformation für Glaubensflüchtlinge geltende Wahlspruch der bremischen evangelischen Kirche »Hospitium ecclesiae«, die »Herberge der Kirche« zu sein.

Macht- und Deutungsverlust von Kirche und Religion

Diese drei theologischen Fraktionen prägten am Vorabend des Ersten Weltkriegs die bremische evangelische Kirche. Die starken national- und kulturprotestantischen Positionen waren eine der Antworten auf den zunehmenden Macht- und Deutungsverlust von Kirche und Religion in der modernen Gesellschaft infolge einer zunehmenden Säkularisierung, die, hervorgerufen durch den naturwissenschaftlich-technischen Fortschritt, einen radikalen Wandel der Lebensverhältnisse bedeutete. So hatte in der Vorkriegszeit das aktive Kirchenleben drastisch abgenommen. Bremen wies die niedrigste Kommunikantenziffer (Zahl der Abendmahlsbesucher und -besucherinnen) »im ganzen evangelischen Deutschland« auf.¹⁵ Immer mehr Bürgerinnen und Bürger nahmen nicht mehr am aktiven kirchlichen Leben teil. Die erstarkende Sozialdemokratie griff die Kirche als Hemmnis des gesellschaftlichen Fortschritts an und propagierte sowohl den Kirchenaustritt wie auch die Jugendweihe als Alternative zur Konfirmation.¹⁶

Auch machten sich innerkirchlich verschiedene Reformforderungen laut, angefangen von der Diskussion über eine notwendige Trennung von Kirche und Staat, über neue Formen des Religionsunterrichts, bis hin zu mehr Mitspracherecht für Frauen in den Gemeinden als Ausdruck der in dieser Zeit erstarkenden Frauenbewegung. Im Mai 1905 richteten 42 Bremer Frauen, darunter viele Pastorenfrauen, unterstützt durch über 500 Unterschriften vornehmlich von Frauen des bremischen Bürgertums eine Eingabe an den Senat »um Verleihung des kirchlichen Stimmrechts« und des aktiven und passiven Wahlrechts in der Kirche. Sie beriefen sich auf ihre gleichwertige Rolle in der religiösen Erziehung wie die Väter und betonten deshalb ihr Interesse an einer Mitsprache bei der Wahl des Geistlichen; sie sahen ihre mögliche Mitarbeit

14 Ebd., S. 138

15 Obwohl 95 % der bremischen Bevölkerung zur Evangelischen Kirche gehörten, nahmen 1910 nur 7 % am Abendmahl teil. Auch die religiösen Einsegnungen bei der Heirat und die Konfirmandenzahlen hatten stetig abgenommen. Siehe dazu Andreas Röpcke, *Bremische Kirchengeschichte im 19. und 20. Jahrhundert*, Bremen 1994, S. 164.

16 1913 war in Bremen ein Kirchenaustrittsgesetz in Planung, ebd., S. 169 f.

in der kirchlichen Gemeinschaft und Gemeindearbeit auf der Basis eines Bewusstseins der eigenen Verantwortlichkeit: »Wenn die Kirche der Frauenwelt volles Bürgerrecht gewährt, wird sie sich die Mitarbeit vieler Frauen sichern; die Betätigung derselben aber würde das kirchliche Interesse in weitesten Kreisen anregen. Es dürfte von einer solchen Erneuerung gewiss nur Gutes für die Kirche zu erhoffen sein.«¹⁷ Die Kirchengemeinden Hastedt, Martini und Remberti waren die ersten, die vor dem Ersten Weltkrieg das innerkirchliche Frauenstimmrecht einführten, viele andere lehnten dies ab.

Drohende Kriegsgefahr

Seit 1870/71 gab es zwar keinen größeren Krieg mehr, dennoch beherrschten internationale Spannungen die Öffentlichkeit. Die europäischen Staaten waren auf dem Höhepunkt ihrer Macht und strebten eine Ausweitung ihrer Kolonien als Rohstofflieferanten und Absatzgebiete an. Dieses »Imperialismusfieber« setzte den Rüstungswettlauf zwischen den Großmächten England und Deutschland frei. Zu Frankreich war die Beziehung durch das von Deutschland annektierte Elsass-Lothringen gespannt. Die Drohung eines bewaffneten Konflikts auf Weltebene wurde immer größer. Die 1892 gegründete Deutsche Friedensgesellschaft und andere Friedensorganisationen setzten sich von daher für eine Schlichtung internationaler Konflikte auf rechtlichem Wege durch Schiedsvermittlung ein. 1899, auf der ersten Internationalen Friedenskonferenz in Den Haag, ergriff der russische Zar die Initiative zur Gründung eines internationalen Gerichtshofes, allerdings mit wenigen Ergebnissen. Kirchen spielten hier kaum eine Rolle. Die großen Staatskirchen waren kirchenrechtlich an die politische Führung ihrer Länder gebunden. Die Zwei-Reiche-Lehre und die Lehre vom gerechten Krieg verhinderten theologisch eine Unterstützung der Friedensverbände. Die wenigen Ansätze der übernationalen Zusammenarbeit wurden von den deutschen Kirchen abgelehnt. Der Pazifismus fristete gerade in Deutschland, z.B. im Gegensatz zu Frankreich vor 1914, ein bloßes Schattendasein.¹⁸ »Pazifisten galten als lästige Störenfriede, Schwächlinge mit unpatriotischer Gesinnung, weltfremde Phantasten und naive Schwärmer [...]«¹⁹ 1910 gab es gerade einmal 83 Ortsgruppen der Deutschen Friedensgesellschaft (DFG).

Auf der zweiten Friedenskonferenz in Den Haag 1907 unternahm der britische Quäker und Pazifist Joseph Allen Baker (1852–1918) die Initiative, die Kirchen in Europa an den Friedensbemühungen zu beteiligen. In einem Memorandum forderten britische und amerikanische Christen, den Rüstungswettlauf zu beenden und einem grausamen Krieg zuvor zu kommen. Es wurde

17 StAB 2-T.1.kk., Bremen, im Mai 1905.

18 Karl Holl, Die deutsche Friedensbewegung im wilhelminischen Reich. Wirkung und Wirkungslosigkeit, in: Wolfgang Huber (Hrsg.), Kirche zwischen Krieg und Frieden: Studien zur Geschichte des deutschen Protestantismus, Stuttgart 1976, S. 321–372, hier S. 322. 1910 gab es in Deutschland 10000 organisierte Pazifisten, in Frankreich mindestens 100000. Ebd.

19 Ebd., S. 326.

von Kirchenführern aus der Schweiz, Österreich-Ungarn, Frankreich, den Niederlanden und Deutschland unterzeichnet. Von diesem Zeitpunkt an verbreitete sich zunehmend die Auffassung, dass Kirchen zum Weltfrieden beitragen und ihre moralische Autorität einsetzen können.²⁰ Albert Andreae De Neufville (1854–1940), ein deutscher Bankier und führendes Mitglied der Deutschen Friedensgesellschaft, sowie Allen Baker verabredeten in Den Haag, den britisch-deutschen Austausch der Kirchen zu fördern.²¹

Die in den Jahren 1908 von einzelnen evangelischen, freikirchlichen und katholischen Kirchenvertretern durchgeführte deutsch-britische Freundschaftsreise setzte erstmals ein starkes Zeichen für eine Ökumene. Ihr Ziel war es, »im Interesse des internationalen Friedens und der Freundschaft zwischen beiden Völkern – zu einer Annäherung und persönlichen Berührung zwischen den Gliedern deutscher und englischer christlicher Kirchen führen«.²² Ausgangspunkt der 1908 durchgeführten deutsch-britischen Friedensfahrt von 131 deutschen Kirchenvertretern, Professoren und Geistlichen nach Großbritannien war Bremen. In der gemeinsam verabschiedeten Resolution wurde die »Stammesgemeinschaft, durch die Verwandtschaft unserer Herrscher, durch unsere Geschichte, unsere lange Freundschaft, unsere gegenseitigen Verpflichtungen auf den Gebieten der Kunst, Litteratur [sic!] und Wissenschaft, vor allem aber durch unser gemeinsames Christentum« betont und als Ziel ein alsbaldiges »Kommen des Reiches des Friedens auf Erden und des Wohlwollens unter den Menschen« formuliert.²³ Den Gegenbesuch von 109 britischen Anglikanern, Freikirchlern und Katholiken in Deutschland ein Jahr später im Juni 1909 organisierte der Theologe und Pionier der Friedensbewegung Friedrich Siegmund-Schulze (1885–1969). Der Abschluss dieses Gegenbesuches, der in die Zeit der »Flottenkrise« fiel, ausgelöst durch die deutsche Aufrüstung der Marine, fand wiederum in Bremen statt, mit einer gut besuchten Feier im Dom und einem Senatsempfang im Gesellschaftshaus des Vereins »Museum«.²⁴

In den aus den »Friedensfahrten« heraus gegründeten »Kirchlichen Komitees zur Pflege freundschaftlicher Beziehungen zwischen Großbritannien und Deutschland« sowohl in England als auch in Deutschland²⁵ entstand die

20 Siehe dazu Harmjan Dam, *Der Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen 1914–1948: eine ökumenische Friedensorganisation*. Hrsg. v. Konrad Raiser. Frankfurt am Main 2001, S. 19 f.

21 Ebd., S. 24.

22 StAB 3-K.1. a. Nr. 153. Auch mosaische Religionsvertreter und Vertreter von »Sekten« waren beteiligt.

23 *Der Friede und die Kirchen. Peace and the Churches. Zur Erinnerung an den Besuch in England abgestattet von Vertretern der Deutschen Christlichen Kirchen vom 26. Mai bis 3. Juni 1908. Einschliesslich des Besuchs in Schottland vom 3. bis 7. Juni 1908.* Warford und London (1909), S. 61.

24 StAB 3-K.1. a. Nr. 159, *Weser-Zeitung*, 18. Juni 1909 Bericht. Die englischen Gäste zeigten sich erstaunt über die Angst der Deutschen, von den Briten überfallen zu werden.

25 StAB 3-K.1. a. Nr. 183. Bremer Vertreter hierfür wurde Senator Carl Jasper Oelrichs (1844–1923), zuständig für kirchliche Angelegenheiten.

Idee zur Gründung eines »Weltbundes für Internationale Freundschaftsarbeit der Kirchen«. Seine konstituierende Versammlung am 3. und 4. August 1914 in Konstanz musste aber aufgrund des Kriegsbeginns abgebrochen werden.²⁶

Religiöser Patriotismus – der Kriegsbeginn

Mit Kriegsbeginn deckte auch in Bremen »die häufig leidenschaftliche Bereitschaft zur Verteidigung des Vaterlandes« die »tiefen innenpolitischen sozialen und mentalen Gegensätze ... schlagartig« zu.²⁷ Damit folgte man zumindest in den bürgerlichen Kreisen der Stadt der propagandistischen Devise Kaiser Wilhelms II., dass er keine Parteien mehr kenne, nur noch Deutsche. Übrigens eine Erklärung, die von dem liberalen Theologen und Kirchenhistoriker an der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität, Adolf von Harnack (1851–1930), entworfen worden war.

Die große Mehrheit der Pfarrer und Theologen identifizierte sich spontan nicht nur mit dem Staat, sondern auch mit der Nation als solcher und war erfasst vom euphorischen Bewusstsein, dem »Geist des August 1914«. Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges schien zu verheißen, dass die »christliche Botschaft gleichsam auf dem Rücken der nationalen Gesinnung zu neuer Geltung« kommen könnte.²⁸ Man erhoffte sich durch den Krieg einen Anstoß zur Entwicklung des Ideals einer »Volkskirche«, basierend auf den traditionellen christlichen Kulturwerten, und damit eine Kehrtwende weg von der seit der Industrialisierung als Problem erfahrenen zunehmenden Bedeutungslosigkeit.

Im Fahrwasser der Ideen von 1914 entwickelte sich ein religiöser Patriotismus, der die Verteidigung des Vaterlandes als Weltmachtaufgabe Deutschlands ansah und den Krieg zum »Heiligen Krieg« erklärte.²⁹ Der von Kaiser Wilhelm II. angeordnete außerordentliche Betttag am 5. August 1914 »aus Anlaß des Krieges gegen Rußland, Frankreich und England«,³⁰ der auch in Bremen mit zweistündigem Glockengeläut begangen wurde, rechtfertigte den Krieg als Notwehr. Seit Beginn des 19. Jahrhunderts waren solche Buß- und

26 Siehe dazu Karl-Heinz Voigt, Von der ökumenischen Friedensfahrt 1908 zur Bildung des ACK 1948: Stationen des außergewöhnlichen ökumenischen Prozesses in Deutschland, in: Ökumenische Rundschau 2009, S. 235–250; Dam (wie Anm. 20). Siehe auch Jean-Marie Mayeur, Erster und Zweiter Weltkrieg: Demokratien und totalitäre Systeme. Freiburg im Breisgau 1992, S. 329. Zur Ökumene allgemein siehe Karl-Heinz Voigt, Ökumene in Deutschland. Internationale Einflüsse und Netzbildung – Anfänge 1848–1945. Göttingen 2014.

27 Martin Greschat, Der Erste Weltkrieg und die Christenheit. Ein globaler Überblick, Stuttgart 2014, S. 16.

28 Wolfgang Mommsen, Der Erste Weltkrieg: Anfang vom Ende des bürgerlichen Zeitalters. Frankfurt am Main 2004, S. 168.

29 Günter Brakelmann, Kriegsprotestantismus 1870/71 und 1914–1918. Einige Anmerkungen, in: Manfred Gailus, Nationalprotestantische Mentalitäten: Konturen, Entwicklungslinien und Umbrüche eines Weltbildes, Göttingen 2005, S. 103–114, hier S. 105.

30 StAB 3-K.1. a. Nr. 337.

Verordnung

betreffend die Feier eines außerordentlichen Bettages.

Vom 5. August 1914.

Unser Vaterland steht im Beginn eines Kampfes, den es zur Abwehr mächtiger Feinde, die ihm den lange gewährten Frieden nicht lassen wollen, um seine höchsten Güter, um Freiheit und Ehre, unter Aufbietung seiner äußersten Kräfte führen muß. In dem Bewußtsein, daß es seinerseits den Frieden gewollt hat, darf es den Ausgang des Kampfes Gott anheimstellen. Damit die Bürger und Einwohner unseres Staates ihre Gedanken zu Gott erheben und seinen Beistand anrufen, verordnet der Senat, dem für Preußen gegebenen Beispiele Seiner Majestät des Kaisers folgend, einen

außerordentlichen allgemeinen Bettag,

der am

Mittwoch, den 5. August

im Bremischen Staatsgebiete zu begehen ist.

An diesem Tage wird abends um 8 Uhr in allen Kirchen der Stadt Bremen, des Landgebiets und der Hafenstädte Gottesdienst mit Predigt stattfinden.

In den Stunden von 12 bis 1 Uhr mittags und 6 bis 7 Uhr abends wird mit allen Kirchenglocken geläutet.

Die einzelnen Gemeinden fordert der Senat auf, die Becken an diesem Tage zum Besten der Pflege der Verwundeten und Kranken und der Hilfe für Angehörige der im Felde stehenden aufzustellen.

Beschlossen Bremen, in der Versammlung des Senats am 4. und bekannt gemacht am 5. August 1914.

Karl Schömann, Bremen

Abb. 1: Verordnung eines außerordentlichen allgemeinen Bettages (Erlass vom 2. 8. 1914). (StAB 9,P)

Bettage in Notzeiten von der Regierung anberaumt worden und dienten seitdem der Instrumentalisierung der Religion durch politische Ziele. Kaiser Wilhelm suggerierte in seinem Erlass vom 2. August eine tiefe Religiosität und rief das Volk auf, »in gemeinsamer Andacht sich zu vereinigen« und Gott anzurufen, »daß er mit uns sei und unsre Waffen segne.«³¹ Am 5. August 1914 fanden in Bremen »in allen Gemeinden und allen Gotteshäusern Gottesdienste zum Teil mit Abendmahlfeiern statt. [...] Alle Gottesdienste waren stark besucht und auch die Abendmahlsfeiern fanden regen Zuspruch.«³² Es schien so, dass der Krieg zu einer »Rückeroberung der Seelen«³³ beitrage.

Dieser außerordentliche Bettag war der Auftakt einer Vielzahl von Gottesdiensten, Betstunden, religiösen Feierlichkeiten und Veranstaltungen. Die Abschieds- und Verteidigungsgottesdienste des Bremer Regiments Nr. 75 im

31 Ebd.

32 StAB 3-K.1. a. Nr. 353, Übersicht über die besondere Betätigung der Kirche aus Anlaß des Krieges, S. 2.

33 Kurt Meier, Evangelische Kirche und Erster Weltkrieg, in: Wolfgang Michalka (Hrsg.), Der Erste Weltkrieg. Wirkung, Wahrnehmung, Analyse, München, Zürich 1994, S. 691–724, hier S. 708.

Dom ab dem 6. August 1914³⁴ gehörten zu den Pflichten des Garnisonsgeistlichen Pastor Reinhard Groscurth (1866–1949)³⁵ und fanden in der Regel in der Garnionskirche Unser Lieben Frauen (ULF), der Bürgerkirche, die Verabschiedung des Regiments und größere Feiern jedoch im Petri Dom, der Senatskirche, statt.³⁶ Gesonderte Abschiedsgottesdienste gab es in Michaelis, den Landgemeinden, in der Gemeinde Gröpelingen für dort einquartierte Truppen und in der Gemeinde Hastedt, wo »an jedem Abend in der ganzen ersten Kriegswoche Abendgottesdienste mit Abendmahlfeiern für die ins Feld ziehenden und ihre Angehörigen abgehalten« wurden.³⁷ In seiner Selbstbiografie »Aus der Schmiede des Glücks« aus dem Jahre 1924 erinnert sich der Domprediger Otto Hartwich (1861–1941)³⁸: »Es war herzerreißend, den mit Feldgrauen gefüllten Dom zu sehen, vor dessen unterem Altare die Regimentsfahne, von Offizieren mit gezogenem Degen flankiert, erhoben war, [...]. Nicht nur die Feldgrauen, sondern auch die Frauen der Verheirateten drängten zu den Altären, um noch einmal, bevor das fürchterliche Morden begann, mit Gott ins Reine gekommen zu sein.«³⁹ Die Zeitungen berichteten, dass die »ersten zwei Bataillone des Regiments Bremen« von großen Menschenmengen auf ihrem Weg von der Kaserne zum Dom begleitet wurden.⁴⁰

34 U. a. Abschiedsgottesdienste für das Infanterie-Regiment Bremen (6. 8. 1914), das Ersatzregiment Bremen (10. 8. 1914), das Landwehr-Infanterieregiment Bremen (13. 8. 1914). Eine Auflistung aller von Reinhard Groscurth gehaltenen Predigten findet sich in seinem Predigtnachlass, StAB 7, 223.

35 Siehe z. B. Reinhard Groscurth, Unseren 75ern; Kriegsreden im August 1914 von Garnionspfarrer Pastor prim. [Reinhard] Groscurth. Bremen 1914; Reinhard Groscurth, Abschiedsfeier für das Ersatzbataillon des Inf. Rgts. 75 1. und 2. Kompagnie in der Kirche Unser Lieben Frauen am Freitag, den 18. September 1914. Predigt von Garnionspfarrer Pastor prim. Groscurth. Bremen 1914. Zu Groscurth siehe Bremische Biographie. 1912–1962, Bremen 1969, S. 186 f. Er wurde 1902 an ULF berufen.

36 In Bremen war die Bürgerkirche ULF seit der Abtretung der Militärhoheit Bremens an Preußen 1867 zugleich Garnionskirche. Die Militärgemeinde unterstand dabei dem preußischen Militärkommando. Seit 1903 übte Pastor Reinhard Groscurth das Garnionspfarramt im Nebenamt aus, später unterstützt durch andere Pastoren. Siehe dazu Friedrich Prüser, Zur Geschichte der Kaserne am Neustadtswall, Bremen (ca. 1940). Zum Infanterieregiment Nr. 75 siehe Sebastian Willert, Das Infanterie-Regiment Nr. 75 und die Bremer Heimatfront, in: Schöck-Quinteros (wie Anm. 4), S. 47–86. Zur evangelischen Militärseelsorge im Ersten Weltkrieg Martin Schian, Die Arbeit der evangelischen Kirche im Felde. Berlin 1921.

37 StAB 3-K.1. a. Nr. 353 (wie Anm. 32), S. 3.

38 Zu Hartwich siehe Meyer (wie Anm. 6). Auch Peter Ulrich, Der Domprediger Otto Hartwich (1861–1948), in: Lars Uwe Scholl (Hrsg.), Regionale Herkunft (Jb. der Wittheit 2010/11), S. 212–230.

39 Otto Hartwich, Aus der Schmiede des Glücks: Zeitbild in Form einer Selbstbiographie. Bremen 1924, S. 240.

40 Holger Böning, Kriegsalltag in der Bremer Presse – einige Schlaglichter und Beobachtungen, in: Lars U. Scholl (Hrsg.), Bremen und der Erste Weltkrieg. Kriegsalltag in der Hansestadt (Jahrbuch der Wittheit zu Bremen 2012/2013), Bremen 2014, S. 50–98, hier S. 64.



Abb. 2: Abschiedsgottesdienst im Dom und Auszug des Infanterie-Regiments »Bremen« (1. Hanseatisches) Nr. 75 am 6. August 1914. (StAB 7,224 - 11)

Stolz berichtet der Senat in der Antwort auf die Umfrage des DEK 1915, dass an den »grossen Truppenabendmahlsfeiern in Unser Lieben Frauen und Dom« und den anderen Kirchen sich bis Ende 1914 7400 Kommunikanten beteiligt hatten.⁴¹ Schon bald fanden in den Bremer Gemeinden zahlreiche Kriegsbetstunden statt, in denen der Gefallenen gedacht und Trost für die Daheimgebliebenen ausgesprochen wurde.⁴² In den Grambker Gemeindemerkmalen heisst es 1914 dazu: »[...] es wurde auch in unserer Kirche Sonntag für Sonntag der für uns Kämpfenden gedacht; [...]. Waren Gemeindemitglieder gefallen [...] wurden [...] besondere Gedächtnisfeiern abgehalten, [...]. Die Verleihung des Eisernen Kreuzes an eine Reihe von Gemeindemitgliedern

41 StAB 3-K.1. a. Nr. 353 (wie Anm. 32), S. 3.

42 Ebd. Kriegsbetstunden veranstalteten »in Bremen die Liebfrauenkirche wöchentlich einmal in der Kirche und einmal in der Aula des Vietorschen Lyceum, die St. Stephanuskirche [...] in ihren vier gottesdienstlichen Stätten; [die] St. Pauluskirche [...], die Friedenskirche, die Jakobkirche und die Gröpelinger Kirche haben einmal wöchentlich solche Betstunden abgehalten.«

wurde ebenfalls von der Kanzel aus mitgeteilt, weil solche Ehrung ihrer Söhne auch eine Ehre für die ganze Gemeinde ist.«⁴³ Wurde in den Landgemeinden das Gedächtnis der Gefallenen in den Sonntagsgottesdiensten gehrt, zum Teil auch durch Trauergeläut, so in den Stadtgemeinden besonders am Totensonntag und an Sylvester.⁴⁴ Nicht nur auf dem Lande waren Kirchen zentrale Informationsstellen für die Kriegssereignisse. Michaelis veranstaltete »besondere Gemeindeversammlungen mit Vorträgen über die Kriegsarbeit«, in den meisten Kirchen »machten es sich die Prediger zur Aufgabe, der Kriegssereignisse, der Kriegsnot und auch der Kriegshilfe in geeigneter Weise zu gedenken.«⁴⁵

Zeugnis der engen Verbindung von Kirche und Politik im Ersten Weltkrieg geben die in den Kirchen durchgeführten Siegesfeiern. So feierte die »Liebfrauen-gemeinde [...] unter grosser Beteiligung seit Beginn des Krieges die grösseren Siege durch Siegesfeiern von 12–1 Uhr mittags in ihrer Kirche.«⁴⁶ Die Presse berichtete am 22. August, dass »400 Bremer in der Liebfrauenkirche« ihren »Siegesjubiläum« darbrachten.⁴⁷ Wenige Wochen nach der Mobil-machung hatte der Verein zur Verbreitung kleiner christlicher Schriften einen »Anhang zum Bremischen Gesangbuch für die Kriegszeit nebst Beigabe einiger vaterländischer Lieder ausserhalb des Gottesdienstes« gedruckt und in 12.000 Exemplaren verteilt.⁴⁸ Er war unterteilt in »Geistliches« mit den Abteilungen Beten, Loben, Danken; Scheiden und Meiden; Gottvertrauen; und »Weltliches« mit den Abteilungen Vaterland, Tod und Ewigkeit, Friede, Vater-ländische Lieder. So wurden in ULF in der mittäglichen Kriegsgebetsstunde nach einem »festlichem Orgelspiel« daraus »Kirchen- und Volkslieder gesun-gen«. Eine »kurze Ansprache eines der beiden Gemeindepastoren gab dann den Gefühlen des Dankes und der Freude Ausdruck. Die Feiern schlossen gewöhnlich wieder mit allgemeinen Gesängen und Orgelspiel, und die an den Türen aufgestellten Becken konnten jedes Mal grössere Summen als Dankopfer aufnehmen.«⁴⁹

Kriegsgedenkfeiern – »bremische Opfertage«

So waren die Gotteshäuser wieder gefüllt und die bremische evangelische Kirche spielte in der Öffentlichkeit eine entscheidende Rolle. Willig ließen sich die Gemeinden in die Kriegspropaganda, die Proklamation des Siegeswillens und in die Appelle zur Opferbereitschaft der Bevölkerung einbinden. Symptomatisch stehen hierfür die während der ganzen Kriegszeit hindurch,

43 Grambker Gemeindebericht. Rückblick auf das Jahr 1914. Bremen 1915, S. 10.

44 StAB 3-K.1. a. Nr. 353 (wie Anm. 32), S. 3

45 Ebd., S. 5.

46 Ebd., S. 4.

47 Böning (wie Anm. 40), S. 64.

48 StAB 3-K.1. a. Nr. 353, (wie Anm. 32), S. 5. Bearbeitet durch die Hand der Pastoren Büttner und D. Zauleck. Er war sofort vergriffen. Ein Original findet sich in StAB T.4. a.1.g.4.

49 Ebd.

jeweils Anfang August in vielen Bremer Gemeinden durchgeführten Gedenkfeiern an den Kriegsbeginn und die Bremer Mobilmachung am 2. August, die erstmals 1915 als »bremischer Opfertag« begangen wurden. Der Zentrale Hilfsausschuß des Roten Kreuzes rief in der Bremer Presse⁵⁰ dazu auf, dass »jeder an diesem Tage seinen Verhältnissen entsprechend Opfer« bringe, sprich »sein Scherflein« in die Kollektendecken werfe.⁵¹ Erstmals in einem Krieg wurde in diesem Ausmaß die »Heimatfront« mobilisiert und in das Kriegsgeschehen finanziell und praktisch eingespannt. Die enge Verbundenheit der »Heimatfront« mit den kämpfenden Soldaten sollte durch den persönlichen Verzicht, durch die Gabe von Opfern und durch eigenes Opfern im ehrenamtlichen Einsatz für den Krieg demonstriert werden. In seiner patriotischen Predigt benannte Pastor Büttner in einem Gedenkgottesdienst zugunsten der Verwundeten in ULF diese enge Verbindung: »Ihr, die Verwundeten, habt geblutet für das neue größere Deutschland, wo das ganze Volk vereint ist, auf dem Boden, auf dem unser Volksglück gedeihen kann, [...]«.⁵² Religiöse Tugenden wie die »des Opfers, der Selbstverleugnung, der Geduld, der Nächstenliebe« gingen »müheles in die Imperative des Durchhaltens über; Nächstenliebe bedeutete Solidarität an der Heimatfront. Das Christentum erhöhte den Patriotismus, die Nation war eine heilige Gemeinschaft, das weltliche Medium der Erlösung.«⁵³

Laut Pressenachrichten blieben die Besucherzahlen der Gedenkfeiern in den folgenden Jahren gleich hoch. 1916 hatte die Gedenkfeier in ULF »aus der Stadt einen solch zahlreichen Besuch, dass sämtliche Gänge zwischen den Bankreihen mit Andächtigen gefüllt waren, die dichtgedrängt der Feier stehend beiwohnten. Vielen konnte wegen der Überfüllung kein Einlass mehr gewährt werden.«⁵⁴ Ein Jahr später, im Jahr des 400. Reformationsjubiläums, rief Pastor Uhlig in der Remberti-Kirche »zum Selbstvertrauen und zur unerschütterlichen Zuversicht« auf. Zum Ausklang erklang »das Lied ›Deutschland, Deutschland über alles‹«. Über das Durchhalten »in starker Selbstverleugnung und nimmermüder Opferwilligkeit« predigte im gleichen Jahr Pastor Groscurth anlässlich der Anbringung von Gedächtnistafeln im Turmanbau von ULF mit den »Namen von 142 Gefallenen der Liebfrauen- und Garnisonsgemeinde« und der Inschrift »Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben«.⁵⁵

Kirchen wurden im Ersten Weltkrieg zum bevorzugten Ort der »Ehrung der Gefallenen«. Schon während des Krieges richteten Gemeinden Gedächtnisstätten ein, um den Angehörigen einen Ort zu geben, an dem sie der weit

50 Die Presse unterlag durchaus der Zensur, siehe dazu den grundlegenden Artikel von Holger Böning (wie Anm. 40). Dennoch gehört sie »zu den wenigen aussagekräftigen Quellen für den Kriegsalltag«, ebd., S. 52.

51 Bremer Nachrichten (BN), 31. 7. 1915.

52 BN, 3. 8. 1915, S. 10 »Eine Kriegsgedenkstunde für die Verwundeten«.

53 Roger Chickering: Freiburg im Ersten Weltkrieg: totaler Krieg und städtischer Alltag 1914–1918. Paderborn u. a. 2009, S. 464 f.

54 BN, 4. 8. 1916, S. 9.

55 StAB 7, 223, Nachlass Reinhard Groscurth, Karton 5.

entfernt und häufig nicht ordentlich bestatteten gefallenen Familienmitglieder gedenken konnten.⁵⁶

Trotz der gestiegenen Gefallenenzahlen vermittelte Pastor Bode zeitgleich in Ansgarii mit »kernigen Worten« Siegeszuversicht und behauptete, dass »wir an der Schwelle des neuen Kriegsjahres weit besser dastehen als vor einem Jahre«.⁵⁷ In Martini wurde eine Gedenkfeier zur »Linderung der Kriegsnot« veranstaltet.⁵⁸ Kurz vor Kriegsende, 1918, hielten dann nur noch drei Gemeinden einen Gedenkgottesdienst ab.⁵⁹

Die Kriegsgedenkfeiern in Bremen sind ein Beleg für die große Unterstützung vieler evangelischer Kirchengemeinden der »Kriegsanstrengungen des deutschen Reiches vom August 1914 bis zum bitteren Ende im November 1918«, und sie zeigen die kriegstragende Rolle der »Heimatfront«.⁶⁰ Verbindendes Element zwischen dieser und der Front war das »Opfern«.

Kriegstheologie – die Kanzeln als nationalreligiöse Verstärker

Die anlässlich dieses eigens eingerichteten und kirchlich begangenen Gedenktages geäußerten Haltungen gegenüber dem Krieg vermitteln beispielhaft die in Bremen vertretene Kriegstheologie. Die meisten Kanzeln wurden zu nationalreligiösen Verstärkern der offiziellen Kriegspropaganda. Sie stärkten und erhielten die Kriegsbereitschaft trotz der schon bald eintretenden Ernüchterung in der Bevölkerung angesichts der zahlreichen Gefallenen und Verwundeten. Sie rechtfertigten die Kriegspolitik der Reichsregierung.⁶¹

Unmittelbar nach Kriegsbeginn wurde in den Bremer Predigten die Meinung vertreten, dass der Krieg Deutschland aufgezwungen wurde und man ihn aus Gerechtigkeitsgründen und zum Erhalt menschheitlicher Ideale und Kulturgüter unterstützen müsse. Die Prediger zielten darauf ab, den Krieg »trotz seiner zu erwartenden Leiden als religiöse Aufgabe anzunehmen und ihn im Bewusstsein eines gerechten Krieges zu führen.«⁶² »Mit Gott dem Herrn zum Krieg« wurde zu einem gemeinschaftsstiftenden Credo, Luthers »Ein feste Burg« zum Nationallied.

In den zahlreich zur Propaganda und Stärkung des Durchhaltewillens veröffentlichten Kriegspredigten,⁶³ mit denen die Pastoren ihre vaterländische

56 Z.B. Arsten, in Oberneuland politische und kirchliche Gemeinde gemeinsam. Die Einrichtung eines Ehrenfriedhofes in Walle war staatliche Aufgabe.

57 BN, 3. 8. 1917, S. 9.

58 BN, 2. 8. 1917, S. 9.

59 BN, 29. 7. 1918 und 30. 7. 1918: Stephani, Remberti, Wilhadi.

60 Mommsen (wie Anm. 28), S. 168.

61 Brakelmann (wie Anm. 29) S. 110.

62 Ebd., S. 106.

63 Siehe dazu allgemein Wilhelm Pressel, Die Kriegspredigt 1914–1918 in der evangelischen Kirche Deutschlands. Göttingen 1967. Eine Auswahl an veröffentlichten Bremer Kriegspredigten: Siegfried Balke, Kameradschaft. Vaterland – heilig Land; zwei Predigten aus dem Kriegs Jahr 1915, Bremen 1915; Julius Bode, Heiliges Vaterland! 5 Kriegspredigten, Bremen 1914; ders., Vom Deutschtum: Neue Kriegspredigten, Bremen 1915; Reinhard Groscurth, Sonntag, 16. August. In: ders.,



Abb. 3: Ehrenkränze für die Gefallenen Vegesacks in der Vegesacker Kirche im Ersten Weltkrieg. Foto vermutlich Karl Stürken (1925) (Quelle: Thomas Bergerow)

Gesinnung demonstrierten, und die in der Heimat und im Feld verteilt wurden, findet sich ein Zusammenspiel von christlichen Glaubenssätzen, religiösen Empfindungen, nationaler Begeisterung und kulturellem Sendungsbewusstsein.⁶⁴ Vielfach wurde Gottes Geist nicht mehr an das Evangelium gebunden. So klagte der Schweizer Theologe Karl Barth, »dass in Deutschland ›Vaterlandsliebe, Kriegslust und christlicher Glaube in ein hoffnungsloses Durchein-

Unseren 75ern; Kriegsreden im August 1914, Bremen 1914; ders., Abschiedsfeier für das Ersatzbataillon des Inf. Rgts. 75 1. und 2. Kompanie in der Kirche Unser Lieben Frauen am Freitag, den 18. September 1914, Bremen 1914; Ludwig Jacobskötter, Gott beruft unser Volk zum Seher einer gesegneten Zukunft. Predigt nach dem Fall Antwerpens über 4. Mos., 24, 1–9, in: Bruno Doehring (Hrsg.), Ein feste Burg: Predigten und Reden aus eherner Zeit; zum Besten der Nationalstiftung für die Hinterbliebenen der im Kriege Gefallenen. Bd. 1 + 2, Berlin 1914 + 1915, Bd. 2, S. 382–39; ders., Sylvester 1914. Predigt gehalten im Dom am 31. 12. 1914, Bremen 1915; Karl König, Kriegspredigten. 3. und 4. Heft. Jena 1915; Oscar Mauritz, Predigt, Ostersonntag, d. 4. April 1915. Frühkirche Dom (unveröffentlichtes Manuskript); ders., Konfirmations-Feier im Dom 20. März 1917, Bremen 1917; Friedrich Steudel, Nach dem großen Sieg! Predigt, geh. am 23. August 1914. Bremen 1917; Ewald Uhlig, Die Seligpreisungen. Predigten, im Weltkrieg 1915 gehalten in der Rembertikirche zu Bremen. Leipzig 1916.

⁶⁴ Mommsen (wie Anm. 28), S. 170.

ander geraten« seien. [...] »Die absoluten Gedanken des Evangeliums werden einfach bis auf weiteres suspendiert und unterdessen wird eine germanische Kampftheologie in Kraft gesetzt, christlich verbrämt durch viel »Opfern« und dergleichen.«⁶⁵

Innerhalb dieser allgemeinen Tendenz eines emotionalen und religiös überhöhten Nationalismus gab es jedoch entsprechend auch der Fraktionierung der Pastorenschaft in der Vorkriegszeit feine Unterschiede. Es finden sich neben propagandistischen Äußerungen (z.B. Ludwig Jacobskötter, Dom; Julius Bode, Ansgarii; Karl König, Horn) und vaterländisch-nationalen Positionen (z.B. Reinhard Groscurth, ULF; Otto Hartwich, Dom) auch Pastorenstimmen, die den Krieg an sich weiterhin ablehnten, aber angesichts der nun vorhandenen Faktizität des Krieges eine Unterstützung nicht versagen wollten oder konnten (z.B. Emil Felden, Martini; Oscar Mauritz (1867–1958), Dom; Friedrich Steudel, Remberti).⁶⁶

Beispielhaft für diesen Spagat steht der Freigeist Emil Felden (1874–1959)⁶⁷ von Martini, der sich seit 1907 in Bremen in seiner Gemeindearbeit für die Durchsetzung der Gleichberechtigung von Frauen in der Gemeinde, eine Öffnung der Kirche gegenüber der sozialen Frage und die Jugendarbeit einsetzte. In seiner 1946/47 geschriebenen Autobiographie beteuerte er im Rückblick, dass er in seinen Predigten »niemals den Krieg irgendwie verherrlicht«, seine »Grausamkeit, seine Gottwidrigkeit, sein Wesen als Gegenteil der Menschlichkeit, seine Feindschaft gegen alles, was Kultur genannt werden kann«, geleugnet habe. Er habe als Ziel immer ein »Ende mit allen Kriegen, »nie wieder Krieg!« hingestellt.⁶⁸ In seiner Kriegsansprache unter dem Titel »Unsere Aufgabe und unser Glück«, die er in der von dem Chefredakteur der Weser-Zeitung Hans F. Helmolt herausgegebenen Anthologie »Für Zeit und Zukunft« 1915 veröffentlichte, in der auch Texte von Julius Bode und Karl König zu finden sind, rief er dagegen die Jugend zur »Mitarbeit an der Weltgeschichte« und zur Entwicklung der Menschheit auf.⁶⁹ Er konstatierte: »Ihr seid es, die die Aufgabe ausführt, wenn Ihr im Schützengraben liegt, wenn Ihr zum Sturme voranstürzt, wenn Ihr leidet, wenn Ihr Euer Blut vergießt, ja Euer Leben hergibt. Wahrlich, dann seid Ihr Mitarbeiter an dem großen Werke der Weltgeschichte.« Noch 1917 fordert er in seinen Sonntagsbetrachtungen in den Bremer Nachrichten »von seiner Gemeinde absolute Unterordnung gegenüber dem Kaiser und opferbereites Dulden, auch will er durch den Krieg die »Freiheit der Meere« für Deutschland erkämpfen.«⁷⁰

65 Zitiert nach ebd., S. 172.

66 Hans-Gerhard Klatt, Bremer Kriegstheologie 1914–1918, in: Hauser (wie Anm. 4), S. 12.

67 Zu Felden siehe Meyer (wie Anm. 6). Bremische Biographie (wie Anm. 35), S. 144 f.

68 Emil Felden: Autobiographisches 1907–1933. Unveröffentlichtes Manuskript im Landeskirchlichen Archiv Bremen. Ich danke Helmut Donat für die Zurverfügungstellung des Transkripts für die Zeit 1914–1918 bis zum Kriegsende.

69 Die Lese. Stuttgart 1915.

70 Böning (wie Anm. 40), S. 73. So muss Felden wohl erst in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg zum Pazifisten geworden sein. Seine Mitgliedschaft in der Zentralstelle Völkerrecht konnte nicht nachgewiesen werden. Siehe dazu Helmut

Ein »nationaler Gott«

So wie alle kriegsführenden Nationen Gott für sich in Anspruch nahmen,⁷¹ wurde aus einem Gott für alle auch in den Bremer Kriegspredigten ein Gott für Deutschland. »Gott hat unser Volk, selbst nach dem Urteil unserer Feinde, ausgerüstet vor allen übrigen Völkern, mit Gaben des Geistes, die uns hinausgehen heißen auf alle Gebiete von Kunst und Wissenschaft, Handel und Wandel [...],« predigte Pastor Groscurth am 30. August 1914.⁷² Mit dieser Postulierung eines nationalen Gottes, der die Kriegsführung der Deutschen legitimieren und unterstützen sollte, waren unweigerlich alte Feindbilder verbunden. So bezeichnete Groscurth beim »Abschiedsgottesdienst des Regiments Bremen im Dom am 6. August 1914 die Kriegsgegner Frankreich als den »alten Erbfeind«, Russland als den »rassefeindlichen fernen Osten« und England als »Neider und Hasser«.⁷³

Die Bremer Sozialpolitikerin und Feministin Auguste Kirchhoff,⁷⁴ die ihre politischen Impulse aus der Frauenbewegung und als Gemeindemitglied in Martini unter Pastor Albert Kalthoff, dem Mitbegründer der bremischen Ortsgruppe der Deutschen Friedensgesellschaft, erhielt, protestierte gegen die Propagierung eines nationalen Gottes. In ihrem Vortrag im Frauenstimmrechtsverein in Hamburg-Altona »Wir Daheimgebliebenen« am 7. Dezember 1914 kritisiert sie, dass selbst »das Christentum, die Religion der Liebe, des Friedens, des Duldens und der Barmherzigkeit [...] mobil gemacht«, und »Christus, [...] der Prediger des Nichtvergeltens, [...] von einem christlichen Volk als Führer wider ein anderes christliches Volk angerufen« werde.⁷⁵ In eine ähnliche Richtung argumentierte Oscar Mauritz vom Bremer Dom,⁷⁶ wenn er die Treue zu den Idealen der Menschlichkeit und die Treue zum »Gedanken, dass es neben heissester Vaterlandsliebe eine geistige Internationale gibt«, beschwört.⁷⁷

Donat: »Mit Gott dem Herrn zum Krieg«? Bremer Pastoren für den Frieden vom Kaiserreich bis zur Ära Adenauer, Bremen 1988, S. 8 f. und S. 59–92.

71 Greschat (wie Anm. 27), S. 10.

72 Groscurth, Unseren 75ern (wie Anm. 35), 30. 8. 1914, S. 41.

73 BN, 7. 8. 1914.

74 Zu Kirchhoff siehe Henriette Wottrich, Auguste Kirchhoff: eine Biographie, Bremen 1990; Hannelore Cyrus, Verena Steinecke, Ein Weib wie wir?! Auguste Kirchhoff (1867–1940); ein Leben für den Frieden und für die Rechte der Frauen, Bremen 1989.

75 Auguste Kirchhoff, Wir Daheimgebliebenen! Vortrag gehalten am 7. Dezember 1914 im Hamburg-Altonaer Verein für Frauenstimmrecht, Hamburg 1914, Original im Bestand StAB 7,30-122, Sammlung Wulff.

76 Zu Mauritz siehe Peter Ulrich, Der Domprediger Oskar Mauritz (1867–1958) – »Religion ist Seelenfeier«, in: Detlef Gerhard Gross, Pastoren in Bremen: Lebensbilder aus dem 19. und 20. Jahrhundert, (Schriftenreihe der Stiftung Bremer Dom e.V.), Bremen 2007, S. 111–122. Neuerdings zu seinem Konfirmationsunterricht im Ersten Weltkrieg Christoph Auffahrt, Religion im Ersten Weltkrieg – Zuspruch und Widerspruch, in: Schöck-Quinterus (wie Anm. 4), S. 146–160.

77 Landeskirchliche Bibliothek S 421 Nr. 15, Oscar Mauritz, Predigt im Dom zu Bremen, 16. 8. 1914.

Kriegsverherrlichung

Gegenüber diesen wenigen kritischen Stimmen findet sich in der Mehrheit der Bremer Kriegspredigten eine Verherrlichung des Krieges. Besonders tat sich hier der Domprediger Ludwig Jacobskötter (1883–1925) hervor.⁷⁸ Mit seinen im »Bremer Kirchenblatt« ab 16. August 1914 erschienenen »Tagebuchblättern[n] eines Daheimgebliebenen« und seinen ab Februar 1917 als Feldgeistlicher an der Front ebenda veröffentlichten »Briefe[n] von draußen« war er einer der stärksten kirchlichen Propagandisten für einen »Siegfrieden« in Bremen. Für ihn war der Kriegsbeginn ein Pfingsterlebnis. In seiner Predigt nach dem Fall Antwerpens am 10. Oktober 1914 heißt es: »Der Geist Gottes (kam) auf uns [...]. Es war wie ein neues Pfingsten, es geschah ein gewaltiges Brausen vom Himmel, und sie wurden alle voll des heiligen Geistes. Voll heiliger Begeisterung für die heilige Sache, voll heiliger Begeisterung für Gottes Sache.«⁷⁹ Auch Karl König von der Gemeinde Horn begrüßte die irrationale Begeisterung als Befreiung: »Wir haben ja im Moment des Krieges eine Wandlung in der Tiefe unserer Volksseele erlebt, wie sie kein Wort, kein Buch, keine Predigt jemals ermöglicht hätte. [...] Niemand fragte mehr, niemand grübelte mehr, niemand räsionierte [sic!] mehr, ein Wille wurden wir, ein Volk, eine Tat, ein Glaube!«⁸⁰ Einzig Friedrich Steudel von Remberti wagte hier ein kritisches Wort: »Wenn die Kriegsbegeisterung aus vielen von uns in gewissem Sinne andre Menschen gemacht hat [...] – wir wollen doch unter diesem Rausch der Stimmung uns nicht dazu hinreißen lassen, die Ideale wegzuworfen, die sonst unsre Leitsterne waren [...] fragen wir uns doch, ob nicht durch unsre so berechtigte Begeisterung, Siegesfreude und Genugtuung hie und da ein Ton des Rachegeistes hindurchklingt, der sich ethisch, menschlich und erst recht christlich nicht rechtfertigen lässt?«⁸¹

In den Kriegspredigten sind »Sakralisierungstendenzen des Politischen« in Formeln wie dem »heiligen Krieg« zu erkennen. Die Sache Gottes wurde mit der Sache der Nation unkritisch in Beziehung gesetzt oder gar gleichgesetzt. Aus der Kriegspropaganda wurde »die Übernahme von negativen Meinungschiffren über den Kriegsgegner« übernommen. »Bedeutungsvoll war der Kriegstheologie und Kriegspredigt der Läuterungs- und Bußgedanke

78 Zu Jacobskötter siehe Erich Pfalzgraf, Domprediger Ludwig Jacobskötter am 25. Februar 1883, am 13. Mai 1925 zum Gedächtnis. Bremen 1925. Neuerdings Elena Metag: »[...] jetzt wollen wir gewiss nichts über Frieden reden.« Der Erste Weltkrieg in den Tagebüchern des Bremer Pastors Ludwig Jacobskötter (unveröffentlichtes Manuskript im Rahmen des Projektes Aus den Akten auf die Bühne, Eine Stadt im Krieg). Ich danke Frau Metag, dass sie mir Einblick gewährte. Im Staatsarchiv Bremen befindet sich sein bisher nicht bearbeiteter privater Nachlass (StAB 7, 255).

79 Ludwig Jacobskötter, Gott beruft unser Volk zum Seher einer gesegneten Zukunft. Predigt nach dem Fall Antwerpens über 4. Mos., 24, 1–9, in: Bruno Doehring (Hrsg.), Ein feste Burg: Predigten und Reden aus eherner Zeit; zum Besten der Nationalstiftung für die Hinterbliebenen der im Kriege Gefallenen. Bd. 1 + 2, Berlin 1914 + 1915, Bd. 2, S. 382–392.

80 König (wie Anm. 63), Heft 4, S. 5, 29. 11. 1914.

81 Steudel (wie Anm. 63), ohne Seitenzahl, 23. 8. 1914.

(Katharsisfunktion des Krieges gegenüber religiös-sittlichen Schäden der unmittelbaren Vorkriegszeit)«. Sie vertrat, dass ein Patriotismus ohne Glauben und Buße« scheitern müsse.⁸²

Kriegs-, Glaubens- und Leidensgemeinschaften – das Gemeindeleben

Nicht nur die Theologie, auch das »kirchliche Handeln trat weithin in den Dienst religiös-patriotischer und sozialkaritativer Aufgaben während der Kriegsnot«. ⁸³ So hatten die Bremer Pastoren »ihre Kräfte willig und gern in den Dienst der Allgemeinheit gestellt und waren in den verschiedenen Zweigen der öffentlichen Liebestätigkeit zum Teil an leitender oder maßgebender Stelle tätig. Ebenso hatten auch die kirchlichen Vereine und die von den kirchlichen Kreisen gegründeten und unterhaltenen Anstalten sich ohne Weiteres den Hilfsausschüssen zur Verfügung gestellt und die Pflichten übernommen, die ihnen im Rahmen des Ganzen nach der Art ihrer Tätigkeit zukamen.« ⁸⁴

Eine Besonderheit Bremens war hier, dass nicht der durch den Bund deutscher Frauenvereine in Berlin initiierte Nationale Frauendienst die Kriegswohlfahrtspflege übernahm, ⁸⁵ sondern ein »Zentralhilfsausschuß« des Roten Kreuzes (ZHA), der wesentlich auf den karitativen Strukturen des Vereins der Inneren Mission und der Kirche basierte. Denn »die äußere Regelung und Planung der Arbeit auf diesem Gebiete« wurde bereits am 1. August 1914 von Senator Hermann Hildebrand (Vorsitzender des Landesvereins des Roten Kreuzes) »dem Inspektor der Inneren Mission übertragen«, Pastor Constantin Frick. Er sollte einen Plan »für die Zusammenführung aller Korporationen und persönlichen Hilfskräfte der Stadt [...] entwerfen.« ⁸⁶ Daraus entstand ein »Mobilmachungsplan für das gesamte Kriegshilfswerk«, das im Sinne eines »Burgfriedens« zwischen den großen Wohlfahrtsverbänden der Stadt – dem Roten Kreuz und dem Verein für Innere Mission – unter die Leitung des ersteren gestellt wurde. »Dazu zählten unter anderem die Versorgung verarmter Familien mit Kleidung und warmen Mahlzeiten sowie die finanzielle und materielle Unterstützung in Bremen lebende Kriegsversehrten [sic!]. Neben diesen auf lokale Probleme ausgerichteten Tätigkeiten wurde großes Augenmerk auf die Sammlung und Versendung von Liebesgaben für die Truppe im Kriegsgebiet gelegt.« ⁸⁷

82 Meier (wie Anm. 33) S. 700. Er verweist darauf, dass diese Tendenzen sich auch im Katholizismus finden lassen.

83 Brakelmann (wie Anm. 29), S. 110.

84 StAB 3-K.1. a. Nr. 353 (wie Anm. 32), S. 1.

85 Siehe dazu Edith Laudowicz, Organisierte Mütterlichkeit – bremische Frauenverbände im Einsatz an der »Heimatfront«, in: Scholl (wie Anm. 40), S. 124–145, hier S. 125 f.

86 Georg Bessel, Pastor Constantin Frick: ein Lebensbild, Bremen 1957, S. 32.

87 Schäfer, Liebesgaben (wie Anm. 4), S. 89. Dort auch zur Struktur des ZHA. Zur Rolle der Frauenverbände innerhalb dieser Kriegswohlfahrtspflege siehe Laudowicz (wie Anm. 85), besonders S. 126.



Abb. 4: Evangelischer Gottesdienst im Bremer Lazarett (um 1914). (StAB 10,B-AI-169)

Mit diesem Modell, später bekannt als »Bremer System«⁸⁸, verwirklichte Frick seine Vorstellung einer einheitlichen Wohlfahrtspflege in »konzentrischen Kreisen«.⁸⁹ »Die MitarbeiterInnen der Inneren Mission waren maßgeblich am Aufbau des überkonfessionellen, unparteilichen Netzwerkes beteiligt. [...] Räumlichkeiten und Personal kamen vielfach von der Kirche. Zugleich hielten die Gemeinden an ihrer jeweils individuellen Gemeindefahrtspflege fest. Besonders die »verschämten Armen«, die durch das Netz der staatlichen Organisation fielen, wurden in kirchlichen Einrichtungen versorgt.«⁹⁰ So betonte der Bericht der bremischen evangelischen Kirche nach Berlin, dass »sich Persönlichkeiten aus allen Gemeinden, Damen und Herren, zur Mitarbeit bereit gefunden« hätten, »wie bei den einzelnen Abteilungen der Kriegsfürsorge haben auch Frauen und Jungfrauen umfangreiche Hilfe geleistet. Nichtsdestoweniger haben auch die bestehenden Frauen- und Jungfrauenvereine ihre eigene Tätigkeit gesteigert [...]«.⁹¹

Die Bereiche kirchlicher Liebestätigkeit umfassten die »Kriegspflege«. Dazu gehörten die Meldung von Gemeindefahrtmitgliedern, insbesondere jungen Frauen, zu freiwilligen Lazarettendiensten, ehrenamtliche Besuchsdienste durch eigens ins Leben gerufene »Besuchsvereine« für notleidende oder durch den Tod eines

88 Bessell (wie Anm. 86), S. 33.

89 Ebd.

90 Schäfer, Unterstützung (wie Anm. 4), S. 13.

91 StAB 3-K.1. a. Nr. 353 (wie Anm. 32), S. 16.

Angehörigen betroffene Familien sowie zahlreiche Näh- und Strickstuben der kirchlichen Frauen- und Jungfrauenvereine und der Missionsvereine zur Herstellung von Kleidung und anderer Liebesgaben⁹² für die Soldaten an der Front und in den Lazaretten.⁹³ Die Versammlungen der Frauenvereine waren dabei zugleich ein Ort des Austauschs und der gegenseitigen Stärkung.⁹⁴

Tabelle: Kriegsbedingte Aktivitäten in Bremer Kirchengemeinden

Gemeinde	Besuche	Lazarette	Liebesgaben
Unser Lieben Frauen	Besuchsverein	Hilfe von jungen Frauen und Mädchen in der Kriegspflege	2 Nähstuben; 1 Strickstube
St. Martini			4 x wöchentlich Näh- und Strickstube
Ansgarii			1 Nähstube
St. Petri Dom		Kriegshilfe	
St. Pauli-Zion		Kriegshilfe	2 mal wöchentlich in allen Frauen-, Jungfrauen- und Konfirmierten-Vereinen Nähen und Stricken
St. Michaelis			Strickabende im Frauenverein, bei der Feuerwehr und im Schiller-Bund
Friedenskirche	Besuchsverein		Nähverein, Frauenverein
St. Jacobi	Arbeitsausgabestelle für freiwillige Arbeit		Wöchentlicher Strickabend
Gröpelingen			Strick- und Nähstube
Hastedt			Verein junger Mädchen
Walle			Nähstube, Vereinsnähen im Lehrsaal

92 Liebesgaben enthielten Genuss- und Lebensmittel wie Schokolade, Tabak und Zwieback sowie Gebrauchsgegenstände wie Bücher, Musikinstrumente, Briefpapier und Spiele, aber auch jede Art von Kleidungsstücken sowie Hygieneartikel wie Toilettenpapier, Rasiermesser und Verbandstoffe.

93 StAB 3-K.1. a. Nr. 353 (wie Anm. 32), S. 18 ff. finden sich die Tätigkeiten in den einzelnen Gemeinden aufgeführt.

94 Meier (wie Anm. 33), S. 709.

Gemeinde	Besuche	Lazarette	Liebesgaben
Woltmers- hausen			Jungfrauenverein, Versand von Paketen, Frauenverein, Arbeit für ZHA
Arsten			Liebesgaben und Charpie rupfen
Grambke			2 Kriegsnähvereine
Kirchhuchting			Nähabende
Mittelsbüren			Nähverein
Oberneuland			Frauenverein
Rablinghausen			3 Nähvereine
Seehausen			Liebesgaben
Wasserhorst			Missionsverein, Nähabende

Vom ZHA sollte ohne »Unterschied der Konfession, der Partei, der Gemeinden [...] allen, die es nötig hatten, aus den von der Allgemeinheit aufgebrachtten Mitteln geholfen werden. Dementsprechend entfiel für die Gemeinden die Notwendigkeit, für Kriegsunterstützungen ihrer Gemeindemitglieder besondere Mittel aufzuwenden, und es erwuchs andererseits die Verpflichtung, die Sammlungen diesen allgemeinen Zwecken zuzuführen.«⁹⁵ Allerdings übernahm ULF die Verteilung der Unterstützung der »Familien der Kriegsteilnehmer nach den vom Zentral-Hilfs-Ausschuß des Roten Kreuzes aufgestellten Normalsätzen« und »der St. Petri-Dom die Fürsorge für die durch den Krieg mittelbar Geschädigten in der Domgemeinde«.⁹⁶

Doch die finanzielle Unterstützung der Frauen und Kinder von Soldaten reichte schon bald nicht mehr aus. »Wirtschaftliche Not der unzureichenden staatlichen Unterstützung einerseits und die Suche der Behörden nach Arbeitskräften als Ersatz für die eingezogenen Männer andererseits führte dazu, dass immer mehr Soldatenfrauen erwerbstätig wurden.«⁹⁷ Um Frauen die außerhäusige Arbeit zu ermöglichen, wurden auch kirchlicherseits vermehrt Kinderhorte eingerichtet.⁹⁸

Angesichts der immer schwieriger werdenden Ernährungslage bereits ab Juli 1915 wurden Fleisch und Brot durch Lebensmittelmarken rationiert, betrieben

95 StAB 3-K.1. a. Nr. 353 (wie Anm. 32), S. 13.

96 Ebd. Bei ULF handelte es sich um 26.640 M., beim Petri-Dom um 36.000 M.

97 Renate Meyer-Braun, Zum Kriegsalltag Bremer Frauen, in: Scholl (wie Anm. 40), S. 99–123, hier S. 111.

98 Zur Kinderbetreuung im Ersten Weltkrieg siehe ebd., S. 116 f. Vgl. dazu StAB 3-K.1. a. Nr. 353 (wie Anm. 32), S. 19.

Martini und Stephani Volksküchen und teilte Ansgarii Mittagstische aus. Viele Gemeinden bezahlten Näh- und Strickarbeiten von bedürftigen Frauen und Mädchen und arbeiteten damit dem Problem der Erwerbslosigkeit entgegen, das auch durch das ehrenamtliche Engagement der bürgerlichen Frauen Bremens entstanden war, wie Auguste Kirchhoff schon früh beklagte: »[...] wir [sehen] auch heute noch Nähstuben über Nähstuben, die freiwillige Arbeit leisten, Gemeinden und Vereine wetteifern förmlich darin. Damen, die sonst nie Schere oder Nadel anrühren, sitzen Tag um Tag und schneiden zu und nähen, während so und so viele Wäschegeschäfte Zuschneiderinnen, Näherinnen und in der Folge natürlich auch Wäscherinnen und Plätterinnen entlassen müssen, da die Aufträge fehlen.«⁹⁹ So wurde in »Liebfrauen, Martini, Ansgarii, St. Petri Dom, Pauli – Zion, Remberti, Jacobi und Kirchhuchting [...] an bedürftige Frauen und Mädchen Näh- und Strickarbeit ausgegeben. In verschiedenen Gemeinden wurde die Arbeitsausgabe so eingerichtet, dass das Rote Kreuz das Material und die Gemeinde die Löhne lieferte.«¹⁰⁰

Unterstützt von den vielen Kirchengemeinden wurden männliche Jugendliche auf Erlass des Kriegsministeriums in »Jugendkompagnien« organisiert und dort auf den Militärdienst vorbereitet. In den christlichen Jünglingsvereinen selbst gab es »Wehrturnen«, »Ausmärsche« in die Natur und Kriegsvorträge. Der 1889 an ULF gegründete Männer- und Jünglingsvereins »Eckart«, der das Ziel hatte, das »christlich-sittliche Leben«, aber auch »treue Liebe zu Kaiser und Reich« zu fördern, praktizierte schon vor dem Krieg in der Unterabteilung »Pfadfinder« militärische Planspiele für Jugendliche.¹⁰¹ Im Krieg war der Verein an der »XI. Jungmannen-Kompagnie« beteiligt und organisierte u. a. Kriegsgebetstunden sowie Geldsammlungen.¹⁰² Auch in der Kirchengemeinde Grambke wurde eine eigene »Jugendkompagnie« (»Jugendwehr«) gegründet. 1917 stand diese jedoch kurz vor der Auflösung, da immer mehr Mitglieder einberufen wurden bzw. im Krieg starben.¹⁰³

Finanzierung des Krieges

Neben der besonderen Bedeutung der sozialdiakonischen Aktivitäten der Gemeinden, waren diese neben dem hohen Kollektenaufkommen, das vielfach an den ZHA abgegeben wurde,¹⁰⁴ auch direkt in die Finanzierung des Krieges einbezogen.¹⁰⁵ Allein bis Ende 1915 zeichneten vierzehn Bremer Gemeinden

99 Kirchhoff (wie Anm. 75), S. 9.

100 StAB 3-K.1. a. Nr. 353 (wie Anm. 32), S. 20.

101 Gemeindearchiv ULF, Satzungen des Männer- und Jünglingsvereins »Eckart« zu Bremen.

102 StAB 2-T.4. a.1.g.4., Kirchliche Nachrichten aus der Gemeinde U.L.F. a.-h. (Jahrgang 1913–1920).

103 Grambker Gemeindebericht (wie Anm. 43).

104 StAB 3-K.1. a. Nr. 353 (wie Anm. 32), S. 13.

105 Entsprechend war der ZHA neben der Kriegsfürsorge auch für allgemeine Sammlungen wie für Ostpreußen (100.000 M.) und für Elsass-Lothringen (20.000 M.), für Kleidersammlungen und besondere Sammlungen für Kriegsinvaliden zuständig. Hier verwies die Senatskommission für kirchliche Angelegenheiten,

auf der Grundlage von Kirchenvermögen 655.700 Mark an Kriegsanleihen, die zur Finanzierung der immensen Rüstungsausgaben dienten (u. a. Stephani 165.00 M.; Petri Dom 410.300 M.).¹⁰⁶

Ab Ende 1916 standen die Drohung der Enteignung der Kirchenglocken und die Beschlagnahmung von Kupfer- und Zinngegenständen im Kirchenbesitz, wie z.B. der Orgelprospekt Pfeifen, im Raum. Im Dom wurden die Bronzeglocken »Willehald«, »Hansa«, »Maria« und »Felicitas« vom Kriegsministerium als kriegswichtiges Material für die Rüstungsindustrie beschlagnahmt. Die »Brema« konnte aufgrund ihrer Größe und wohl auch, weil sie kein Geringerer als Kaiser Wilhelm II. gestiftet hatte, sowie »Maria Gloriosa«, da historisch wertvoll (von 1433), gerettet werden. Insgesamt mussten in Bremen 25 Glocken abgegeben werden, deutschlandweit waren es 65.000 Glocken.



Abb. 5: Banderole mit Aufruf zum Ankauf von Goldschmuck. (StAB 9,P)

Im Verlauf des Krieges gerieten die Gemeindewohlfahrtspflege und der ZHA aufgrund der schrumpfenden Finanzen der Kirchengemeinden verstärkt in Konkurrenz. Die Gemeindevermögen und auch die privaten Finanzen waren durch die zahlreichen Kollekten zur Linderung der Kriegsnot, die große Anzahl an Sammlungen und die Zeichnung von Kriegsanleihen geschrumpft. Seit 1916/17 unterstützten die Kirchen auch die Sammlung unter dem Motto »Gold gab ich für Eisen« zur Stärkung der deutschen Devisen. Die Spender und Spenderinnen erhielten symbolisch als Gegengabe einen eisernen Ring oder eine eiserne Kette mit der Inschrift »Eisen zur Ehr, Gold zur Wehr«. Pastor Emil Felden schrieb in seinen Erinnerungen, dass der Krieg in Martini » – ebenso in den anderen Gemeinden – die Vermögen angefressen [habe]. So besaß die Ministeriumswitwenkasse, die vor dem Krieg über 600.000 M. Vermögen gehabt hatte, so gut wie nichts mehr. Die Gemeinden und Stiftungen waren ja angehalten worden, ihre Gelder in Kriegsanleihen anzulegen. Und die waren futsch!«¹⁰⁷

Zusammenfassend ist festzustellen, dass sich die Kirchengemeinden in Bremen in ihrer gemeinsamen Ausrichtung auf »Thron und Altar« als Kriegs-, Glaubens- und Leidensgemeinschaften ganz in den Dienst des Krieges

Senator Oelrichs, auf den ZHA (StAB M.2. h.2.Nr.29.15). Die Versorgung der Truppen im Feld und in den Lazaretten mit christlichem Lesestoff erfolgte durch die Abt. Sammlung von Lesestoff des ZHA, der Pastor Büttner vorstand. Ebd., S. 14 ff.

¹⁰⁶ Ebd., S. 21 f.

¹⁰⁷ Felden (wie Anm. 68), S. 93 Stellung der Gemeinden nach dem Krieg.



Abb. 6: Kriegsanleihekampagne. Plakat, Graphik von Otto Lietz (1877–1953), München (1918). (StAB 9,P)

stellten. Sie übernahmen dabei eine zwiespältige Rolle: Einerseits wäre ohne die »sozialen Dienstleistungen der Kirchen, die Pflege und Betreuung der Verwundeten in den Lazaretten hinter der Front und in der Heimat, die vielfältige Hilfe, die sie Bedürftigen und Notleidenden in der Heimat zukommen ließen [...], [o]hne den seelsorgerlichen Beistand der Pfarrer und der Kirchengemeinden [...] der ständig steigende Blutzoll, den der Krieg der Bevölkerung abforderte, noch schwerer zu ertragen gewesen.«¹⁰⁸ Andererseits war genau dies die Grundlage für ein Durchhalten während der vier, immer schwerer werdenden Kriegsjahre.

Ernüchterung

Mit dem »Steckrübenwinter« 1916/1917 begann die katastrophale Ernährungs- und Versorgungslage¹⁰⁹ die karitative Hilfe der Gemeinden zu überfordern. Die Rationierungen von Nahrungsmitteln, Heizmaterial und Stoffen schränkten auch zunehmend das Gemeindeleben ein. Die religiöse Tröstung begann »angesichts des massenhaften Kriegstodes unter vielfach grauenvollen Umständen allmählich ebenso zu versagen wie der Appell an die Pflicht des Einzelnen, dem Vaterland als der Verkörperung der ewigen Werte der Nation erforderlichenfalls sein Leben zu geben, und an die Mütter und Väter, den Tod ihrer Söhne in christlichem Geiste als sinnvolles Opfer anzusehen.«¹¹⁰ Die Glaubwürdigkeit der Kirchen wurde zunehmend untergraben und Kriegsmüdigkeit machte sich breit.

Das Jahr 1917 war sowohl politisch wie auch kirchengeschichtlich ein epochaler Einschnitt. Innerhalb Deutschlands wurden insbesondere von Seiten der Gewerkschaften und der Sozialdemokratie Forderungen nach demokratischen Reformen laut. Der Kriegseintritt der USA forcierte die Notwendigkeit von Friedensverhandlungen. Anfang 1917 kam es auch innerkirchlich erstmals zu einer Diskussion über Krieg und Frieden.¹¹¹ Der Theologe Martin Rade (1857–1940), Mitglied der DFG und des Freundschaftsbundes, bezeichnete den Pazifismus als unerledigtes Problem der Kirche und Theologie. Nun veränderte auch der sozialliberale Flügel um Adolf von Harnack und Otto Baumgarten seine Haltung und stellte sich in der Folgezeit hinter die Forderung nach einem Verständigungsfrieden, den sie als einzigen Garanten für ein gleichberechtigtes Deutschland im Kreise der Weltnationen ansahen.¹¹²

Die Mehrheit der Kirchenmänner aber unterstützte die Erhaltung des gesellschaftlichen status quo einer Monarchie und die Fortsetzung des Krieges bis zum Sieg. Sie verurteilten die Friedensresolution ohne Annexionen und Kontributionen der Reichstagsmehrheit vom 19. Juli 1917. Unter dem Eindruck

108 Mommsen (wie Anm. 28), S. 176.

109 Siehe dazu Böning (wie Anm. 40), S. 71.

110 Mommsen (wie Anm. 28), S. 176 f.

111 In der »Christlichen Welt« von Martin Rade. Siehe dazu Meier (wie Anm. 33), S. 701. So gab es Bemühungen kirchlicher Kreise um ein Ende des Völkermordens von Papst Benedikt XV. mit seiner Friedensnote vom 1. August 1917. »Protestantischerseits blieb das offizielle Kirchentum zurückhaltend.« (Ebd.).

des totalen Krieges Deutschlands – unbeschränkter U-Boot-Krieg, Strategie der verbrannten Erde in Belgien und Nordfrankreich, Gaskrieg, Bombardierung ziviler Objekte etc. – wurden auch im Ausland Stimmen laut, den Krieg bis zur bedingungslosen Niederlage Deutschlands zu führen, um die deutschen Kriegsverbrechen als zukünftige Mahnung ahnden zu können.

Mitte Oktober 1917 nahmen fünf Berliner Pfarrer das 400. Reformationsjubiläum zum Anlass, eine öffentliche Erklärung zur Notwendigkeit eines Verständigungsfriedens abzugeben und den »Feinden die Bruderhand« zu reichen, da sie »angesichts dieses fürchterlichen Krieges die Gewissenspflicht« spürten, »im Namen des Christentums fortan mit aller Entschiedenheit dahin zu streben, daß der Krieg als Mittel der Auseinandersetzung unter den Völkern aus der Welt verschwindet.«¹¹³ Unterstützt wurden sie von 17 Pfarrern der Hannoverschen Kirche, die postulierten: »über dem Vaterlande steht, alle Länder umspannend, das Reich Gottes, dessen Evangelium heißt: Gerechtigkeit, Friede und Liebe«.¹¹⁴ Der Gegenangriff ließ nicht lange auf sich warten. 160 Pfarrer aus Berlin unterschrieben eine Gegenerklärung und beharrten: »Es gibt jetzt nur zweierlei für das deutsche Volk: Sieg oder Untergang!«¹¹⁵

»Möchte es als einzige eine um so gewaltigere Kundgebung des evangelischen Bremens werden« – 400jähriges Reformationsjubiläum 1917

Mitten in die Stürme des Weltkrieges fiel 1917 das 400jährige Reformationsjubiläum.¹¹⁶ Die bremische evangelische Kirche hatte bereits 1908 beschlossen, dazu ein neues Bremer Gesangbuch zu erarbeiten. Unmittelbar vor Kriegsbeginn, im April 1914, ersuchte die Bremer Kirchenvertretung den Senat, »eine würdige Feier des Reformationsfestes [...] unter Zuziehung der evangelischen Gemeinden« vorzubereiten« und aus Anlass des Gedenktages »eine dauernde Einrichtung [...], wie etwa eine Pensionskasse für Geistliche und deren Witwen und Waisen« zu schaffen. Das sei »ein Monument, das noch dauerhafter wäre, als das Erz oder der Marmor eines Luther- und Zütpfen-Denkmal in unserer alten Hansestadt«.¹¹⁷ 1915 meldete der DEK den Landeskirchen, dass, »obwohl sich z.Zt. noch nicht absehen lasse, wann wieder friedliche Verhältnisse eintreten werden«, mit den Vorbereitungen der Jubiläumsfeier begonnen werden solle, um die »Feier als ein eindrucksvolles Zeugnis des Protestantismus« gestalten zu können. Der 31. Oktober 1917 solle auch »in bürgerlicher Hinsicht das Gepräge eines Festtages erhalten«. Eine zentrale Feier setzte er für Wittenberg und tags darauf für Eisenach fest.¹¹⁸

112 Günter Brakelmann, Der deutsche Protestantismus im Epochenjahr 1917, Witten 1974, S. 12.

113 Ebd., S. 174.

114 Ebd., S. 216.

115 Ebd., S. 174 ff.

116 Siehe dazu allgemein Martin Greschat, Reformationsjubiläumsjahr 1917. Beispiel einer fragwürdigen Symbiose von Politik und Theologie, in: Wissenschaft und Praxis in Kirche und Gesellschaft, Bd. 61, 1972, S. 419–429.

117 StAB 2-T.1.kk. 31. 10. 13, Bremische Kirchenvertretung, 13. 4. 1914.

118 StAB 3-K.1. a. Nr. 371, 22. 9. 1915. Diese fielen dann jedoch kriegsbedingt aus.

Kurz vor dem Reformationstag 1917 verkündeten die Bremer Nachrichten, dass »[m]it Rücksicht auf die Zeitlage [...] das Reformationsjubelfest in diesem Jahre in Bremen vorwiegend kirchliches Gepräge haben« werde. Festgottesdienste in den einzelnen Kirchen, Jugendgottesdienste in einzelnen Gemeinden, dazu Gemeindeabende würden die Hauptfeierlichkeiten sein. »Nur eine einzige Gesamtkundgebung« werde vom Evangelische Bund und dem Gustav-Adolf-Verein am 4. November um 18 Uhr im Veranstaltungsgebäude Casino auf den Häfen veranstaltet, auf der der Berliner Theologieprofessor Karl Holl zum Thema: »Was hat uns Luther heute zu sagen?« sprechen werde.¹¹⁹ Im Stadttheater wurde vor dem Reformationstag das Volksstück des Österreicherers Karl Schönherr »Glaube und Heimat« aufgeführt, das das dunkle Kapitel der Vertreibung der Protestanten aus Österreich während der Gegenreformation zum Inhalt hatte, und das Schauspiel »Luther auf der Wartburg« von Friedrich Lienhardt, das den Reformator bei seiner Gefangennahme auf der Wartburg und nachher in Wittenberg zeigte, als dieser mit Melanchthon seine Gegner durch das Wort besiegte.¹²⁰

Am Reformationstag, dem 31. Oktober 1917, bliesen vom »Nordturm des Doms« die Turmbläser. Markt und Domshof waren beflaggt. Um 12 Uhr mittags läuteten in der ganzen Stadt die Glocken und zeigten, dass »die Reformation nicht nur die Kirche, sondern unserm ganzen Volke als eine Tat des Segens lebendig ist«.¹²¹ In der Garnisonsgemeinde ULF fand ein Festgottesdienst statt. Pastor Groscurth predigte, dass Luther angesichts des Krieges dazu aufgerufen hätte, »unserer Kraft zu vertrauen; nicht müde zu werden und bis zum guten Ende durchzuhalten.«¹²² In den bremischen Schulen, die an diesem Tag schulfrei hatten, fanden vormittags besondere Feiern mit »herrlichen Lutherliedern« und Episoden aus Luthers Leben statt.¹²³

Das offizielle »Denkmal« der bremischen evangelischen Kirche, das neue Bremische Gesangbuch, veränderte durch den Kriegsbeginn seinen Charakter. Das künstlerisch gestaltete Liederbuch wurde ergänzt durch einen Abschnitt »Für Volk und Vaterland« mit kriegsverherrlichenden Liedern.¹²⁴

In Bremen wurde nicht die Gelegenheit genutzt, »Luther zu Ehren auszusprechen, was unser Gewissen sagen wollte«, wie die fünf Berliner Pastoren

119 BN, 25.10.1917, S. 13. Holls kirchengeschichtliche Beiträge, u. a. »Kulturbedeutung der Reformation« (1911), interpretierten das lutherische Religions- und Gottesverständnis als »Gewissensreligion« und lösten eine »Luther-Renaissance« aus. Er stellte die sogenannte Rechtfertigungslehre wieder in den Mittelpunkt der Theologie, verortete Luther aber eindeutig nur im Deutschtum, weshalb z. B. England eine andere, nämlich eine nur auf materielles Glückseligkeit, Imperialismus und religiöse Selbstüberhöhung basierende Tradition habe.

120 BN, 24.10.1917, S. 7.

121 BN, 1.11.1917, S. 9.

122 Ebd.

123 Ebd.

124 Siehe dazu Hauser (wie Anm. 4), S. 23. Siehe auch Martin Hoberg, Mit und ohne Heinrich Vogeler: Das Bremer Gesangbuch 1917 und die Gesangbuch-Illustration des 20. Jahrhunderts, in: *Hospitium Ecclesiae* Bd. 13, Bremen 1982, S. 149–249.



Abb. 7: Titelblatt des Bremer Gesangbuches von 1917, gestaltet durch Willy Menz (1890 – 1969) (1917). (StAB)

in ihrem Aufruf,¹²⁵ sondern das Fest in die propagandistischen Durchhalteparolen des Krieges eingebunden. So schrieb Pastor Baars (Vegesack) zum Jubiläum in den Bremer Nachrichten: Auch »wenn die ganze Welt sich gegen Deutschland in äußerster Kraftanstrengung wendet [...] dennoch standhalten [...] und zeigen, dass deutsches Volk siegen und untergehen, nie aber Knecht werden kann, dennoch trutzig, in deutscher Lutherkraft sich aufrecken«. ¹²⁶

Trennung von Staat und Kirche

Das Ende des Krieges bewirkte in der evangelischen Kirche Bremens keine grundlegende Veränderung. Rund 80 Prozent der protestantischen Geistlichen votierten bei der ersten allgemeinen und freien Reichstagswahl für die Deutschnationale Volkspartei und damit für jene Partei, die in der jungen Republik das Produkt eines Vaterlandsverrats erblickte.¹²⁷ Die durch die Weimarer Verfassung bedingte prinzipielle Trennung von Kirche und Staat hob auch das Kirchenregiment des Bremer Senats auf. Sie beendete 1919 die Symbiose des politischen und kirchlich-religiösen Gemeinschaftslebens. Am 14. Juni 1920 verabschiedete die bremische evangelische Kirche ihre Verfassung, die in ihren Grundzügen bis heute gilt. Die bisherigen Befugnisse des Senats gingen auf den Kirchenausschuss und den Kirchentag über. Die Glaubens-, Gewissens- und Lehrfreiheit der Gemeinden blieb uneingeschränkt erhalten.¹²⁸ Vorsitz der Verfassungskommission hatte der Domprediger Otto Hartwich, der spätere Schriftführer der BEK. Er erinnerte sich: »Durch die Revolution war auch seitens des ›Arbeiter- und Soldatenrates‹ die Parole ausgegeben zur Trennung von Staat und Kirche. Die Arbeitsgemeinschaft Bremer Pastoren, die während des Krieges zustande gekommen war, sah die Notwendigkeit voraus, daß die Kirche sich eine, vom Staate unabhängige Verfassung geben müsse, wenn sie sich nicht dank der bremischen Freiheit der Gemeinden mit dem Augenblicke, wo der Senat seine Hand zurückzog, in eine Summe von unzusammenhängenden Einzelkirchen auflösen lassen wollte.[...] So konnte ich unter meinem Vorsitze ein Mitglied der radikalen, sechs der liberalen und vier der orthodoxen Richtung vereinigen. In monatelanger Arbeit brachten wir einen Verfassungsentwurf zustande, der einzig in Deutschland dastehen dürfte, weil er die Selbständigkeit jeder Gemeinde bestehen ließ und dennoch alle zu einer Landeskirche zusammenschloß.« ¹²⁹

Am Beispiel Bremens zeigt sich eindrücklich die unheilvolle Allianz von Nationalismus und evangelischer Kirche. Der Nationalismus knüpfte an vorhandene Dispositionen an, die den Kirchen erlaubte, sich mit der modernen Ideenwelt zu verbinden. Die Einbettung des Ersten Weltkriegs in ein nationalreligiös interpretiertes Heilsgeschehen, schien die Kirche zu stärken. Die

125 Brakelmann (wie Anm. 112), S. 174 ff.

126 BN, 28. 10. 1917, S. 9.

127 Almuth Meyer-Zollitsch, Nationalsozialismus und evangelische Kirche in Bremen (VStAB 51), Bremen 1984, S. 19.

128 Sucht der Stadt Bestes (wie Anm. 8), S. 8.

129 Hartwich (wie Anm. 39), S. 241.

Deutungsangebote der Religion verschafften den Kirchen nicht nur eine öffentliche Präsenz, sondern Religion stiftete zugleich nationale Identitäten.¹³⁰ Die kirchlich organisierte Kriegsgemeinschaft diente dabei in ihrer Ambivalenz von Fürsorge und Mobilisierung zentral der Verarbeitung und Kanalisierung von Kriegserfahrungen.¹³¹ Die kirchliche Arbeit wurde dadurch zu einem zentralen Medium der sinnstiftenden Interpretation des Geschehens.

Die erhoffte Aufhebung der Fraktionierung der bremischen evangelischen Kirche in der Vorkriegszeit durch den Ersten Weltkrieg ist letztlich nicht eingetreten. Sie hat in Bremen jedoch während des Ersten Weltkriegs dazu geführt, dass es bei aller mehrheitlichen Unterstützung der Kriegspropaganda doch einzelne Stimmen in der Pastorenschaft gab, die eine differenzierte Position vertraten.

130 Siehe dazu Franz Becker, *Protestantische Euphorien. 1870/71, 1914 und 1933*, in: Gailus (wie Anm. 29), S. 19–44.

131 Siehe dazu auch Chickering (wie Anm. 53), S. 347.

Georg Ferdinand Duckwitz (1904–1973) – Der gute Deutsche*

Von Hans Kirchhoff

Georg Ferdinand Duckwitz wurde am 29. September 1904 in Bremen geboren und starb hier in seiner Heimatstadt im Alter von nur 68 Jahren am 16. Februar 1973.

Nach dem Krieg war Duckwitz in Dänemark eine Ikone, was natürlich mit der entscheidenden Rolle zusammenhing, die er bei der Rettung der dänischen Juden im Jahre 1943 gespielt hatte. Aber auch in anderer Weise hatte Duckwitz sich in Dänemark während der deutschen Besatzungszeit verdient gemacht, was ihm nach 1945 eine privilegierte Position verschaffte, zu einer Zeit, als alle anderen deutschen Beamten entweder des Landes verwiesen oder interniert wurden. Duckwitz wurde sogar die dänische Staatsbürgerschaft angeboten, die er allerdings dankend abgelehnt hat, weil er sein Vaterland in der Stunde der Not nicht im Stich lassen wollte.

Duckwitz leitete von 1951 bis 1953 die Wirtschaftsabteilung im neuen Generalkonsulat und erfreute sich als deutscher Botschafter in Kopenhagen von 1955 bis 1958 großer Beliebtheit. Er erhielt Orden und Auszeichnungen. Seine zahlreichen dänischen Freunde bedauerten, dass er und seine Frau Annemarie 1958 das Land verließen. Man hoffte noch, er werde später als Botschafter zurückkehren, aber dem stand Duckwitz' steile Karriere in Bonn entgegen: Zunächst wurde er Leiter der wichtigen Ostabteilung im Auswärtigen Amt und erlebte hier die zweite Berlinkrise, später wurde er unter Willy Brandt Staatssekretär. Aber Duckwitz' dänische Bande blieben durch offizielle Besuche und private Aufenthalte in Dänemark erhalten. Auch korrespondierte er mit den Freunden von früher und mit Historikern. Ich selbst hatte die Gelegenheit, ihn für das dänische Fernsehen im Jahre 1969 zu interviewen.

In jüngster Zeit hat die Debatte über die Zeit der deutschen Besatzung Dänemarks einen moralisierenden Beigeschmack bekommen, der auch vor Duckwitz nicht Halt macht. Die Rezeption meiner Duckwitz-Biographie »Der gute Deutsche« beweist, dass nicht alle von Duckwitz' Wandlung zum Nazigegner und Widersacher Hitlers überzeugt sind. Wie die von mir verfasste Biographie

* Druckfassung des Festvortrags, gehalten anlässlich des 110. Geburtstags von Georg Ferdinand Duckwitz am 29. September 2014 in der Oberen Halle des Bremer Rathauses. Die Vortragsform wurde für die Druckfassung sprachlich beibehalten, bibliographische Nachweise und Quellenbelege erfolgen am Schluss des Beitrags. Deutsche Übersetzung aus dem Dänischen von Niels Hamdorf, Hamburg.

deutlich macht – und ich hoffe dies mit meinen nun folgenden Ausführungen ebenfalls zu belegen – teile ich eine solche Auffassung, die auf Vorurteilen und einer allzu engen Auslegung von Duckwitz' Vita beruht, nicht.

Dies ändert nichts an der Tatsache, dass Duckwitz' Laufbahn Grauzonen aufweist, die vermutlich nie werden erhellt werden können, weil die Quellenlage unzureichend ist, was Historiker gleichwohl nicht von der Aufgabe enthebt, auch zu diesen Punkten Stellung zu beziehen.

Im Jahr 2001 veranstalteten deutsche Historiker ein Seminar unter dem Titel: »Ambivalente Funktionäre: Zur Rolle von Funktionseliten im NS-System«. Dabei kam auch Duckwitz zur Sprache. Das Seminar befasste sich mit dem Zwiespalt, der in dem Begriff des »guten Deutschen« als Teil des Besatzungsregimes angelegt ist, also dem Dilemma zwischen dem verbrecherischen Handeln einerseits, das Umstände und Amt den Funktionären diktierten, und der Distanzierung eben dieser deutschen Beamten vom Regime im Privaten andererseits – in manchen Fällen handelte es sich um direkten Widerstand. Einer der bei dem Seminar vertretenen Standpunkte war, dass es sich hierbei nicht nur um eine Frage der Moral handelte, nicht nur darum, das Richtige gewollt zu haben, sondern dass der genannte Zwiespalt geradezu eine Voraussetzung war, um sich trotz der »Endlösung« als Deutscher und damit Angehöriger des Besatzungsregimes überhaupt Hoffnung auf die Rettung von Juden machen zu können.

Vielleicht vermag diese Herangehensweise die dunklen Seiten der Vita Duckwitz' und seines Handelns zumindest teilweise zu erklären.

Wir wollen jedoch zunächst einen Blick auf Duckwitz' Werdegang in Deutschland und später in Dänemark werfen, bevor wir uns der Schilderung seines Einsatzes für die dänischen Juden im Oktober 1943 zuwenden.

Duckwitz war in Freiburg, wo er Nationalökonomie studierte, Korpsstudent mit rechtsradikaler und ultranationaler Haltung. In Berlin nahm er 1923 an einem fehlgeschlagenen Militärputsch gegen die Weimarer Republik teil und wurde deshalb interniert – davon abgesehen kam er aber unbeschadet aus der Sache heraus. Sein Studium gab er vermutlich aus finanziellen Gründen auf und kehrte nach Bremen zurück, wo er sich im Im- und Export betätigte. Seine Firma, Kaffee Hag, schickte ihn 1929 nach Kopenhagen: Die dortige Hag-Niederlassung schwächelte und er sollte sie auf Vordermann bringen. Duckwitz führte in Kopenhagen ein buntes Junggesellenleben, beherrschte die dänische Sprache bald fließend in Wort und Schrift und entwickelte eine starke Zuneigung zu Dänemark und zur dänischen Kultur – diese Zuneigung hat nie Rost angesetzt und man darf vermuten, dass sie seither das wichtigste Motiv für sein Eintreten für die dänische Sache war. Er nannte Dänemark sein »Wahlheim«. Duckwitz' offene und gesellige Wesensart sorgte dafür, dass er viele Dänen zu Freunden hatte und bildete die Basis eines Netzes von Beziehungen, das während der deutschen Besatzung sein Kapital werden sollte.

Im November 1932, also vor Hitlers Machtergreifung, wurde er Mitglied der NSDAP. Wie bei anderen, die sich der Nazibewegung anschlossen, geschah dies auch bei Duckwitz aus der Hoffnung heraus, dass Hitler Deutschland

wieder zu einer Großmacht machen würde, und zwar wirtschaftlich, politisch und militärisch. Dies jedenfalls hat Duckwitz später stets behauptet, und ich sehe keinen Grund, seine Angaben zu bezweifeln. Allerdings blieb es im Falle Duckwitz' nicht bei der einfachen Parteimitgliedschaft: Im Sommer 1933 verließ er Kopenhagen und eilte zu den Fahnen, indem er sich zum Außenpolitischen Amt meldete, also der außenpolitischen Abteilung der NSDAP. Das APA wurde von dem Chefideologen Alfred Rosenberg geleitet, der später in Nürnberg für seine Kriegsverbrechen in der Sowjetunion zum Tode durch Erhängen verurteilt wurde. Das Außenpolitische Amt war eine Konkurrenzveranstaltung der Nazis zum konservativeren Auswärtigen Amt und war gegründet worden, um Aufgaben zu übernehmen, die nicht im Lichte der Öffentlichkeit ausgeführt werden konnten: Es ging hierbei um die Untergrabung der Staatsmacht in anderen Ländern, indem man mit den dortigen Nazi-Parteien zusammenarbeitete.

Duckwitz stieg schnell auf und wurde einer von vier Abteilungsleitern. Nach zwei Jahren kündigte er jedoch im Sommer 1935. Sein Kündigungsschreiben an Rosenberg hat in den Archiven überdauert. Darin spart Duckwitz nicht mit deutlicher Kritik an Hitlers mörderischer Abrechnung mit seinen Feinden auf der politischen Rechten und Linken im Jahre 1934. Duckwitz konstatiert, dass er als ehemals überzeugter Anhänger der Bewegung jetzt von deren Wesen und Zielsetzung so enttäuscht ist, dass er nicht länger für sie tätig sein kann. Er dachte dabei vor allem an Korruption und Inkompetenz.

Duckwitz gab die Karriere in der Partei also auf, blieb aber bis zum bitteren Ende im Mai 1945 Parteimitglied, was Probleme in der Bundesrepublik und natürlich auch in Dänemark zur Folge hatte. Er rechtfertigte seinen Verbleib in der Partei damit, dass ein Austritt eine unnötige Provokation bedeutet hätte. Auf jeden Fall können wir heute konstatieren, dass er den Dänen während des Krieges nicht hätte helfen können, wenn er nicht in der NSDAP geblieben wäre.

Duckwitz kehrte nach Norddeutschland zurück und machte Karriere bei der Hamburg-Amerika-Linie. Er reiste beruflich oft nach Fernost und wurde im Januar 1939 an den Hauptsitz der Reederei in New York versetzt. Sein Aufenthalt dort wurde jedoch durch den Kriegsbeginn am 1. September vorzeitig beendet, was wohl der Grund dafür war, dass er sich um den neu eingerichteten Posten als Schifffahrtssachverständiger in Kopenhagen bewarb und diesen im November 1939 auch antrat. Er kam also nach Dänemark zurück zu einem Zeitpunkt, als das Land noch neutral war. Mit dem deutschen Überfall auf Dänemark am 9. April 1940 wurde er jedoch Teil der Besatzungsmacht.

Um die Rahmenbedingungen zu verstehen, unter denen Duckwitz im von den Deutschen besetzten Dänemark handelte, bedarf es eines kleinen Exkurses über die Sonderstellung, die unser Land in Hitlers Europa einnahm.

Gleichzeitig mit der Invasion der Wehrmacht am 9. April wurde der dänischen Regierung ein Ultimatum gestellt, das von ihr die sofortige Niederlegung aller Waffen verlangte. Im Gegenzug versprach Deutschland, dass man sich nicht in die inneren Verhältnisse des Landes einmischen und keine dänischen Gebiete annektieren werde. Dies bedeutete, dass Dänemark weiterhin als souveräner und neutraler Staat und somit nicht als Land im Kriegszustand

galt, obwohl deutsche Soldaten auf dänischem Territorium stationiert waren. Die dänische Regierung beugte sich dem Ultimatum und begann, mit der Besatzungsmacht zu kollaborieren, d. h. zusammenzuarbeiten. Die staatlichen dänischen Organe und Institutionen wie Regierung und Reichstag sowie die Verwaltung – wozu auch Militär und Polizei gehörten – konnten ihre Funktionen weiterhin ausüben. Es war aber selbstverständlich eine Fiktion, Dänemark als einen souveränen und neutralen Staat zu betrachten, was auch bald deutlich wurde, als die Deutschen ihre Versprechungen brachen. Aber die Fiktion der Souveränität hielt die Deutschen und ihre Machtanwendung gewissermaßen in Schach, denn der vermeintlich souveräne und neutrale Status des Landes brachte es mit sich, dass das vergleichsweise konservative Auswärtige Amt die Kontrolle über Dänemark übernahm und dass die oberste zivile Instanz, der Reichsbevollmächtigte, kein Weisungsrecht gegenüber den dänischen Behörden bekam, sondern seine Forderungen auf dem Verhandlungswege und unter Nutzung diplomatischer Mittel durchsetzen musste. Das wiederum bedeutete, dass die NSDAP und ihre Unterorganisationen außen vor blieben und in Dänemark keine Nazifizierung wie in Norwegen und den Niederlanden stattfand. Darüber hinaus sorgte die friedliche Besetzung (*occupatio pacifica*) dafür, dass Gestapo und SS erst gegen Ende des Jahres 1943 nach Dänemark kamen. Während des überwiegenden Teils des Krieges konnten so Todesurteile, Deportationen und Judenverfolgung vermieden werden.

Selbstverständlich kamen die deutschen Zugeständnisse nicht ohne dänische Gegenleistungen zustande. Die wichtigste auf wirtschaftlichem Gebiet war die umfangreiche Einfuhr von Agrarprodukten aus Dänemark, die schließlich ungefähr zehn Prozent des Bedarfes des Großdeutschen Reiches deckten. Aber zu nennen sind auch die Einführung einer Zensur, die Internierung von Kommunisten sowie weitere verfassungswidrige Maßnahmen; ferner die Bekämpfung der Widerstandsbewegung durch die dänische Polizei – in Einzelfällen mit blutigem Ausgang – sowie eher symbolische Akte wie der Beitritt zum Antikomintern-Pakt im Jahr 1941, der von vielen dahingehend aufgefasst wurde, dass Dänemark nun seine Neutralität aufgab und sich den Achsenmächten anschloss.

Es war die oben erwähnte Kollaboration, gegen die die Widerstandsbewegung Front machte und die zum Bruch mit und damit zur Auflösung der Regierung im August 1943 führte.

Wir können diesen Aspekt der dänischen Politik während der deutschen Besatzungszeit hier aus Platzgründen nicht näher beleuchten. Es ist aber wichtig zu wissen, dass die Zusammenarbeit des offiziellen Dänemark mit dem verbrecherischen Hitler-Regime – und damit Dänemarks indirekte Unterstützung Deutschlands im Kampf gegen die Alliierten, die ja unsere Freunde waren und deren Sieg allein unsere Freiheit garantieren konnte – die dänische Debatte bis heute nachhaltig prägt. Die Kollaboration ist eine offene Wunde in der dänischen nationalen Identität. An ihr scheiden sich auch 70 Jahre später die Geister, und das Thema wird stets aufs Neue in der dänischen Öffentlichkeit diskutiert.

Auch Duckwitz ist im Lichte dieser Problematik zu sehen.

Aber wenden wir uns wieder Duckwitz' Rolle als Schifffahrtssachverständigen zu: Seine wichtigste Aufgabe bestand darin, so viel Schiffstonnage von den Dänen zu übernehmen wie möglich, und zwar durch das Chartern bzw. den Kauf von Schiffen bzw. – in den Jahren 1944 und 1945 – auf dem Wege der Beschlagnahme. Die in den dänischen Archiven vorhandenen Akten weisen Duckwitz als einen wendigen und moderaten Verhandlungsführer aus, der alles in seiner Macht stehende tat, um radikalere Forderungen aus Berlin auszubremsen. Die Dänen, die mit ihm verhandelten, sahen ihn naturgemäß als ihren Gegenspieler. Sie wussten, dass man ihm nichts vormachen konnte, aber auch, dass auf ihn Verlass war. Und sie schätzten sein Eintreten für die dänische Sache, was vom ersten Tag der deutschen Besatzung an Duckwitz' Politik war und die Kritik widerlegt, er sei Opportunist gewesen und habe sich erst zugunsten von Dänemark engagiert, als sich die Geschicke des Krieges wendeten.

Der Schifffahrtssachverständige war ein kleines Rädchen in der Maschinerie des Besatzungsregimes und seine Arbeit hatte nur selten mit übergeordneten politischen Fragen zu tun. So muss man davon ausgehen, dass Duckwitz in den ersten Jahren der deutschen Besatzung keine politische Rolle gespielt hat. Dies änderte sich erst mit der Ankunft des neuen Reichsbevollmächtigten, der in der Folge einer größeren politischen Krise im November 1942 nach Dänemark kam: Es war SS-Gruppenführer Dr. Werner Best, der nun diesen Posten übernahm. Best war zuvor bei der Gestapo gewesen, war Antisemit und an einigen der schwersten Verbrechen des Regimes beteiligt gewesen, so zum Beispiel als Organisator der ersten Deportationen französischer Juden nach Auschwitz im Jahr 1942. In Dänemark jedoch schwenkte er – auch unter dem Einfluss von Duckwitz – auf eine flexible und pragmatische Linie ein, die die Zusammenarbeit mit den dänischen Politikern suchte. Dies war die einzige realistische Politik, wenn er die Kontrolle behalten wollte, denn er stand einerseits unter dem Druck der Wehrmacht, die eine härtere Gangart verlangte, und der wachsenden, dänischen Widerstandsbewegung andererseits.

Es ist verblüffend, wie schnell Duckwitz zum inneren Kreis von Best gehörte. Dies hatte, wie bereits angedeutet, nichts mit seiner formalen Position innerhalb des Nazi-Machtapparates zu tun, sondern war ausschließlich seinen persönlichen Eigenschaften, nämlich seiner Fähigkeit zur Vertrauensbildung und seinem diplomatischen Geschick geschuldet. Duckwitz war so etwas wie ein Problemlöser. Best hatte bis zu seiner Ankunft in Dänemark keine Kenntnis von Land und Leuten. Daher waren Duckwitz' gute Dänischkenntnisse, seine intime Vertrautheit mit den politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen Dänemarks und sein großes Netz von Beziehungen, das sich von der führenden sozialdemokratischen Partei über hochrangige Beamte im Außenministerium bis hin zu führenden Wirtschaftsvertretern, zum Königshaus und zu den schwedischen Behörden erstreckte, von Nutzen für ihn.

Duckwitz seinerseits unterstützte Bests Politik der Zusammenarbeit bedingungslos und warb gegenüber den Dänen dafür. Die staatsmännische Art Bests und seine kluge Politik der Anpassung fanden Duckwitz' große Bewunderung. Vermutlich hatte Duckwitz keinen Blick für die Geheimpläne, die Hitler Best mit auf den Weg gegeben hatte, nämlich die Vorbereitungen dafür

zu treffen, die Dänen zu nazifizieren und zu germanisieren. Vielleicht wischte er dieses Projekt aber auch als Zukunftsmusik beiseite, die mit den einsetzenden militärischen Niederlagen der Deutschen zunehmend utopischer klang. Wir wissen, dass Best Duckwitz nicht in alle Dinge einweihte und dass er ihn gelegentlich manipulierte. Duckwitz hielt bis zur Kapitulation im Jahr 1945 und sogar danach, als der ex-Reichsbevollmächtigte 1948 von einem erstinstanzlichen Kriegsverbrechergericht zum Tode verurteilt wurde, loyal zu Best. Es ist zu einem erheblichen Teil seiner Intervention als Kronzeuge der Verteidigung geschuldet, dass das Todesurteil 1949 in eine Freiheitsstrafe umgewandelt wurde.

Die dänische Öffentlichkeit hat Duckwitz vorgehalten, dass er eng mit dem Schreibtischtäter Best zusammengearbeitet hat, der Teil des staatlichen Terrors war. Duckwitz hat auf diese Kritik geantwortet, dass er Best als den besten Mann betrachtet habe, den Hitler habe schicken können, und dass man nur Norwegen und das dortige Terrorregime von Reichskommissar Terboven betrachten müsse, um eine Vorstellung davon zu bekommen, wie schlimm es auch in Dänemark hätte kommen können. Übrigens waren viele von Bests dänischen Gegenspielern in der Politik und unter den staatlichen Beamten der gleichen Auffassung, weshalb sie Best vor Gericht entlasteten. Hinter vorgehaltener Hand fügte Duckwitz diskret hinzu, dass er in der Schuld seines früheren Vorgesetzten gestanden habe, weil der seine Hand über ihn gehalten hatte, als die Gestapo während des Krieges versuchte, Duckwitz wegen antinazistischer und antideutscher Handlungen zu belangen.

Und dies galt im Besonderen für die Rolle, die Duckwitz im Zusammenhang mit der Judenaktion hatte!

Für den überwiegenden Teil der deutschen Besatzungszeit bewahrte die dänisch-deutsche Zusammenarbeit die dänischen Juden vor dem Schicksal der Juden im übrigen besetzten Europa. Die wechselnden dänischen Regierungen erklärten mehrfach, dass sie unter Protest zurücktreten würden, wenn die Deutschen in Dänemark zu antijüdischen Maßnahmen griffen. Damit wären die Vorteile der Kollaboration mit Dänemark für Deutschland möglicherweise verlorengegangen, insbesondere die Einfuhr von dänischen Lebensmitteln nach Deutschland. Die Rücktrittsdrohungen der dänischen Regierung wurden von dem Reichsbevollmächtigten mitgetragen und drangen ungefiltert nach Berlin durch. Auf der berüchtigten Wannsee-Konferenz im Januar 1942, in deren Verlauf der Verwaltungsapparat koordiniert wurde, der den Mord an den Juden organisieren sollte, wurde festgelegt, dass man mit der Endlösung in Dänemark zurückhaltend verfahren werde, weil sonst Unruhen zu erwarten seien. Sogar der Antisemit Best lehnte ein Eingreifen mit dem Hinweis ab, der jüdische Bevölkerungsanteil in Dänemark sei gering und stelle damit für die deutschen Interessen keine Bedrohung dar. Noch im Juli 1943 gab SS-Reichsführer Heinrich Himmler ihm sein Wort, dass die Sache mit den dänischen Juden warten konnte.

Im August 1943 änderte sich die Situation schlagartig: Von den schweren deutschen Niederlagen in Russland und an der Mittelmeerfront beflügelt, schwappte eine Welle von Generalstreiks und Sabotageakten über das Land,

allesamt Ausdruck des Protests gegen die Kollaboration dänischer Politiker. Die schonende Politik der Anpassung seitens des Reichsbevollmächtigten kam damit zum Ende. Die Wehrmacht übernahm das Ruder und erklärte den militärischen Ausnahmezustand, woraufhin die dänische Regierung zurücktrat. In dieser labilen Situation empfahl Best Hitler am 8. September per Telegramm, eine Judenaktion durchzuführen.

Unter dänischen Historikern hat es eine engagierte Debatte über die zugrundeliegenden Motive gegeben: Warum forderte Best zu einer Aktion auf, vor der er vorher gewarnt hatte? Und noch rätselhafter: Warum begann er unmittelbar nach Versendung des Telegramms am 8. September seinen eigenen Plan zu hintertreiben und schließlich gar zu sabotieren?

Als Erklärung kann wohl gelten, dass Best ein doppeltes Spiel betrieb, da er Rücksicht auf sowohl Berlin als auch Kopenhagen nehmen musste. Gegenüber Hitler versuchte er, sich nach dem Fiasko vom August, in dessen Verlauf er als zu »weich« wahrgenommen worden war, als unerschütterlicher und treuer Parteisoldat zu rehabilitieren. Was die dänische Seite anging, wollte er die Aktion so behutsam wie möglich durchführen, um einen neuen Volksaufstand zu vermeiden und um zu verhindern, dass die dänischen Behörden unter Protest die Arbeit niederlegten. Denn Best war von der Zusammenarbeit mit ihnen abhängig, wenn er sich im Wettbewerb mit der Wehrmacht um den Kurs in Dänemark behaupten wollte.

In dieses doppelte Spiel bezog er Duckwitz nun mit ein.

Einige Tage nach dem 8. September weihte Best Duckwitz ein, was das Telegramm anging. Er behauptete, er habe unter der Hand einen Hinweis aus dem Führerhauptquartier bekommen, wonach eine Juden-Razzia in Vorbereitung sei. Er werde aber, anstatt eine Endlösung für Dänemark zu empfehlen, versuchen, eine solche zu verhindern, indem er die vielen politischen Schwierigkeiten aufzeigen werde, die eine Razzia heraufbeschwören würde. Unter der Hitlerdiktatur, so sein Argument, könne man sich einem Führerbefehl nicht direkt widersetzen. Man müsse einen solchen vielmehr zunächst grundsätzlich akzeptieren und könne dann im Nachgang versuchen, Zweifel zu säen bezüglich der Zweckmäßigkeit des Befehls. Duckwitz nahm ihm diese Erklärung ab und hat diese Auffassung später stets aufrechterhalten. Wir wissen heute, dass Best gelogen hat, denn die Archive des Auswärtigen Amtes belegen eindeutig, dass die Initiative für die Juden-Razzia von Kopenhagen ausging, also von Werner Best.

Duckwitz protestierte und erklärte seinen Rücktritt für den Fall, dass die Aktion durchgeführt würde. Best tat, als ob er kalte Füße bekäme und ließ zu, dass Duckwitz nach Berlin flog, um das Telegramm nach Möglichkeit zu stoppen. Glaubt man der Theorie vom doppelten Spiel, bugsierte der Reichsbevollmächtigte Duckwitz nun ganz bewusst in Richtung seiner »weichen« Linie. Aber die Aktion misslang, da das Telegramm bereits an das Führerhauptquartier weitergeleitet worden war. Am 17. September erging der Befehl, dass die Juden-Razzia durchzuführen sei, sobald die Logistik dafür bereitstand. Duckwitz erhielt am 19. September den entsprechenden Bescheid von Best und stürzte sich augenblicklich mit rastloser Energie in den Kampf, um das Unglück einzudämmen.

Er alarmierte seinen dänischen Umgangskreis, warnte vor der unmittelbar bevorstehenden Aktion und warb – vergeblich – um die Unterstützung seiner Kollegen in der Gesandtschaft.

Er tat alles, was er konnte, um die Juden, die auf legale Weise nach Schweden kommen wollten, mit Visa zu versorgen.

Er nahm Kontakt zum Hafenkapitän der Kriegsmarine in Kopenhagen auf, den er aus seiner Zeit bei der Hamburg-Amerika-Linie kannte, und erhielt von ihm die Zusage, dass die Patrouillenboote im Hafen bleiben würden. Und er brachte einen dänischen Bekannten, der Reeder war, dazu, das Auslaufen eines Schiffes zu veranlassen, das Flüchtlinge im Öresund auflesen und sie nach Schweden bringen würde.

Schließlich reiste Duckwitz dann am 21. September nach Schweden, um die schwedische Regierung in die Rettungsaktion einzubeziehen. Ihm wurde ein Gespräch unter vier Augen mit dem schwedischen Premierminister eingeräumt. Leider gibt es keine zeitgenössische Quelle, die den Inhalt des Gespräches belegen würde. Duckwitz berichtete später, dass der schwedische Regierungschef versprochen habe, in Berlin zu intervenieren, falls die Deportation stattfinden sollte. Er habe auch angeboten, so Duckwitz, dass Schweden die dänischen Juden aufnehmen und bis Kriegsende internieren würde. Duckwitz' Darlegung mag eine spätere Umdeutung dessen sein, was tatsächlich geschah. Auf jeden Fall lässt sich festhalten, dass sich das schwedische Außenministerium schon vor Duckwitz' Ankunft in Stockholm mit derlei Gedanken getragen hatte. Die Reise nach Schweden dürfte also kaum die Bedeutung gehabt haben, die Duckwitz ihr später beimaß. Sie ist jedoch sehr aussagekräftig, was seinen Willen anging, die Juden zu retten. Sie ist auch ein wichtiges Indiz für die Richtigkeit der Annahme, dass Best ein doppeltes Spiel trieb, denn Duckwitz' Reise konnte nicht stattfinden, ohne dass der Reichsbevollmächtigte davon wusste und sie guthieß.

Am 28. September teilte Best Duckwitz mit, dass die Razzia während des jüdischen Neujahrsfestes in der Nacht vom 1. auf den 2. Oktober stattfinden werde. Man ging davon aus, dass die allermeisten jüdischen Familien diesen Tag gemeinsam zuhause begehen würden. Duckwitz sorgte dafür, dass die Warnung unverzüglich zu seinen sozialdemokratischen Freunden, an das dänische Außenministerium und an den schwedischen Gesandten durchsickerte. Einer derjenigen, die die Nachricht direkt von ihm überbracht bekamen, der spätere Premierminister Hans Hedtoft, erzählt, Duckwitz sei »bleich vor Indignation und Scham« gewesen. »Jetzt ist es so weit«, habe Duckwitz gesagt. »In einer der kommenden Nächte werden Schiffe auf Reede liegen. Kopenhagen wird isoliert, die Telefonleitungen werden unterbrochen und die Juden werden zuhause aus den Betten gejagt und nach Deutschland deportiert werden.«

Die Eingeweihten verbreiteten die Nachricht in der ganzen Stadt, so dass, als die Gestapo am 1. Oktober zugriff, die allermeisten Juden ihr Zuhause verlassen hatten. Nur etwa 500 wurden an diesem Abend und an den Folgetagen arrestiert und nach Theresienstadt im Protektorat Böhmen und Mähren deportiert. Die Übrigen konnten sich in einer Aktion unter großer Beteiligung der Bevölkerung nach Schweden retten. Etwa 50 der deportierten Juden

kamen in Theresienstadt um, etwa die gleiche Anzahl ertrank auf der Flucht nach Schweden oder beging Selbstmord, womit die Zahl der dänischen Opfer die niedrigste des gesamten Holocaust ist.

Es ist darüber gestritten worden, wem die Ehre gebührt, die Juden gewarnt zu haben: Best oder Duckwitz. Best hat stets behauptet, dass die Initiative von ihm kam und Duckwitz hat Best in diesem Punkt in den ersten Nachkriegsjahren unterstützt. Aber dann geriet Best in Duckwitz' Darstellung zunehmend »in Vergessenheit«, und er stellte die Dinge so dar, also ob er die Initiative ganz allein ergriffen habe. Meine Studien belegen eindeutig, dass die Initiative von Best kam – allerdings nicht in Form eines Befehls, denn als ex-Gestapo-Mann wusste er sich natürlich abzusichern. Best wusste, dass Duckwitz das Datum der geplanten Razzia an die dänische Seite weitergeben würde. Die Vorwarnung war insofern der Höhepunkt von Bests doppeltem Spiel.

Ich bin nicht der Auffassung, dass Duckwitz' Einsatz dadurch geschmälert wird, dass die Warnung von Best kam, denn Duckwitz ging mit seinem Handeln ein Risiko ein, dass ihn den Kopf hätte kosten können, wenn die Sache herausgekommen wäre. Best hätte so tun können, als habe er nichts mit der Sache zu tun gehabt.

Außerdem war es für die Glaubwürdigkeit der Warnung von entscheidender Bedeutung, dass Duckwitz das Vertrauen beider Lager genoss. Somit galt er den Dänen nicht als Provokateur. Mehrere Angehörige der Gesandtschaft warnten einzelne Juden, jedoch war Duckwitz der einzige, der sich massiv gegen diesen Führerbefehl auflehnte. Für Best ging es darum, seine Karriere zu retten, für Duckwitz um die Rettung der Juden.

Meine Duckwitz-Biographie trägt den Untertitel »Retter der dänischen Juden«, womit ich zu verstehen zu geben versuche, dass Duckwitz' Warnung von entscheidender Bedeutung für die geglückte Flucht war. Gleichzeitig aber muss man festhalten, dass eine Reihe weiterer Faktoren mit hineinspielte, ohne die die Sache ganz anders hätte ausgehen können.

Die Rettung der 7.000 dänischen Juden steht im krassen Kontrast zu den fünf bis sechs Millionen Juden, die im übrigen Europa umkamen. Die Geschichte dieser Rettung wird stark romantisiert und mythologisiert. Dies gilt nicht zuletzt für die amerikanische Literatur, in der oft behauptet wird, dass die Endlösung hätte gestoppt werden können, wenn alle europäischen Länder so gehandelt hätten wie Dänemark. Leider spricht die Wahrscheinlichkeit nicht für eine solche These. Vielmehr können wir aus heutiger Sicht sagen, dass wichtige Umstände und diverse Faktoren glücklich zusammengewirkt und damit erst eine günstige Ausgangssituation für die Rettung geschaffen haben. In diesem Sinne ist Dänemark ein Ausnahmefall und die Rettung der dänischen Juden lässt sich deshalb nur schwer mit den potentiellen Möglichkeiten in anderen Ländern vergleichen. Lassen Sie mich einige der außergewöhnlichen dänischen Umstände nennen:

Zunächst einmal war da die dänisch-deutsche Kollaboration, die dazu führte, dass die Juden-Razzia erst spät durchgeführt wurde, also in einer Phase des Krieges, als Moral und Disziplin der Besatzungsmacht bereits stark geschwächt

waren. Praktisch alle deutschen Instanzen vor Ort waren gegen die Aktion: Das Militär, die Polizei und die Gesandtschaft, und zwar nicht um der Juden und ihrer Rettung willen, sondern weil man das Problem für zu geringfügig und eine Razzia für kontraproduktiv hielt.

Hinzu kam die geographische Nähe zu Schweden: Es musste lediglich ein ruhiges Fahrwasser, nämlich der schmale Öresund, überwunden werden, um dorthin zu gelangen. Und Schweden war nun bereit, die Juden aufzunehmen, wohingegen man sie in einer früheren Phase des Krieges an der Grenze abgewiesen hatte.

Des Weiteren gab es innerdänische Faktoren, die bei der Rettung der Juden eine Rolle spielten: Den gering ausgeprägten Antisemitismus, die kleine und bedeutungslose Nazipartei und schließlich die Widerstandsbewegung – sie war mittlerweile so stark geworden, dass sie zur Schaffung der nötigen Infrastruktur für die Flucht beitragen konnte.

Alle genannten Umstände schufen zusammen optimale Möglichkeiten für eine breite Unterstützung der Juden durch die Bevölkerung, die leider im übrigen Europa Hitlers kein Pendant fand und auf die die Dänen zu Recht stolz sein können: Die breite Unterstützung nämlich beruhte ihrerseits auf einer politischen und demokratischen Kultur, die die Juden als Landsleute ein- und nicht ausschloss – letzteres war in vielen anderen Staaten der Fall. Das schmälert nicht Duckwitz' Einsatz, rückt ihn aber ins rechte Licht.

Wenn wir uns erneut der Rolle von Duckwitz während der Besatzungszeit zuwenden, stellen wir fest, dass diese sich nicht in seiner Unterstützung der Juden erschöpfte: Während des großen Generalstreiks in Kopenhagen im Sommer 1944, der mehr als 800 Todesopfer und Verletzte forderte, gelang es Duckwitz, die verhärteten Fronten zwischen Best und den dänischen Behörden aufzuweichen und so zerstörerische Strafmaßnahmen gegen die Hauptstadt zu verhindern. Während der letzten Kriegsjahre bekämpfte er die Kriegsmarine, um so viele dänische Schiffe wie möglich vor der Beschlagnahme durch die Deutschen zu bewahren. Das Oberkommando der Marine in Berlin betrachtete Duckwitz als eine Art bösen Widersacher in Kopenhagen. Im Winter 1945 setzte er alles daran zu verhindern, dass Hitlers Befehl der »verbrannten Erde« in Dänemark umgesetzt wurde. In den Monaten April und Mai 1945 pendelte er zwischen Stockholm, Kopenhagen und Hamburg hin und her, um eine Teilkapitulation der Wehrmacht in Dänemark und Norwegen zu erreichen. Er wertete seinen Einsatz später als »weltgeschichtlich bedeutsam«. Seine diplomatischen Bemühungen führten nicht zu der angestrebten Kapitulation – die Entscheidung dazu wurde vielmehr außerhalb Dänemarks gefällt. Duckwitz' Einsatz ist aber beredter Beleg für seine Willenskraft, seinen Mut und die ihm zu Gebote stehende mentale Kapazität, mit der er sich in die große Politik stürzte.

Im Dezember 1942 kam Duckwitz in Kontakt mit den »Verschwörern« des 20. Juli. Wir wissen wenig über seine Rolle und seine diesbezüglichen Beziehungen, denn er blieb »Schläfer« und sollte erst nach einem geglückten Umsturz aktiv werden. Dazu kam es bekanntlich nie. Seinen eigenen Angaben zufolge hätte Duckwitz das Besatzungsregime in Dänemark abwickeln sollen.

Leider wissen wir auch nicht viel über die politische und ideologische Entwicklung, die Duckwitz zwischen 1935, als er aus dem Außenpolitischen Amt ausschied, und dem 1. Januar 1943 nahm, als er begann, Tagebuch zu führen. Wenn man das Muster der Entwicklung anderer national-bürgerlich gesinnter Regimegegner zum Vergleich heranzieht, kann man vermuten, dass seine Abkehr vom Dritten Reich ein langsamer Ablösungsprozess war, der erst mit dem Krieg und den Kriegsverbrechen sowie mit dem Untergang Deutschlands seinen Abschluss fand. Duckwitz war Patriot. Wie andere politisch Rechtstehende, die sich der Nazibewegung anschlossen, mag er Hitlers außenpolitischem Programm über weite Strecken gefolgt sein. Nach seinen Tagebuchaufzeichnungen zu urteilen, war er jedoch im Jahr 1943 gegen den Krieg, gegen Hitler und gegen die Partei.

Gleichzeitig litt er mit den Soldaten an der Front, hoffte ständig auf eine Verbesserung der militärischen Lage und, noch 1944, auf einen Kompromissfrieden mit den Westmächten, der es erlaubt hätte, die Russen aus Mitteleuropa fernzuhalten. Wie die übrigen Angehörigen der Verschwörung vom 20. Juli litt er seelische Höllenqualen, als er mehr und mehr erkennen musste, dass der einzige Weg zu einem von den Nazis befreiten Deutschland notwendigerweise über die totale Niederlage führen musste. Annemarie Duckwitz hat davon berichtet, dass sie ihren Mann bei seinen nächtlichen Alpträumen festhalten und auf ihn einreden musste, damit er wieder zur Ruhe kam.

Als Verhandlungsführer des Warschauer Vertrages von 1970, der den entscheidenden Schritt in Richtung auf eine polnisch-deutsche Aussöhnung darstellte, betonte er den Vorrang moralischer Kategorien: Deutschland hatte den Krieg begonnen, Deutschland hatte in Polen Kriegsverbrechen begangen und nun kam die Abrechnung in Form der Abtretung der Gebiete östlich der Oder-Neiße-Linie, die die neue Grenze zwischen Polen und Deutschland bilden sollte. Es waren diese moralischen und humanitären Werte, die Duckwitz' Arbeit für die dänische Sache entscheidend beeinflussten. Dazu kam seine tief empfundene Liebe zu Dänemark. Er hatte dort, so drückte er es aus, eine »Kultur des Herzens« gefunden, die er nirgendwo sonst empfunden hatte.

Den Dänen das Unglück der Besatzung zu mildern, war eine Herkulesaufgabe, an der psychisch weniger robuste Naturen gescheitert wären, denn es galt Druck von beiden Seiten auszuhalten, also von den ihm feindlich gesonnenen eigenen Landsleuten und seitens des Feindeslandes.

Dank seiner Persönlichkeit und seiner vielseitigen Begabungen war Duckwitz erfolgreich. Er besaß die Fähigkeit, Vertrauen zu schaffen, Lösungen zu entwickeln, hatte politisches Gespür, respektierte die Haltung anderer, war entschlossfreudig und verfügte über eine ausgeprägte Selbstsicherheit. Darüber hinaus war er mutig genug, gegen den Strom zu schwimmen, und besaß ein gerüttelt Maß Unverfrorenheit, Optimismus und Humor. Letzterer war gepaart mit einem Sinn für Selbstironie, mit dem er auf Abstand zu seinem Image ging. Nicht von ungefähr wird Duckwitz mit der folgenden entwaffnenden Bemerkung zitiert: »Wer mich für klug hält, nennt mich ›Herr Dr. Duckwitz‹; wer mich für einen feinen Menschen hält, nennt mich ›Herr von Duckwitz‹; und wer etwas bei mir erreichen will, nennt mich ›Herr Dr. von Duckwitz‹.«.

Duckwitz glaubte an den Sinn der Geschichte. Er glaubte daran, dass er in Dänemark einen Auftrag zu erfüllen hatte und dass er etwas bewirken konnte. Ich neige zu der Auffassung, dass seine Vita ihm Recht gibt.

Bibliographischer Nachtrag:

Dieser Beitrag gründet sich wesentlich auf der Duckwitz-Biographie des Verfassers: Hans Kirchhoff, *Den gode tysker – G. F. Duckwitz. De danske jøders redningsmand* (Der gute Deutsche – G. F. Duckwitz. Der Retter der dänischen Juden), Kopenhagen 2013. Alle Hinweise zu benutzten Quellen, Archivalien und Literatur sind dort nachgewiesen. Die zentrale Quelle, die Tagebuchaufzeichnungen von Duckwitz, befinden sich im politischen Archiv des Auswärtigen Amtes, Berlin, ebenso wie Duckwitz' Personalakten (47242/3) und der »Nachlass Duckwitz«. Auch im dänischen Reichsarchiv befindet sich ein Privatnachlass von Duckwitz u. a. mit seiner großen Lebensbeschreibung, verfasst 1946 (auch in anderen Archiven vorhanden).

Ein Kurzbericht von Hans Kirchhoff, Georg Ferdinand Duckwitz. Die Rettung der dänischen Juden (auch in Englisch erschienen), ist in der Reihe »Diplomatische Profile« vom Auswärtigen Amt, Berlin 2013, herausgegeben worden (als pdf auch online verfügbar über die homepage des Auswärtigen Amtes). Eine breite Quellensammlung, aber leider nur in Dänisch verfügbar, ist von Anders Jerichow publiziert worden. *Danske jøders flugt til Sverige eller deportation til Theresienstadt* (Die Flucht dänischer Juden nach Schweden oder die Deportation nach Theresienstadt), Humanity in Action, København 2013. John T. Lauridsen, *Werner Bests korrespondance med Auswärtiges Amt og andre tyske akter vedrørende besættelsen af Danmark 1942–1945* (Die Korrespondenz von Werner Best mit dem Auswärtigen Amt und andere Akten zur Besetzung von Dänemark, Kopenhagen 2012, Bd. 4.), beleuchtet im Originaltext die deutsche Seite der Aktion.

Das Standardwerk ist noch immer Leni Yahil, *The Rescue of Danish Jewry. Test of a Democracy*, Philadelphia 1969. Die Darstellung ist in einigen Punkten überholt, vgl. hierzu den letzten Beitrag von Bo Lidegaard, *Landsmænd. De danske jøders flugt i oktober 1943*, København 2013 (auch in Deutsch). Zentrale Themen sind von Hans Kirchhoff, *Holocaust i Danmark* (Holocaust in Dänemark), Odense 2013, behandelt worden.

Die Literatur über die Besatzungszeit in Dänemark (1940–1945) ist mittlerweile enorm umfangreich, aber fast nur in dänischer Sprache verfasst. In Deutsch siehe Erich Thomsen, *Deutsche Besatzungspolitik in Dänemark 1940–1945*, Düsseldorf 1971, jetzt überholt; vgl. daher auch Henrik S. Nissen (Hrsg.), *Scandinavia during the Second World War*, Oslo 1983.

Was bleibt von Wilhelm Kaisens Amerika? Zur Geschichte der transatlantischen Beziehungen aus bremischer Perspektive*

Von Jan Logemann

Im Nachlass von Bürgermeister Wilhelm Kaisen findet sich ein Brief, den er Ende Dezember 1978, also etwa ein Jahr vor seinem Tod, erhalten haben muss. John McCloy, der Verfasser der kurzen Nachricht, übermittelt gute Neujahrswünsche und schreibt: »I think of your great contributions to the setting up of the Federal Republic and of how much we on the American side depended upon you for your good advice and example. The last time I saw Lucius Clay, who is no longer with us, he spoke of his high regard for you.«¹ McCloy war von 1949 bis 1952 der Alliierte Hohe Kommissar in Deutschland gewesen und hatte die alliierten Kontrollrechte der Amerikaner in der noch jungen Bundesrepublik wahrgenommen und Lucius Clay war als Militärgouverneur der amerikanischen Besatzungszone von 1947 bis 1949 gewissermaßen sein Vorgänger gewesen. Beiden waren exponierte Vertreter jenes offiziellen Nachkriegsamerikas, mit dem Wilhelm Kaisen in seiner frühen Zeit als Bremer Bürgermeister enge Beziehungen pflegte und das für seine politische Weltsicht in den Nachkriegsjahrzehnten eine große Rolle spielte. Der Respekt für den Bremer, dem die Amerikaner noch fast 30 Jahre später in dem erwähnten Brief Ausdruck verliehen, beruhte auf Gegenseitigkeit und auf einer langjährigen politischen Beziehung. Als Clay 1952 Deutschland über Bremen verließ, hatte Kaisen ihn gerühmt als einen hervorragenden Vertreter des amerikanischen Interesses am Wiederaufbau Deutschlands, das die Grundlage für eine neue Gemeinschaft Europas schaffe.²

Kaisens Interesse an jener europäischen Gemeinschaft stand im Zentrum der letztjährigen Kaisen-Lesung von Ludwig Sommer.³ Ich möchte mich daran anknüpfend in diesem Aufsatz mit den transatlantischen Beziehungen und mit Kaisens Auseinandersetzung mit den Vereinigten Staaten beschäftigen, die in seinem Leben ebenfalls eine wichtige Rolle eingenommen haben.

* Um Literaturhinweise und Quellenbelege erweiterter Text der »Kaisen Lesung« vom 21. Mai 2015 im Bremer Rathaus. Ich möchte mich bei Eva Determann, Volker Kröning und Reinhild Kreis für Gespräche und Anregungen in der Vorbereitung dieses Aufsatzes bedanken.

1 Brief John McCloy an Wilhelm Kaisen vom 11. Dez. 1978; StAB 7,97/ 2 - 42.

2 Wilhelm Kaisen, Rede zum Abschied McCloy's, 21. 7. 1952; StAB 7,97/ 0 - 3.

3 Siehe Karl-Ludwig Sommer, »Deutschland bleibt unser Heimatland – Europa wird unser Vaterland«. Wilhelm Kaisen und die Bestrebungen zur Einigung Europas in den 1950er Jahren, in: Brem. Jb. 93, 2014, S. 187–204.

Beim Studium von Kaisens Memoiren und Nachlass nehmen die Erfahrungen mit Amerika in Bremen, in den transatlantischen Beziehungen im Kalten Krieg, aber auch im persönlichen Erleben auf zwei ausgedehnten Reisen einen umfangreichen Platz ein. Sein Blick auf die USA eröffnet uns darüber hinaus Perspektiven auf die besonderen Beziehungen Bremens zu den Vereinigten Staaten und die historische Bedeutung der transatlantischen Beziehung für diese Stadt und für Deutschland im zwanzigsten Jahrhundert. Kaisen war ein »transatlantischer Mittler« und gehörte in gewisser Hinsicht zur »Gründergeneration« der transatlantischen Beziehungen nach dem Zweiten Weltkrieg. Viele Vertreter seiner Generation, zu der auf amerikanischer Seite auch McCloy gehörte, maßen den Beziehungen Nachkriegsdeutschlands zu den USA eine hohe Bedeutung zu und sie blickten schon seit den 1970er Jahren mit zunehmender Sorge auf die Entwicklung deutsch-amerikanischer Beziehungen.⁴ Daher stelle ich auch die rückblickende Frage: was bleibt von Kaisens Amerika?

Die Vereinigten Staaten nahmen in der deutschen Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts viele Rollen ein: Feindbild und Vorbild, Besatzungsmacht und Bündnispartner, Wirtschaftsmacht, vermeintlicher Ausgangspunkt einer bedrohlichen »Amerikanisierung« und gepriesenes Zentrum der Moderne. Das deutsche Amerikabild war und ist von Widersprüchlichkeiten geprägt. Was also beinhaltete Kaisens »Amerika«? Ich werde im Folgenden fünf verschiedene Ebenen seines Amerikabildes unterscheiden. Zuerst findet sich eine Ebene, die man als das »Hanseatischen Amerika« bezeichnen kann, jene lange Tradition des Handels und der Wirtschaftsbeziehungen zu den USA, die auch für einen sozialdemokratischen Bürgermeister ein zentraler Bezugspunkt bremischer Nachkriegsentwicklung waren. So überreichte Kaisen bei der erwähnten Verabschiedung McCloy im Festsaal des Bremer Rathauses seinem Gast eine Sammlung von Faksimile-Dokumenten aus dem Staatsarchiv, die die lange Handelsverbundenheit Bremens mit den USA symbolisieren sollte.⁵ Zweitens gab es das »Amerika vor Ort«, wie es die Historikerin Anna-Marie Pedron jüngst sehr eindrücklich beschrieben hat, also die alltägliche Präsenz der amerikanischen Besatzungsmacht und ihrer Kultur im Nachkriegsbremen.⁶ Drittens gab es für Kaisen das »Erfahrene Amerika«, die persönlichen Eindrücke zweier recht unterschiedlicher USA-Reisen von 1950 und 1962, auf die ich eingehen werde.

Im Gegensatz zu diesen drei sehr konkreten Ebenen von Kaisens Auseinandersetzung mit den USA steht viertens das eher abstrakte »Atlantische Amerika«, welches die USA als gesellschaftlich-politisches Modell fasste und

4 Zu den Konjunkturen deutsch-amerikanischer Beziehungen und dem »Abtreten« der Gründergeneration siehe Reinhild Kreis, Bündnis ohne Nachwuchs? Die »Nachfolgegeneration« und die deutsch-amerikanischen Beziehungen in den 1980er Jahren, in: Archiv für Sozialgeschichte 52, 2012, S. 607–631.

5 Erika Fischer und Heinz Fischer, John J. McCloy und die Frühgeschichte der Bundesrepublik Deutschland, Köln 1985, S. 48.

6 Anna-Maria Pedron, Amerikaner vor Ort. Besatzer und Besetzte in der Enklave Bremen nach dem Zweiten Weltkrieg (VStAB, Bd. 70), Bremen 2010.

zugleich die Bedeutung der transatlantischen Beziehungen im Kalten Krieg beinhaltet. Kaisen maß den transatlantischen Beziehungen eine hohe Bedeutung zu und nahm dafür auch Konflikte in der eigenen Partei in Kauf. In den 1960er Jahren finden wir dann fünftens ein eher abwägendes und nuanciertes, ein nüchterner-pragmatisches Bild von den USA bei Kaisen und damit verbunden die Vorstellung eines mehr »Partnerschaftlichen Amerikas.« Abschließend will ich nach einer eventuell verblassenden Bedeutung der transatlantischen Bande im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts fragen, die zum Teil mit einem generationellen Wechsel in Bremen und in der Bundesrepublik eingeläutet wurde. Kaisen steht dabei exemplarisch für die herausgehobene Bedeutung der USA für die junge Bundesrepublik und für den Wandel der transatlantischen politischen und wirtschaftlichen Beziehungen, die er selber aktiv mitgestaltet hat.

Das »Hanseatische Amerika«: Bremen und die USA als Partner in der Weltwirtschaft

Wilhelm Kaisen war sicherlich kein Hanseat im klassischen Sinne. Als Sozialdemokrat und Sohn eines Hamburger Bauarbeiters lässt er sich nicht einfach in die Reihe jener Kaufleute und Konsuln einreihen, die lange die bremisch-amerikanischen Beziehungen bestimmten.⁷ Und dennoch war dieses »Hanseatische Amerika« sehr präsent für Wilhelm Kaisen in seiner Zeit als Bürgermeister. Er stand Senaten vor, die als unideologische »Bündnisse von Kaufleuten und Arbeiterschaft« (K.-L. Sommer) immer auch hanseatische Belange mit verfolgten, und Kaisen bemühte sich im Wiederaufbau dezidiert darum, an die lange Tradition transatlantischer Wirtschaftsbeziehungen anzuknüpfen.⁸

Die Atlantikpassage auf der Rückkehr seiner zweiten Amerikareise im Herbst 1962 hatte Kaisen auf der »Bremen« gebucht, dem Flaggschiff des Norddeutschen Lloyd. Eine Broschüre der bremischen Reederei, die Kaisen aufhob, unterstrich die historische Symbolik. Er fuhr auf der 1959 in Dienst gestellten fünften Bremen. Die erste Bremen war im Jahre 1858 zum ersten Mal von Bremen nach New York in See gestochen, nachdem Konsul H. H. Meyer den Senat zur Gründung einer transatlantischen Passagierschiffahrtslinie hatte bewegen können.⁹ Um Kaisens Nachkriegsbeziehungen zu den

7 Zu Kaisens Biographie grundlegend: Karl-Ludwig Sommer, Wilhelm Kaisen. Eine Politische Biographie, Bonn 2000. Zur transatlantischen Geschichte der »Hanseaten« und Bremens transatlantischen Beziehungen allgemein siehe Ludwig Beutin, Bremen und Amerika. Zur Geschichte der Weltwirtschaft und der Beziehungen Deutschlands zu den Vereinigten Staaten, Bremen 1953; Konrad Elmshäuser, Geschichte Bremens, München 2007; Lars Scholl (Hrsg.), Bremen und Amerika. Die Verbindungen der Hansestadt mit den Vereinigten Staaten, Bremen 2010, sowie Lars Maischak, German Merchants in the Nineteenth-Century Atlantic, Cambridge 2013.

8 Karl-Ludwig Sommer, Politik im Zeichen des Bündnisses von »Kaufleuten und Arbeiterschaft«, in: ders. (Hrsg.), Bremen in den Fünfziger Jahren. Politik – Wirtschaft – Kultur, Bremen 1989, S. 8–76.

9 Norddeutscher Lloyd, Broschüre »Flaggschiff Bremen«; StAB 7,97/ 3-27.

USA richtig zu verstehen, ist es also sinnvoll, sich Bremens lange Geschichte der transatlantischen Handelsbeziehungen – also das »hanseatische Amerika« – kurz in Erinnerung zu rufen.

Als die erste »Bremen« Mitte des 19. Jahrhunderts in See stach, blickte die Stadt schon auf eine rege Handelsgeschichte mit den Vereinigten Staaten zurück. Bereits im ausgehenden 18. Jahrhundert fand ein erster Aufschwung des Handels mit der jungen amerikanischen Republik statt und die USA hatten schon 1794 ihren ersten Konsul in der Reichsstadt ernannt. Im Jahre 1799 kamen 72 Schiffe aus den USA an (36 davon aus Baltimore), gehandelt wurden vor allem Tabak und Leinwand. Zu einer weiteren Intensivierung der Handelsbeziehungen kam es ab 1827 mit dem amerikanisch-hanseatischen Handelsvertrag, den die damals souveränen Hansestädte Bremen und Hamburg mit der amerikanischen Regierung abschlossen und der eine qualifizierte meist-begünstigten Klausel beinhaltete. So war es 1830 auch der amerikanische Schoner »Draper«, der als erstes Schiff den neuen Küstenhafen in Bremerhaven anlief.¹⁰

In der Mitte des 19. Jahrhunderts bildete sich eine transnationale Gemeinschaft hanseatischer Kaufleute heraus, die ein enges Netzwerk sozialer, familiärer und wirtschaftlicher Kontakte zwischen Bremen, Baltimore und New York aufbaute.¹¹ Während Hamburg sich vornehmlich auf den Handel mit dem britischen Empire konzentrierte, übernahmen die Bremer Kaufleute immer größere Anteile des wachsenden Amerikahandels. Neben Tabak war es ab den 1850er Jahren zunehmend auch Baumwolle, die Bremer Schiffe aus den USA nach Kontinentaleuropa importierten und die Stadt somit in Konkurrenz zu britischen Häfen wie Liverpool brachte. Die Bremer Baumwollbörse gab es seit 1877, und in den 1880er Jahren wurde amerikanische Baumwolle in Bremen auch im Termingeschäft gehandelt.¹² Die freihändlerisch orientierte Stadt bildete einen wichtigen Umschlagpunkt zwischen den USA und dem deutschen Zollverein, dem Bremen erst 1888, also deutlich nach der Reichsgründung beitrug. Bremen partizipierte bis zum Ersten Weltkrieg voll an der sogenannten ersten Welle der Globalisierung und mehr als 50 Prozent der Einfuhr in Bremens Häfen kam dabei 1913 aus den USA.¹³

Neben der Integration von Waren- und Finanzmärkten war die globale Arbeitsmobilität ein zentraler Bestandteil dieser Globalisierungswelle und Bremen hatte einen massiven Anteil an den transatlantischen Migrationsströmen des 19. Jahrhunderts. Die Stadt war zum Hauptauswanderungshafen Deutschlands aufgestiegen. Etwa 40 % aller deutschen Auswanderer, die in

10 Siehe Elmshäuser, *Geschichte Bremens* (wie Anm. 6), S. 64 und 71–72 sowie Beutin, *Bremen und Amerika* (wie Anm. 7).

11 Diese transnationalen Netzwerke werden eingehend behandelt bei Maischak, *German Merchants* (wie Anm. 7).

12 Beutin, *Bremen und Amerika* (wie Anm. 7), S. 99–100.

13 Zur weltwirtschaftlichen Integration vor dem Ersten Weltkrieg siehe Cornelius Torp, *Die Herausforderung der Globalisierung: Wirtschaft und Politik in Deutschland 1860–1914*, Göttingen 2005. Importzahlen bei Beutin, *Bremen und Amerika* (wie Anm. 7), S. 188.

den Jahren vor dem amerikanischen Bürgerkrieg in New York ankamen, reisten über Bremen.¹⁴ Ab den 1880er Jahren nahm der Anteil der deutschen Auswanderer rapide ab, während Bremer Auswandereragenturen wie die von Friedrich Missler in Kooperation mit dem Norddeutschen Lloyd begannen, Migranten in Süd- und Osteuropa zu rekrutieren. Im Jahre 1913 wanderten über Bremen 230.845 Reisende aus Russland und von anderswo ganz überwiegend in die USA und machten dort etwa 20 Prozent der gesamten Jahreseinwanderung aus.¹⁵

Die dramatische Desintegration der Weltwirtschaft in Folge des Ersten Weltkrieges traf dann aber auch die hanseatischen Beziehungen zu den Vereinigten Staaten. Der transatlantische Handel wurde effektiv abgeschnitten, und während die USA durch den Krieg zur global führenden Schifffahrts-, Handels, und Wirtschaftsmacht aufstiegen, hatte Bremen in seiner Folge mit hohen Vermögens- und Kapazitätsverlusten sowie Restriktionen zu kämpfen. Der Amerikahandel erholte sich im Laufe der 1920er Jahre zwar wieder ein wenig, doch blieben die Spitzen der Blütezeit unerreicht. Neue Restriktionen in der amerikanischen Einwanderungsgesetzgebung durch den National Origins Act bedeuteten zudem das Ende des Zeitalters der transatlantischen Massenmigration.

Der Flug der »Bremen« als erster Transatlantikflug von Ost nach West im Jahre 1928 ebenso wie die Jungfernfahrt der dritten »Bremen« mit eigenem Postflugzeug im Jahr darauf waren symbolische Momente, mit denen gerade der Norddeutsche Lloyd wieder an die transatlantische Rolle Bremens anknüpfen wollte.¹⁶ Finanziert wurde der Bau dieser vierten »Bremen«, die ihrer Reederei sogleich das Blaue Band gewann, wie so vieles im Deutschland jener Jahre ganz wesentlich durch amerikanische Anleihen und Kredite.¹⁷ Mit Ausbruch der Weltwirtschaftskrise zerschlugen sich die Hoffnungen auf

14 Maischak, *German Merchants* (wie Anm. 7), S. 24. Zur Geschichte der Auswanderung mit Blick auf Bremen siehe u.a. Birgit Gelberg, *Auswanderung nach Übersee: soziale Probleme der Auswandererbeförderung in Hamburg u. Bremen von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum 1. Weltkrieg*, Hamburg 1973; Bernd Brunner, *Nach Amerika: die Geschichte der deutschen Auswanderung*, München 2009, und Karen Schniedewind, *Begrenzter Aufenthalt im Land der unbegrenzten Möglichkeiten: Bremer Rückwanderer aus Amerika, 1850–1914*, Stuttgart 1994.

15 Beutin, *Bremen und Amerika* (wie Anm. 7), S. 156–165. Zur europäischen Organisation der Amerikaauswanderung vgl. Tobias Brinkmann, *Why Paul Nathan Attacked Albert Ballin: The Transatlantic Mass Migration and the Privatization of Prussia's Eastern Border Inspection, 1886–1914*, in: *Central European History* 43, 2010, S. 47–83.

16 Zum Flug der Bremen siehe Ewald Kimenkowski, »Wir von der »Bremen«: Hermann Köhl, James Fitzmaurice, E. G. Freiherr von Hünefeld; die Geschichte des ersten Fluges über den Atlantischen Ozean von Ost nach West, Berlin 1928. Der transatlantische Überseeverkehr wurde in den 1930er Jahren dann zunehmend problematisch. Siehe Hartmut Pophanken, »Amerika« – Das Projekt eines Schnelldampfers des Norddeutschen Lloyd, in: Peter Kuckuk und Hartmut Roder (Hrsg.), *Von der Dampfbarkasse zum Containerschiff*, Bremen 1988, S. 118–130.

17 Beutin, *Bremen und Amerika* (wie Anm. 7), S. 244–245.

Besserung aber wieder. Der gesamte Welthandel schrumpfte binnen weniger Jahre auf knapp ein Drittel des Volumens von 1928 und der amerikanische Smoot Hawley Tariff leitete 1930 eine Spirale protektionistischer Zollmaßnahmen ein. Die Weltwirtschaft zerfiel in den 1930er Jahre in konkurrierende Handels- und Währungsblöcke. Hinzu kam ab 1933 eine auf Autarkie und Rüstung ausgerichtete nationalsozialistische Wirtschaftspolitik, in der für die klassischen Bremer Überseeimporte von Tabak über Kaffee und Südfrüchte bis zur Baumwolle wenig Raum war.¹⁸ Das »hanseatische Amerika« rückte so in immer weitere Ferne, um mit Ausbruch des Krieges 1939 fast gänzlich außer Reichweite zu geraten.¹⁹ Vergessen aber war es nicht, sondern es stellte für Bremens ersten Nachkriegsbürgermeister vielmehr ein wichtiges historisches Erbe und eine zentrale wirtschaftliche Perspektive dar.

Das »Amerika vor Ort«: Besatzung und Wiederaufbau der späten 1940er und frühen 1950er Jahre

Das Ende des Zweiten Weltkrieges holte »Amerika« nach Bremen und brachte Kaisen in Kontakt mit einem zweiten Amerika, dem »Amerika vor Ort«. Schon im November 1944 hatten sich die Alliierten darauf geeinigt, eine amerikanische Enklave im britischen Besatzungsgebiet zu etablieren, nämlich die Städte Bremen und Bremerhaven mit den Landkreisen Osterholz, Wesermünde und Wesermarsch. Sie sollten den amerikanischen Streitkräften als Zugang zu und Ausgang aus Europa dienen. Am 20. Mai 1945 ging die militärische Zuständigkeit in der Stadt offiziell auf die 29. Infanterie Division der U.S. Army über, die ihr Hauptquartier an der Contrescarpe 22/23 schon bezogen hatte.²⁰ Dieses für Bremen neue Amerika trug Uniform, doch es folgte den Visionen von Zivilisten.

Ende April 1945 war es ein amerikanischer Offizier, der Europahistoriker Walter Dorn, der Kaisen in Borgfeld aufsuchte und ihn bat, dem von den alliierten eingesetzten Senat beizutreten. Als Mitglied des *Office of Strategic Services (OSS)*, einem Vorläufer des CIA, hatte Dorn im Krieg zusammen mit einer Reihe von amerikanischen Experten und europäischen Emigranten die amerikanische Nachkriegspolitik vorbereitet.²¹ Der Professor in Uniform, so erinnerte sich Kaisen später, habe ihm seine Vorstellung einer Nachkriegs-

18 Siehe Elmshäuser, *Geschichte Bremens* (wie Anm. 7), S. 99.

19 Ab 1943 wurde Bremen Ziel alliierter Bombardements – die United States Army Air Forces griffen dabei vor allem strategische Ziele der bremischen Kriegsindustrie an (u. a. Vulkan und AG Weser, Focke-Wulf und Atlaswerke. Siehe Herbert Schwarzwälder, *Geschichte der Freien Hansestadt Bremen*, Bd. 4: Bremen in der NS-Zeit, Bremen 1985, hier zitiert nach Pedron, *Amerikaner vor Ort* (wie Anm. 6), S. 65.

20 Andreas Röpcke, *Entstehung, Status und Verwaltung der amerikanischen Enklave Bremen*, in: *Brem. Jb.* 66, 1988, S. 423–452. Zur Geschichte der Enklave siehe auch Staatsarchiv Bremen, *Occupation. Enclave. State. Die Wiederbegründung des Landes Bremen nach dem Zweiten Weltkrieg. Dokumente zu Politik und Alltag*, Bremen 2. Aufl. 2007.

21 Siehe Sommer, *Wilhelm Kaisen* (wie Anm. 7), S. 139. Zur Rolle des OSS und seiner Verbindung mit Emigranten in der Nachkriegsplanung siehe Joachim Radkau,

ordnung entwickelt, in der Deutschland graduell seine »Stimme« wieder finden solle. Es ginge darum, »eine geistige Einheit zwischen Siegern und Besiegten herzustellen auf der Grundlage der Anerkennung der demokratischen Grundrechte des einzelnen wie auch der Völker.«²² Die praktische Erfahrung des Umgangs mit den Besatzungsmächten vor Ort gestaltete sich zunächst jedoch deutlich komplizierter, als es die Vision einer geistigen Einheit nahelegen mag.

Kaisen wurde Vorsitzender eines Senats, zu dessen Arbeit neben Sozialdemokraten und einem Kommunisten auch bürgerliche Vertreter wie der ehemalige Bürgermeister Theodor Spitta als Kaisens Stellvertreter entscheidend beitrugen.²³ Das Verhältnis von Deutschen und Alliierten war aber zunächst durchaus von Misstrauen geprägt. Zudem bereitete ein Wirrwarr an Zuständigkeiten zwischen der militärischen Hafenverwaltung und den konkurrierenden Besatzungsregimen der Amerikaner und der Briten zunächst Probleme. Während die Briten Bremen in das entstehende Niedersachsen mit eingliedern wollten, beharrten die Amerikaner auf der Eigenständigkeit ihrer bald auf Bremen und Bremerhaven verkleinerten Enklave. Die 1947 wiederbegründete Eigenstaatlichkeit Bremens war somit ganz entscheidend das Ergebnis einer Interessenidentität des bremischen Senats mit den Vereinigten Staaten von Amerika.²⁴

In der Alltagserfahrung der Nachkriegsjahre gab es jedoch auch handfeste Interessengegensätze. Anna-Maria Pedron hat anhand von OMGUS Unterlagen verschiedene Kontaktzonen zwischen Bremerinnen und Bremern und den anfangs knapp 30.000 GIs untersucht, die im Land stationiert waren.²⁵ Während im Rathaus Kaisens die offiziellen Kontakte bald relativ konfliktfrei verliefen und Bremen wirtschaftlich vom Ausbau des Hafens zum amerikanischen Logistikdrehkreuz profitierten, blieb der Kontakt auf der Straße eher distanziert und beschränkte sich oft auf den Schwarzmarkttausch. Amerikanische Kasernen waren Orte, die stark durch den krassen Kontrast von Nachkriegsmangel in Bremen und vergleichsweise »luxuriösem« Soldatenleben geprägt waren. An Gerichten machten Bremer die Erfahrung einer im Vergleich zum Umland zunächst strengeren Entnazifizierung. Dies waren Orte des Konflikts ebenso wie die zahlreichen Wohnungen, die für den Gebrauch der

Die deutsche Emigration in den USA. Ihr Einfluss auf die amerikanische Europapolitik 1933–1945, Düsseldorf 1971.

22 Wilhelm Kaisen, *Meine Arbeit, Mein Leben*, München 1967, S. 175.

23 Zu Person Spittas nach 1945 siehe Bernd Ulrich and Paula Bradish, *The Senator's Tale. The Development of Bremen's Bourgeoisie in the Post-1945 Era*, in: *Social History* 28, 2003, S. 303–321.

24 Elmhäuser, *Geschichte Bremens* (wie Anm. 7), S. 103.

25 Folgende Diskussion gestützt auf Pedron, *Amerikaner vor Ort* (wie Anm. 6). Im Juni 1945 waren offiziell etwa 27.000 GIs im Gebiet der Enklave stationiert, hinzu kamen etliche Durchreisende. Pedron, *Amerikaner vor Ort*, S. 54. Bremens Erfahrung mit der amerikanischen Besatzungsherrschaft lässt sich mit anderen Gebieten Nachkriegsdeutschlands vergleichen. Siehe hierzu z.B. Thomas Maulucci und Detlef Junker (Hrsg.), *GIs in Germany. The Social, Economic, Cultural, and Political History of the American Military Presence*, Cambridge 2013.

Besatzungstruppen requiriert worden waren und den Wohnraummangel noch verschärften.

Zugleich gab es jedoch auch Orte des freundschaftlichen Austausches. Im neu gegründeten Amerikahaus etwa entwickelte sich bald eine lebhaft Diskussionskultur mit Erfolgen im Jugendaustausch. Im alltäglichen Leben waren es oft Kneipen, in denen zwar Konflikte durchaus auf Augenhöhe ausgetragen wurden, aber wo auch Freundschaften entstanden.²⁶ Noch Anfang der 1950er Jahre war die große Bedeutung der amerikanischen Präsenz in der Stadt sehr deutlich. In Kaisens Jahresbericht als Präsident des Senats vom Januar 1952 scheint beispielsweise die Rolle der USA für Bremen immer wieder durch. »Wir haben im Laufe der Jahre große Fortschritte gemacht,« so Kaisen, und »wir wissen, dass wir dabei auch von den USA große Hilfe erhalten haben.« Neben Mitteln aus Programmen des Marshallplans etwa, gingen 24,5 % der Ausfuhr bremischer Firmen in die USA. Über 50.000 Deutsche würden 1952 von Bremen aus in die USA auswandern und sechs Schiffe im Liniendienst hätten 1951 162.000 Passiere nach Amerika gebracht. Die Tradition des »hanseatischen Amerika« kehrte so auch Dank amerikanischer Unterstützung im Wiederaufbau des Hafens langsam wieder zurück. Panamerica World hatte zudem eine wöchentliche Flugverbindung nach New York eingerichtet.²⁷ Sicherlich, Bremen hatte substanzielle Besatzungskosten zu tragen, aber Kaisen verwies gleichzeitig auf Wohnungsbauprojekte in Bremen und Bremerhaven, die durch amerikanische Mittel und ECA Darlehen finanziert wurden.²⁸ Bremen hatte auf vielen Ebenen sehr konkret von der amerikanischen Aufbauhilfe profitiert.

Bei allen Konflikten über Wohnraum oder Besatzungskosten überwog Anfang der 1950er Jahre also ein sehr positives Bild des »Amerika vor Ort« in den Reden Wilhelm Kaisens. Anlässlich der Verabschiedungen von John McCloy und des amerikanischen Landeskommissars Charles Jeffs im Juni 1952 sprach Kaisen explizit über die »Amerikanischen Zuwendungen für Bremen.« Hier führte er neben reinen finanziellen Hilfeleistungen und den bekannten CARE-Paketen oder dem CRALOG Programm, das für Bremen Nahrungsmittel und Kleidung im Wert von 11 Mio. Dollar bereitgestellt hatte, auch die Unterstützung der Bremische Schulspeisung im Umfang von 15 Mio. Dollar an,

26 Zur allgemeinen Bedeutung von Amerikahäusern für die deutsch-amerikanischen Beziehungen siehe Reinhild Kreis, *Orte für Amerika: Deutsch-amerikanische Institute und Amerikahäuser in der Bundesrepublik seit den 1960er Jahren*, Stuttgart 2012. Zur Alltagserfahrung in den 1950er Jahren in Bremerhaven siehe auch Rüdiger Ritter, *Vorort von New York? Die Amerikaner in Bremerhaven; Ergebnisse einer Studie am Museum der 50er Jahre Bremerhaven*, Bremerhaven 2010.

27 Zum Wiederaufbau der Häfen und der Rolle der USA siehe ausführlich Karl-Marten Barfuss, *Der Wiederaufbau der bremischen Häfen nach dem Zweiten Weltkrieg aus technischer, hafenwirtschaftlicher und hafenpolitischer Sicht*, in: *Brem. Jb.* 69, 1990, S. 203–262. Zur Auswanderung nach 1945 siehe Karin Nerger-Focke, *Die deutsche Amerikaauswanderung nach 1945. Rahmenbedingungen und Verlaufsformen*, Stuttgart 1995.

28 Kaisen, Jahresbericht des Präsidenten des Senats, 4. 1. 1952; StAB 7,97/ 0-3.

sowie den Austausch von Fachkräften, Beiträge zum Pump- und Schleusenwerk, zum Aufbau von Gasometer, Werftanlagen und einer Penicillin-Fabrik, den Bau eines Berufsschulzentrums sowie Unterstützungen für Vereine, Bibliotheken und Museen. Gerade der kulturelle Beitrag fand besondere Würdigung.²⁹ Radio Bremen als eigene Sendeanstalt hätte es ohne die Amerikaner nicht gegeben.³⁰ Das Amerikahaus in der »Glocke«, so Kaisen, sei dazu ein besonderer Erfolg: 28.000 Bücher und Zeitschriften würden dort von 10.000 Bremern monatlich entliehen. Es würden zudem Filme gezeigt und Schallplatten angehört.

Neben solchen staatlichen Aufbauhilfen drückte Kaisen mehrfach seine besondere Bewunderung für die Rolle privater philanthropischer Initiativen in den USA aus, die er in Bremen vor Ort erfuhr. So hatte 1948 die Organisation »Nachbarn der Tat« auf Initiative eines Mr. Warbington 8.000 Pakete mit Mehl, Schmalz und Kaffee nach Bremen versandt, die von Farmern in der Umgebung von Shelby, Ohio, selber gepackt worden waren.³¹ Solche Formen großzügiger Hilfe beeindruckten Kaisen: »Auf diesem Gebiet sind die Amerikaner den Europäern überlegen«, schrieb er 1952, sie hätten es geschafft viele Ideale der alten Welt tatsächlich in Handlungen umzusetzen.³²

Das »Erfahrene Amerika«: Alltagserfahrung und »große Politik« der Reise 1950

Als Bremer Bürgermeister war Kaisen sicherlich aus politischen Gründen daran gelegen, die Freundschaft mit den USA zu beschwören, doch schien er diese Auffassung auch als Privatmann zu teilen. Sein Amerikabild schöpfte dabei zu diesem Zeitpunkt schon aus dem Eindruck des von Kaisen selber »erfahrenen Amerika«, das er von April bis Juni 1950 zum ersten Mal auf einer ausgedehnten Reise kennengelernt hatte.³³ Es war eine politische Reise, deren Bedeutung über Bremen hinauswies und die in der deutschen Presse entsprechend rezipiert wurde. Kaisen wurde begleitet vom späteren Bundespräsidenten Karl Carstens, der zu jener Zeit Bremens Bevollmächtigter in Bonn war. Carstens hatte an der Yale University studiert und beherrschte das Englische deutlich besser als Kaisen, was sich in alltäglichen Angelegenheiten

29 Kaisen, »Amerikanische Zuwendungen für Bremen«, 27. 6. 1952; StAB 7,97/ 0-3.

30 Peter Dahl, Radio Bremen, in: Sommer (Hrsg.), Bremen in den Fünfziger Jahren (wie Anm. 8), S. 114 – 123.

31 Kaisen, Erinnerungen an »Nachbarn der Tat«, 26. 5. 1952; StAB 7,97/ 0-3. Ausführlich zu amerikanischen Hilfsprogrammen in der Nachkriegszeit siehe Karl-Ludwig Sommer, Humanitäre Auslandshilfe als Brücke zu atlantischer Partnerschaft: CARE, CRALOG und die Entwicklung der deutsch-amerikanischen Beziehungen nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs (VStAB, Bd. 63), Bremen 1999.

32 Kaisen, »Amerikanische Zuwendungen für Bremen«, 27. 6. 1952; StAB 7,97/ 0-3.

33 Eine ausführliche Diskussion der ersten Amerikareise bietet der Aufsatz von Hans Jansen, Bürgermeister Kaisens Reise in die Vereinigten Staaten im Frühjahr 1950 – Ursache der Aufhebung der Schiffbaurestriktion? in: Peter Kuckuk und Hartmut Roder (Hrsg.), Von der Dampfbarkasse zum Containerschiff, Bremen 1988, S. 176–194. Siehe auch Sommer, Wilhelm Kaisen (wie Anm. 6), S. 220–222, und Kaisen, Meine Arbeit (wie Anm. 22), S. 29–335.

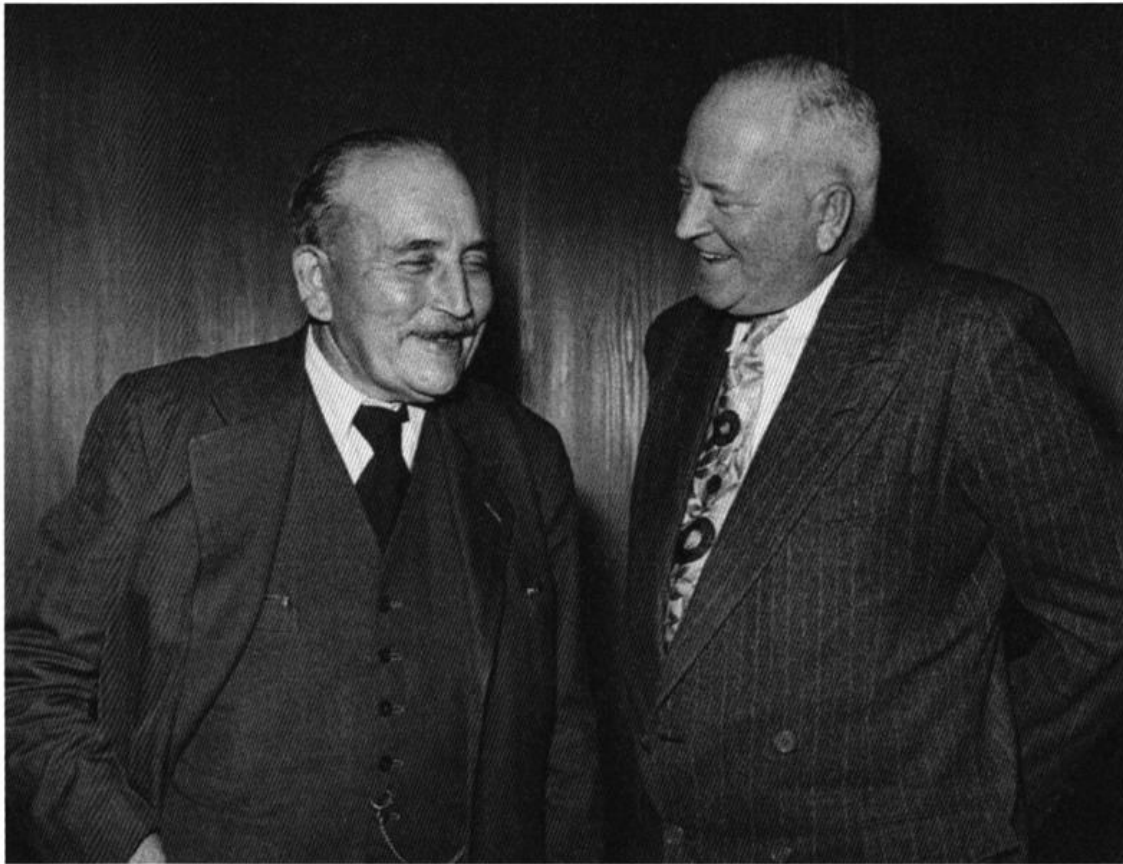


Abb. 1: Wilhelm Kaisen (links) mit dem amerikanischen Landeskommissar Charles Jeffs, Bremen 1951. (Foto: Georg Schmidt, Weser-Kurier)

wie dem Kauf dünner Socken im heißen amerikanischen Süden als vorteilhaft erwies. Vor allem war es jedoch die Rolle Carstens', den Bürgermeister bei politischen Verhandlungen zu unterstützen. Auf die politische Agenda der Reise, die Kaisen u. a. nach Washington und auf die jährliche Konferenz der amerikanischen Bürgermeister nach New York führte, komme ich noch zurück.

Zunächst möchte ich die persönlichen Erfahrungen Kaisens in Amerika diskutieren, über die wir aus Briefen an die Familie und späteren Erinnerungen wissen. Vieles faszinierte den Bremer Bürgermeister: da war der Atlantikflug über Grönland mit Sonnenaufgang bei Labrador, da war die Ankunft in der Metropole New York und der anscheinend exzellente Kaffee. Etliches, was Kaisen beschreibt, deckt sich mit der allgemeinen Wahrnehmung Amerikas als Vorreiter der Nachkriegsmodernität, wie etwa das Interesse an alltäglichen Haushaltstechnologien wie Waschmaschinen oder Gasheizungen. Es war Ausdruck einer weit verbreiteten Faszination von der Konsummoderne und dem Wohlstand der USA. Einer mehr sozialdemokratischen Perspektive war dagegen der Blick auf andere Aspekte Amerikas geschuldet, wie etwa die allgemeine Durchsetzung von Schulspeisung dort und die Volksschule für alle im Bildungswesen. Ausführlich schreibt er auch über die hohe alltägliche

Bedeutung von Gewerkschaften im New York der 1950er Jahre, die eigene Krankenhäuser, Schwimmbäder oder Bibliotheken unterhielten. Das Nachkriegsamerika, wie Kaisen es wahrnahm, war vielschichtiger, als es in stereotypen Darstellungen suburbanen Massenkonsums manchmal erscheint.

Kaisen erfuhr einen breiten Querschnitt durch die US-amerikanische Gesellschaft; und diese Breite der Erfahrung war auch ein Ziel jener vielen Reisen, zu denen die USA systematisch wichtige Entscheidungsträger aus der deutschen Politik und Wirtschaft nach dem Kriege einluden.³⁴ Neben den Ostküstenmetropolen New York, Washington und Boston bereiste er auch den mittleren Westen und jene Hafenstädte des amerikanischen Südens wie Baltimore und New Orleans, mit denen Bremen eine lange Handelstradition verband. Trotz der vielen Butenbremer und »Plattdeutschen«, die ihm auf der Reise begegneten – eine Konsequenz der Auswanderung wie auch der langen hanseatischen Tradition in den USA –, blieb ihm Amerika in mancher Hinsicht auch sehr fremd. Er erwähnt die gerade im Süden der USA allgegenwärtige gesellschaftliche Segregation und berichtet von anfänglichen Vorbehalten im Kontakt mit afro-amerikanischem Dienstpersonal. So notierte er bei einem Aufenthalt: »Auch im Hause ist eine Negerin zur Bedienung. Sie sind anhänglich, recht freundlich. Das Auge gewöhnt sich daran. Zuerst schaut man etwas bedenklich drein, wenn eine Negerin einem den Teller mit Essen reicht, doch diese Merkwürdigkeit ist bald überstanden.«³⁵ Kaisens Amerikaeindrücke deckten sich hier in vielem mit der allgemeinen Wahrnehmung der USA in den deutschen Medien jener Jahre: eine explizite Kritik etwa an sozialen Missständen blieb hinter einer Faszination über die Andersheit der amerikanischen Gesellschaft zurück.³⁶

Im Zentrum von Kaisens erster Amerikareise standen allerdings handelspolitische Fragen.³⁷ Kaisen folgte der Einladung der amerikanischen Regierung zu einem Zeitpunkt, zu dem noch keine offiziellen diplomatischen Beziehungen zwischen der Bundesrepublik und den USA bestanden. Entsprechend oblag es Kaisen, eine Reihe von Themen wie das Auslaufen der Marshall-Plan-Mittel, die Lage von Kriegsgefangenen und Fragen von Besatzungskosten sowie Devisen und Geldvolumen in Washington anzusprechen. Hauptziel der Reise aus deutscher und bremischer Sicht war es aber, die alliierten Restriktionen im Bereich der Überseeschifffahrt und des Schiffbaus weiter zu lockern und schließlich aufzuheben. Für die Werften und Reedereien

34 Zu den amerikanischen Austauschreisen für deutsche Entscheidungsträger allgemein siehe Ellen Latzin, *Lernen von Amerika? Das US-Kulturaustauschprogramm für Bayern und seine Absolventen*, Stuttgart 2005.

35 Alfred Faust, »Bürgermeister Kaisens große Amerika-Reise privat« (Auszüge aus Briefen für eine Sendung von Radio Bremen); StAB 7,97 / 2 - 51.

36 Zur bundesdeutschen Amerikawahrnehmung allgemein vgl. Reinhild Kreis, »Aus der Neuen Welt«. Peter von Zahn und die Anfänge der Amerikaberichterstattung im bundesdeutschen Rundfunk, in: Theresia Bauer u.a. (Hrsg.), *Gesichter der Zeitgeschichte. Deutsche Lebensläufe im 20. Jahrhundert*, München 2009, S. 211–226.

37 Vergleiche im Folgenden vor allem Jansen, *Bürgermeister Kaisens Reise* (wie Anm. 33).

in Bremen war dies natürlich ein zentrales Anliegen. Kaisen, der sich auch in New Orleans für den Wiederausbau von Handelsbeziehungen etwa im Baumwollhandel einsetzte, traf in den amerikanischen Verwaltungen auf etliche ihm schon aus Bremen bekannte Gesichter und zeigte sich mit dem Verlauf der Verhandlungen weitgehend zufrieden.³⁸ Jedoch war es wohl eher der Ausbruch des Koreakriegs als Kaisens Intervention bei U.S.-Außenminister John Foster Dulles, die schließlich die gewünschte Liberalisierung im Schiffbau brachten.

Aus amerikanischer Sicht fußte die Einladung an Kaisen sicherlich auch auf einer Wertschätzung der gemeinsamen Zusammenarbeit in Bremen. In seinen Memoiren beschreibt Lucius Clay den Bremer Bürgermeister als »practical and realistic, essentially a man of action« und hob dessen pragmatische und konstruktive Kooperation im Länderrat hervor.³⁹ Gezielt förderten die USA solche atlantisch gesinnten Eliten in der Bundesrepublik, auch wenn man sich der Hartnäckigkeit des Bremers in Schiffbaufragen bewusst war. Im November 1950 schrieb der bereits erwähnte amerikanische Hohe Kommissar John McCloy: »Wenn ich Dante wäre, dann hätte ich die Hölle folgendermaßen geschildert: An meiner einen Seite Bürgermeister Kaisen, an der anderen Hamburgs Bürgermeister Brauer und dann ein vierundzwanzigstündiges Gespräch über den deutschen Schiffbau.«⁴⁰ Aber gerade diese beiden hanseatischen SPD-Politiker einte ein gemeinsames Interesse an den Vereinigten Staaten und eine außenpolitischen Vision, die ich im Folgenden als das »atlantische Amerika« kurz diskutieren möchte.

Das »Atlantische Amerika«: Kaisen als Verfechter einer transatlantischen Orientierung

Kaisen und Max Brauer waren in den frühen 1950er Jahren dezidierte Vertreter einer atlantischen Orientierung in der deutschen Außenpolitik. Brauer, Hamburger Bürgermeister seit 1946, hatte ein Jahr vor Kaisen eine sehr ähnliche Reise durch die USA unternommen. Er schrieb Kaisen im Februar vor dessen Abreise, die USA seien heute »nicht nur das wirtschaftliche und finanzielle Zentrum der Welt, sondern auch das geistige und politische«, und er riet seinem Kollegen, zwar »nicht blind alles zum Vorbild zu nehmen, was im kapitalistischen Amerika besteht, aber auch [...] zu erkennen, wie viel wir von Amerika lernen und übernehmen können.«⁴¹

Max Brauer galt zu dieser Zeit als der »Amerikaner« in der deutschen SPD. Während Kaisen sein Exil in Borgfeld gesucht hatte, war Brauer 1933 ausgebürgert worden und hatte ab 1937 in New York im Exil gelebt.⁴² Dort war er

38 Kaisen, *Meine Arbeit* (wie Anm. 22), S. 299–302.

39 Lucius Clay, *Decision in Germany*, New York 1950, S. 96.

40 Zitiert nach Jansen, *Bürgermeister Kaisens Reise* (wie Anm. 33), S. 176.

41 Schreiben Max Brauer an Kaisen, 20. 2. 1950, zitiert nach Jansen, *Bürgermeister Kaisens Reise* (wie Anm. 33), S. 185.

42 Zu Brauers Beziehung zu den Vereinigten Staaten siehe Axel Schildt, *Max Brauer, Hamburg 2002*, sowie Christa Fladhammer und Michael Wildt (Hrsg.), *Max Brauer im Exil: Briefe und Reden aus den Jahren 1933–1946*, Hamburg 1994.

Teil der sehr aktiven Emigrantengesellschaft gewesen und hatte 1943 auch die amerikanische Staatsbürgerschaft angenommen. Als Aktivist in der German Labor Delegation, einer wesentlich sozialdemokratischen Exilorganisation, war er vor allem durch einen kompromisslosen Antikommunismus hervorgetreten, der während des Krieges etlichen der auf alliierte Kooperation bedachten amerikanischen Intellektuellen (wie z.B. dem oben erwähnten OSS-Offizier und Historiker Walter Dorn) viel zu weit ging. Im Kontext des Kalten Krieges wurde Brauers antikommunistische Haltung dann aber bald zu einem Teil einer transatlantischen Ausrichtung seiner außenpolitischen Vorstellungen. Nach seiner Rückkehr in die deutsche Politik symbolisierte Brauer zudem für viele in der SPD und darüber hinaus jenes »Neue, Moderne, das mit dem Westen und vor allem mit den USA verbunden wurde«, so der Historiker Axel Schildt.⁴³

Im Gegensatz zum SPD-Parteivorsitzenden Kurt Schumacher waren Kaisen und Brauer Teil des »Bürgermeisterflügels« in der Parteiführung, dem auch der Berliner Ernst Reuter angehörte. Alle drei setzten sich für eine starke europäische Bewegung ein, wie Karl-Ludwig Sommer dies bereits herausgestellt hat.⁴⁴ Aber auch Kaisens atlantische Orientierung und seine Akzeptanz des Petersberger Abkommens von 1949 trugen zu seiner Entfremdung mit Schumacher und dem Parteivorstand bei – bezeichnender Weise weilte er gerade in Chicago, als er 1950 ostentativ aus dem Bundesvorstand der Partei abgewählt wurde.⁴⁵ In dieser pro-westlichen Ausrichtung stand Kaisen in gewisser Hinsicht bürgerlichen Politikern der jungen Bundesrepublik näher und knüpfte wie sein Kollege Brauer vielleicht auch ein wenig an das »hanseatische Amerika« an. So schrieb Karl Carstens 1966, »[Kaisen] ließ sich von der richtigen Erkenntnis leiten, dass Deutschland und Amerika zusammengehen müssten, und auch hier wieder stand er auf altem Boden bremischer Tradition, denn wir alle wissen, dass die bremische Geschichte in Politik, in Handel und in Schifffahrt eng mit den Vereinigten Staaten von Amerika verbunden ist und dass Bremen in Amerika eigentlich immer seinen wichtigsten Partner gesehen hat.«⁴⁶

Im Kontext des Kalten Krieges gab es in Kaisens Augen für Europa tatsächlich keine Alternative zu einer engen Bindung an die USA. Im Angesicht der russischen Bedrohung, so Kaisen auf einem Volkshochschulvortrag Anfang der 1960er Jahre, seien der Alleingang mit Frankreich oder die Neutralität keine Optionen: »wir müssen mit Amerika gemeinsam den Weg gehen, der im Atlantikbündnis festgelegt ist.«⁴⁷ Kaisens »atlantisches Amerika« war

43 Schildt, Max Brauer (wie Anm. 42), S. 99.

44 Siehe Sommer, Deutschland bleibt unser Vaterland (wie Anm. 3). Zur Beziehung der Nachkriegs-SPD zu den USA mit besonderem Blick auf die Situation in Berlin vgl. jüngst auch Scott Krause, Neue Westpolitik: The Clandestine Campaign to Westernize the SPD in Cold War Berlin, 1948–1958, in: Central European History 48 (2015), S. 79–99.

45 Jansen, Bürgermeister Kaisens Reise (wie Anm. 33), S. 194.

46 Kaisen, Vortrag im Club zu Bremen, Januar 1966 (mit Einführung von Karl Carstens), in: Jahrbuch des Club zu Bremen 1979/80, S. 11–32, hier S. 13.

47 Kaisen, »USA und Bremen«, Vortrag vor der Volkshochschule 11. 2. 1963; StAB 7,97/0-14.

jedoch kein verklärtes Idealbild, sondern speiste sich vielmehr aus dem von ihm auf Reisen »erfahrenen Amerika« und dem erleben »Amerika vor Ort«. Amerika sei »Wolkenkratzer und Wirtschaftsmacht«, aber auch »unsichtbare Armut« und »ungelöste soziale Frage.« Er schätze den Geist des Experimentierens und des Philanthropismus in diesem Land. Amerika sei kein orthodoxer Kapitalismus – vielmehr waren es die Tarifpartnerschaft und die Verbindung von Massenproduktion und Massenkonsum, die das amerikanische Modell für ihn auszeichneten, also die »Pionierleistung« Henry Fords im *Five Dollar Day*, wie er es in einer Rede 1966 fasste.⁴⁸

Dazu kam für Kaisen die transatlantische Rolle der USA als aktiver Förderer deutscher Nachkriegsdemokratie, die für ihn immer auch eine persönliche Komponente hatte wie etwa in der langjährigen Bekanntschaft mit John McCloy.⁴⁹ In der bereits erwähnten, sehr freundschaftlichen Verabschiedung des Landeskommissars in Bremen, Admiral Charles Jeffs, betonte Kaisen Jeffs Rolle in der Überbrückung der beiden Völker – er habe gewusst, »dass es auf die Wirkung der Demokratie und ihrer Institutionen ankommt, wenn die Bevölkerung empfinden soll, dass sie geschaffen wurden, um ihr zu dienen.«⁵⁰ Das »atlantische Amerika« war für Kaisen eben auch ein demokratisches Amerika.

Abwägen und Differenzieren: der Blick des »Partners« in den 1960er Jahren

Während Kaisens Blick auf Amerika in den 1950er Jahren stark von Dankbarkeit für amerikanische Hilfeleistungen und von der Bedeutung der USA als wirtschaftliche und politische Schutzmacht Deutschlands geprägt war, finden wir in den 1960er Jahren ein etwas differenzierteres Bild. Deutlich wird dies besonders in den Quellen zu seiner zweiten Reise in die Vereinigten Staaten im Herbst 1962. Der positive Grundton und eine Wahrnehmung der Potentiale dieses Landes blieben, aber stärker als zuvor kommen auch kritische Töne durch, und Konflikte mit der amerikanischen Seite werden offener angesprochen. Wieder reflektieren Kaisens Berichte auch einen allgemeinen Einstellungswandel in der deutschen Öffentlichkeit der Zeit.⁵¹

Mehr als fünfzehn Jahre nach Kriegsende und nach einem rasanten wirtschaftlichen Aufschwung in der Bundesrepublik hatte sich die Perspektive auf die USA stärker differenziert. In seinem Bericht über die Reise vor der

48 Ebd. und Kaisen, Vortrag im Club zu Bremen (wie Anm. 46).

49 Dabei ist jedoch anzumerken, dass Wilhelm Kaisen über die erwähnten politischen Bekanntschaften hinaus keine engen privaten Kontakte in die USA pflegte. Umfangreichere Briefwechsel mit den Vereinigten Staaten finden sich dagegen im Nachlass seiner Frau Helene u. a. mit Verwandtschaft. Siehe Korrespondenz Helene Kaisen 1945–1956; StAB 7/97/ 3-12 und 3-13.

50 »Ein Amerikaner wird Bremer. Zum Abschied von Admiral Charles R. Jeffs«, Juni 1952; StAB 7/97 0-3.

51 Zum Wandel der deutsch-amerikanischen Beziehungen in den 1960er und besonders in den 1970er Jahren siehe u. a. Matthias Schulz und Thomas A. Schwartz (Hrsg.), *The Strained Alliance: U.S.-European Relations from Nixon to Carter*, Cambridge 2010.

Bürgerschaft bemerkte Kaisen: »Ich empfand deutlich, dass die USA heute nicht mehr das einzige Land der unbeschränkten Möglichkeiten ist und nicht mehr rein einen Sonderfall darstellt.«⁵² Armut und Ungleichheit in der amerikanischen Gesellschaft wurden in den 1960er Jahren in den USA wie auch in Europa breit diskutiert, und Kaisen bemerkte, die soziale Frage sei dort anders gelagert, hätte aber mittlerweile auch viele Ähnlichkeiten. Die soziale Sicherung sei zudem schlechter als in Europa. Der Bau von Wohneigentum sei zwar durch serielle Fertigung weiter vorangeschritten, aber – das merke man deutlich – der Glanz des »*American Dream*« war ein wenig verblasst. Und: »Der Dollar muss sauer verdient werden«, erklärte Kaisen der Bürgerschaft.⁵³

Ganz offen schreibt er in seinen Reiseimpressionen, er sei weniger beeindruckt gewesen als 1950 von der Kraft und Vielfalt der amerikanischen Wirtschaft. Auch in seinen Briefen ist dieser Eindruck verblasster Begeisterung immer wieder fassbar. Bei seiner Rückkehr nach Washington etwa schreibt er, die Stadt sei eigentlich nur eine »vergrößerte Ausgabe von Bonn«, und weiter: »Das ›Weiße Haus‹ ist nur ein weißes Haus, es könnte auch in Oberneuland stehen.«⁵⁴ Ähnlich sind seine Beobachtungen der amerikanischen Gesellschaft von sehr typischen europäischen Vorbehalten gefärbt. Schon auf der Hinreise an Bord eines Schiffes der United States Lines erschien ihm Amerika als Land des Überflusses, und er war genervt von mitreisenden Amerikanern, die scheinbar ohne Unterlass aßen und konsumierten. Als er in New York ankam, klagte er über die Alltagskonformität in Kleidung und Verhalten der Menschen – ebenfalls ein Gemeinplatz der Amerikakritik jener Jahre.

Ich möchte jedoch nicht den Eindruck erwecken, dass Kaisen seine Begeisterung für Amerika völlig verlor. Er schrieb gleichzeitig fasziniert über die jugendliche Rebellion in der Kleidung, über die »modernen« und »geschäftstätigen« Frauen in New York und über das einträchtige Mit- und Nebeneinander »aller Rassen der Erde.«⁵⁵ Dieses Land und besonders diese Stadt hatten in den Augen Kaisens Bremen dann doch noch das eine oder andere voraus. In New York traf er auch auf alte Bekannte, zuerst auf Lucius Clay und danach auf John McCloy, der mittlerweile Vorsitzender der transatlantisch sehr einflussreichen *Ford Foundation* geworden war. Nach wie vor war Kaisen schwer beeindruckt von der Rolle von Stiftungen und Philanthropie in den USA, zumal er nun auf der Suche nach Geldgebern für die Entwicklung einer Universität in Bremen war. Dies war der andere große Unterschied zur Reise von 1950: Es ging weniger um die große Politik, als um sehr konkrete bremische Interessen. So kam es in New York zwar zu einem kurzen Treffen mit Bürgermeister Robert Wagner und einer gemeinsamen Teilnahme an der deutsch-amerikanischen Steuben Parade, aber der Mann im Mittelpunkt war

52 »Amerikareise«, Vortrag vor der Bürgerschaft am 7. 11. 1962, S. 43, in StAB 7,97/ 0-27.

53 Ebd. und Kaisen, Vortrag im Club zu Bremen (wie Anm. 46).

54 Kaisen, Briefe USA-Reise 10. 9.–22. 10. 1962; StAB 7,97/ 0-27, hier Brief vom 26. 9. 1962.

55 Ebd., Brief vom 22. 9. 1962.



Abb. 2: Wilhelm Kaisen als Teilnehmer der Steubenparade neben dem New Yorker Bürgermeister Robert Wagner (7. v. l.) und Willy Brandt, New York 1962. (StAB 10,B-A1-1840 Nr. 150)

diesmal ein anderer. Star der Steubenparade 1962 war der ebenfalls anwesende regierende Bürgermeister von Berlin, Willy Brandt.

Der Ursprungsgedanke der 1962er Reise war es, »Bremen wieder attraktiv [zu] machen«, und Kaisen reiste mit einer englischsprachigen Werbeschrift der Wirtschaftsverwaltung im Handgepäck. Ziel war es, Werbung für die Leistungsfähigkeit Bremens als Handelszentrum und für die Ansiedlung neuer Industrien zu machen. Nachdem der Kellogg's Konzern 1961 schon einen Mehrheitsanteil an Rickmers Reismühle erworben hatte (und so gewissermaßen an die transatlantischen Anfänge des Bremer Reishandels im 18. Jahrhundert anknüpfte), sollten nun weitere amerikanische Investitionen in der Stadt folgen.⁵⁶ Kaisen traf sich dazu u. a. mit einer Landmaschinenfirma in Milwaukee und reiste nach Detroit (die »hässlichste Stadt der Welt«, wie er fand), wo er sich noch einmal über den »Esel [Carl] Borgward« ärgerte, der 1958 ein Investitionsangebot der Firma Chrysler abgelehnt hatte.⁵⁷ Die Firma

56 Siehe Hans Kloft, Bremen und Amerika. Ludwig Beutins Meisterwerk nach einem halben Jahrhundert, in: Scholl, Bremen und Amerika (wie Anm. 7), S. 9–19, hier S. 15.

57 Briefe USA Reise 10. 9.–22. 10. 1962; StAB 7,97/ 0-27, hier Brief vom 11. 10. 1962.

Borgward war 1961 als größter Bremer Arbeitgeber spektakulär in Konkurs gegangen, auf neue Investitionen aus Detroit hoffte Kaisen nun aber vergebens.

Hafen und Handel standen ebenso auf der Agenda. Die Bremer Delegation besuchte Houston als neues Zentrum der Ölwirtschaft und Petrochemie; die Stadt mit ihrer aufstrebenden Wirtschaftskraft beschrieb Kaisen als »Stadt des 20. Jahrhunderts.«⁵⁸ Auch im Hafen von Norfolk, VA, sah er Zukunftsweisendes, wie er der Bürgerschaft berichtete: die Neuerung des »Großbehälter Verkehrs«, der vom Sattelschlepper an die Pier gebracht direkt aufs Schiff geladen wurde. Bremen und Bremerhaven müssten sich auf die neuen Behälter und den Containerverkehr vorbereiten, mahnte er eindringlich.⁵⁹ Bereits angedeutet hatte ich ein weiteres Ziel seiner Reise, das Werben um Unterstützung einer geplanten Universität durch amerikanische Stiftungen. Dazu führte er Gespräche mit der Max Kade Stiftung, mit deutsch-amerikanischen Philanthropen sowie mit Professoren der Universitäten von Harvard und Tulane. John McCloy versprach immerhin, das Anliegen unter Einbeziehung von Shepard Stone, dem einflussreichen Leiter der Europaabteilung der *Ford Foundation*, prüfen zu lassen.⁶⁰

Politisch galt Kaisens Hauptinteresse dieses Mal den Schiffahrtssubventionierungen, auf deren Abbau er die amerikanische Regierung drängte. Die Amerikaner verteidigten mit diesen Subventionen ihre seit dem Krieg übertragene Stellung in der Weltschiffahrt und hatten zugleich 1961 ein neues Schiffahrtsgesetz verabschiedet, das aus kartellrechtlichen Gründen das Hinterlegen aller Frachtraten von und nach den USA bei der amerikanischen Regierung vorsah. Soviel Staat und soviel Bürokratie in den USA frustrierten den deutschen Sozialdemokraten und sie liefen bremischen Handelsinteressen zuwider. Kaisen wirkte in Verhandlungen mit Kongressmitgliedern und Außenamtsbeamten auf einen Abbau von Handelsschranken hin und schrieb aus Washington nach Hause: »Also werde ich alter Sozialdemokrat hier noch zu einem Freihandelsapostel. Ich muss selbst darüber lachen. Aber wer über den kleineren Geldbeutel verfügt, kann nur mit Argumenten des freien Markts gegen den dickeren Geldbeutel ankommen.«⁶¹

Zurück vor der Bürgerschaft forderte Kaisen die Mächte der westlichen Welt auf, sich »ernsthaft mit dem Abbau von Subventionen zu befassen, um auf diesem Gebiete die Grundsätze des freien Marktes wieder zur Geltung zu bringen.«⁶² Seine Reise 1962 zeigt so eine gewisse Rückkehr der bremischen Ausrichtung auf die Tradition des Hanseatischen Amerika und der USA als Wirtschafts- und Handelspartner. Die Bedeutung des Partnerschaftlichen

58 Ebd.

59 »Amerikareise« Vortrag vor der Bürgerschaft am 7. 11. 1962; StAB 7,97/ 0 - 27.

60 Zur Rolle Shepard Stones und der Ford Foundation in transatlantischen Elitennetzwerken nach dem Krieg siehe Volker Berghahn, *Transatlantische Kulturkriege: Shepard Stone, Die Ford-Stiftung und der europäische Antiamerikanismus*, Stuttgart 2004.

61 Briefe USA Reise 10. 9. – 22. 10. 1962; StAB 7,97/ 0 - 27, hier Brief vom 27. 9. 1962.

62 »Amerikareise« Vortrag vor der Bürgerschaft am 7. 11. 1962; StAB 7,97/ 0 - 27.

betonte Kaisen in seinem abschließenden Bericht explizit – man sei nun kein »Bittsteller« mehr, sondern ein Partner, der bei aller bleibenden Verbundenheit auch Kritik und Konflikt nicht länger vermeiden musste.

Was bleibt von Kaisens Amerika?

Wilhelm Kaisen blieb bis 1965 Präsident des Senats, aber die Reise 1962 war seine letzte intensivere Auseinandersetzung mit den USA. Sie bietet sich somit als ein guter Einschnitt an, um die Betrachtung der verschiedenen Aspekte und Ebenen von Kaisens Amerikabild und den bremisch-amerikanischen Beziehungen der Nachkriegszeit zu beenden. Abschließend möchte ich zu der eingangs gestellten Frage zurückkehren: was bleibt von Kaisens Amerika?

Trotz der intensiven politischen und wirtschaftlichen Beziehungen zu den USA (und ich habe die ebenfalls bedeutsame kulturelle Ebene hier fast ganz außen vor gelassen), trotz der Nähe des »Amerika vor Ort« wurde Bremen in der Zeit Kaisens sicherlich nicht »amerikanisiert.« Im Wiederaufbau wurde Bremen nicht im Antlitz Amerikas neu erschaffen, sondern blieb eine dezidiert europäische Stadt. Mit Blick auf die historiographische Debatte über eine mögliche Amerikanisierung Nachkriegsdeutschlands etwa im Städtebau und im Konsum, führe ich den Bau der Neuen Vahr und die Einzelhandelsentwicklung in der Bremer Innenstadt gern als Beispiele dafür an, dass Deutschland und die USA in den 1950er und 60er Jahren im allgemeinen sehr getrennte Wege gingen, wenn es um die Gestaltung alltäglicher Lebenswelten mit Wohnsiedlungen oder innerstädtischen Konsumräumen ging.⁶³

Vielmehr begann das einst so prominente »Amerika vor Ort« ab den 1960er Jahren im alltäglichen Bewusstsein ein wenig zu verblassen. Als Flugzeuge zunehmend Schiffe im Transatlantikverkehr ersetzten, nahm Bremerhavens Bedeutung als *Port of Embarkation* Ende der 1960er Jahre für amerikanische Soldaten zunehmend ab. Das Amerikahaus in Bremerhaven wurde bereits 1955 geschlossen und die in der Stadt verbleibenden GIs zogen sich Anfang der 1970er Jahre zunehmend in die Carl-Schurz-Kaserne zurück.⁶⁴ Auf politischer und gesellschaftlicher Ebene zeichnete sich ein generationeller Bruch in den Beziehungen zu den USA ab, und die Haltung zu den Vereinigten Staaten veränderte sich im Lande. Nach 1968 war häufiger die Parole »Ami go home« zu hören – wenn auch in Bremen und Bremerhaven vielleicht verhaltender als andernorts in der Republik.⁶⁵ Nach dem Tode von Charles Jeffs, der sich nach dem Ausscheiden aus seinem Amt als Landeskommissar in

63 Siehe Jan Logemann, *Trams or Tailfins? Public and Private Prosperity in Postwar West Germany and the United States*, Chicago 2012. Speziell zur Entwicklung des bremischen Einzelhandels siehe Jan Logemann, *Remembering »Aunt Emma«: Small Retailing between Nostalgia and a Conflicted Past*, *Journal of Historical Research in Marketing* 5, 2013, S. 151–171.

64 Vgl. Rüdiger Ritter, »Die Amerikaner in Bremerhaven – ein lokaler Mythos«, in: Scholl (Hrsg.), *Bremen und Amerika* (wie Anm. 7), S. 158–175.

65 Ritter, *Vorort von New York* (wie Anm. 26), S. 343.

Bremen niedergelassen hatte und bis 1961 in der Vahr gelebt hatte, gab es Überlegungen, die Vahrer Straße in Jeffs Allee umzubenennen. Wie Senatsprotokollen zu entnehmen ist, wurde dieses Ansinnen jedoch vom Senat 1967 schließlich abgelehnt. Bei Jeffs, der von Kaisen einst so herzlich verabschiedet worden war, handele es sich doch – so die Begründung – um einen Angehörigen der ehemaligen Besatzungsmacht.⁶⁶

Insgesamt wurden die Dankbarkeitsbekundungen in den 1960er und 1970er Jahren seltener. In den Redebeiträgen anlässlich der Feierstunde zum 25-jährigen Bestehen der Landesverfassung Bremens im Februar 1972 lässt sich dies gut nachvollziehen. Diese standen ganz im Zeichen der Nordstaatsdebatte jener Jahre und beschworen die Bedeutung der Eigenstaatlichkeit Bremens. Die neue Generation bremischer Landespolitiker ging jedoch auf die Rolle der USA in den Nachkriegsjahren kaum oder gar nicht ein. Bürgermeister Hans Koschnik etwa sprach vom Wiederaufbau vor allem als Teil eines »deutschen Wunders« und als einer Gemeinschaftsleistung aller Bürger der Stadt. Erst Wilhelm Kaisen, der die Reihe der Festreden abschloss, würdigte eingehend die Rolle von Lucius Clay beim Erlangen der staatlichen Selbstständigkeit Bremens. Kaisen sprach nun sehr deutlich aus einer anderen generationellen Perspektive als die neue politische Elite des Landes. Ausführlich ging er auf den Beitrag der Vereinigten Staaten und ihrer Hilfsprogramme zum Wiederaufbau des Landes ein. Dabei stellte er explizit die Beziehung zur langen Tradition des Handels mit den USA heraus und illustrierte dies am Beispiel des Norddeutschen Lloyd.⁶⁷

Aber auch dieses »hanseatische Amerika« war in jenen Jahren von sinkender Bedeutung. Nachdem der Norddeutsche Lloyd noch 1968 den Containerverkehr mit den Vereinigten Staaten aufgenommen hatte, fusionierte die Firma 1970 mit der Hamburger Hapag und verlegte ihren Hauptsitz an die Elbe. Der Terminhandel mit Baumwolle an der Bremer Baumwollbörse fand 1971 ebenfalls sein Ende, auch wenn die Börse selbst weiterhin bestehen blieb. Als Auswandererhafen dagegen hatte Bremerhaven in den 1970er Jahre nur noch eine museale Bedeutung.⁶⁸ Sicherlich blieben die USA ein wichtiger Handels- und Wirtschaftspartner für die Stadt, aber auch auf wirtschaftspolitischer Ebene waren in den 1970er Jahren transatlantische Differenzen feststellbar, und zudem nahm die Bedeutung des Handels gegenüber der von Direktinvestitionen ab.⁶⁹ Heute macht der transatlantische Warenhandel kaum einen

66 Pedron, *Amerikaner vor Ort* (wie Anm. 6), S. 377.

67 Siehe Pressestelle des Senats, 25 Jahre Land Bremen. Feierstunde von Bürgerschaft und Senat am 23. Februar 1972, Bremen 1972 (mit Beiträgen von Dieter Klink, Hans Koschnik, Walter Franke, Günter Klein, Harry John, Bodo Selge und Wilhelm Kaisen).

68 Siehe *Auswanderung Bremen – USA*, Führer des Deutschen Schiffahrtsmuseum Nr. 4, Bremerhaven 1976.

69 Siehe z.B. Harold James, *Cooperation, Competition and Conflict: Economic Relations Between the United States and Germany, 1968–1990*, in: Detlef Junker (Hrsg.), *The United States and Germany in the Era of the Cold War, 1945–1990*, Bd. 2, Cambridge 2004, S. 187–201.

Bruchteil des gesamten Welthandels aus (etwa 4 % im Jahr 2011) und relativiert sich auch in Bremen in einem neuen globalen Kontext. Der Gedanke des Freihandels, den Kaisen in den 1960er Jahren aus bremischer Sicht hochhielt, ruft dagegen heute oft Protest in der Stadt hervor, wenn wir etwa an die gegenwärtige Debatte zum transatlantischen Freihandelsabkommen TTIP denken.⁷⁰ Protest nahm seit den späten 1960er Jahren generell eine größere Rolle in den Beziehungen zu den USA ein. Der Vietnam Krieg und die Diskussion um den Nato-Doppelbeschluss gut zehn Jahre später trugen zu einer amerikakritischen Stimmung gerade auch in Kaisens Partei bei. Es gab Sternmärsche auf die Carl Schurz Kaserne und auch das 1954 eröffnete Generalkonsulat am Kennedyplatz war ein wiederkehrender Ort des Protests. Dieses Konsulat schloss 1986, und Anfang der 1990er Jahre zogen dann die letzten amerikanischen GIs aus dem Land ab. Auch dies trug zu einer gewissen Entflechtung der bremisch-amerikanischen Beziehungen im letzten Drittel des zwanzigsten Jahrhunderts bei.

Jedoch wäre es verfehlt, einfach von einem Niedergang von Kaisens »Amerika« oder der bremisch-amerikanischen Beziehungen seit den 1970er Jahren zu sprechen. Dass es sich nicht um einen einseitigen Entflechtungsprozess handelte, verdeutlichen die Beispiele sich neu entwickelnder transatlantischer Beziehungen im Bereich der Raumfahrt und der Universität. Ab den 1970er Jahren etwa knüpfte Erno in Bremen enge Bande mit amerikanischen Raumfahrtzentren der post-Apollo Ära wie Houston. Die in Houston ansässige Rice University war es dann auch, die in den 1990er Jahren die Gründung der International University Bremen mit anschob.⁷¹ Dabei wurde indirekt auch an die Bemühungen um einen intensiveren akademischen Austausch mit den USA angeknüpft, die ein wesentlicher Teil von Kaisens zweiter Amerika-reise waren. In den 1980er Jahren gab es zudem eine erneute Intensivierung des transatlantischen Elitenaustausches. Es gab und gibt also weiterhin viele lebhaft Kontakte zwischen Bremen und den Vereinigten Staaten. In Zeiten der transatlantischen Massenmobilität ist Bremen zudem Ziel amerikanischer Touristen (knapp 15.000 Gäste vom amerikanischen Kontinent 2014⁷²) und viel mehr Bremerinnen und Bremer machen ihre eigenen Amerikaerfahrungen, als dies zu Kaisens Zeiten denkbar gewesen wäre.

Dennoch ist die Wahrnehmung heute wohl ambivalenter als in den 1950er Jahren. Die USA sind sicher nicht mehr das unumstrittene Vorbild von gesellschaftlicher Modernität und Liberalität, das sie für Kaisen und viele seiner

70 Siehe z.B. Diesen Handschlag müssen wir verhindern! TTIP Transatlantic Trade and Investment Partnership, Wir – Ältere in den Gewerkschaften in Bremen und Bremerhaven, Nr. 23 2015.

71 Siehe die Beiträge von Hans Hoffmann, Raumfahrt: Das Band zwischen Bremen und Amerika, und Raymond Wells, Akademische Kooperation zwischen Bremen und den Vereinigten Staaten von Amerika, in: Scholl (Hrsg.), Bremen und Amerika (wie Anm. 7), S. 176–182 und S. 183–191.

72 Daten zu Tourismus aus Pressemitteilung des Statistischen Landesamts Bremen vom 27. 2. 2015 unter: http://www.statistik.bremen.de/sixcms/media.php/13/2015-02-27_PM_Tourismus_2014.pdf.

Zeitgenossen waren. Und auch als Amerikaner kann man heute (wie natürlich schon damals) den Zustand der amerikanischen Demokratie und die amerikanische Rolle in globalen Beziehungen kritisch in Frage stellen. Bei aller Kritik bleibt es m.E. jedoch gerade aus bremischer Sicht sinnvoll, sich mit Kaisen der historischen Bedeutung der transatlantischen und der bremisch-amerikanischen Beziehungen zu erinnern. Kaisen gehörte einer Generation an, die aus eigener Lebenserfahrung die Bedeutung transatlantischer Beziehungen für diese Stadt erlebt hat. Er war darüber hinaus eingebunden in jene Akteursnetzwerke (mit Mitstreitern wie Max Brauer, John McCloy oder Shepard Stone), die diese Beziehungen in den Nachkriegsjahrzehnten entscheidend mitprägten – er war Teil einer Gruppe von »transatlantischen Mittlern«, wie sie in der historischen Forschung heute gefasst werden.⁷³ Wilhelm Kaisen sprach sich daher entschieden für ein partnerschaftliches Verhältnis zu den Vereinigten Staaten aus, aber wohl auch für eine Partnerschaft mit Raum für Kritik.

73 Zum Konzept der transatlantischen Mittler siehe Arnd Bauerkämper, Konrad H. Jarausch und Marcus M. Payk (Hrsg.), *Demokratiewunder. Transatlantische Mittler und die kulturelle Öffnung Westdeutschlands 1945–1970*, Göttingen 2005.

Kurhannoversche Amtsjuristen von 1715 bis 1803 am Domshof in Bremen

Von Hans - Cord Sarnighausen

Die kulturellen und verwaltungsmäßigen Verbindungen, Verflechtungen und Vernetzungen Bremens mit Niedersachsen waren und sind bis heute vielfältig nachweisbar und auch schon oft bearbeitet worden. Eine Besonderheit ist dabei aber bisher ausgespart geblieben. Es fehlt eine personelle Aufarbeitung der im 18. Jahrhundert im Zentrum von Bremen tätig gewesenen kurhannoverschen Beamten. Deren Zuständigkeit, Herkunft, Laufbahnen und Familien sind auch ein Teil der Bremischen Geschichte und nicht nur für Hannoveraner Forscher von Interesse.

Die 1715 nach der Schwedenzeit¹ und den drei dänisch regierten Jahren fortgeführte und 1805 für ein neues Museum abgebrochene landesrechtliche Intendantur Domshof 21a (früher: Schlüsselkorb 36)² in Bremen wurde bis zur Abtretung an die Freie Stadt Bremen 1803 von Braunschweig-Lüneburgischen oder kurz kurhannoverschen Juristen als Dienst- und Wohnsitz genutzt.³ Ihr oblag die Justiz und allgemeine Zivilverwaltung wie Bewirtschaftung für den Landesherrn in Hannover unter Aufsicht der Regierung in Stade. Ihr nur gut 36 qkm großer Bezirk umfasste 1786 außer dem Domrevier und einigen dortigen Straßen (Domfreiheit) mit rund 150 Stadthäusern die Dörfer Hastedt, Schwachhausen, Grolland, Grambke, Burg, Nieder- und Mittelsbüren sowie Oslebshausen.

Dem bürgerlichen Amtmann oder Oberamtman bzw. dem adeligen Oberhauptmann als dem »Ersten Beamten« stand der juristische Amtschreiber als »Zweiter Beamter«, hier mit dem Titel Intendant, Structuar oder Stadtvogt (Gerichtsvogt) zur Seite. Beide vertraten und ergänzten sich gegenseitig, hatten aber fast dieselben Aufgaben und Befugnisse, insbesondere bei Auseinander-

- 1 Beate-Christine Fiedler, Die Verwaltung der Herzogtümer Bremen und Verden in der Schwedenzeit 1652–1712, Stade 1987, S. 166–169; Hans-Cord Sarnighausen, Ein Bremer Domstructuar vor 300 Jahren (zu Daniel Sarnighausen 1644–1704), in: Zeitschrift für Niederdeutsche Familienkunde 75, 2/2000, S. 51–60.
- 2 Wilhelm Lührs, Der Domshof, Geschichte eines bremischen Platzes (VStAB, Bd. 46), 2. Aufl., Bremen 1987, S. 24, 27, 29, 180–184 mit Auf- und Grundriss der Intendantur 1750.
- 3 Kurfürstl. Braunschweig-Lüneburgischer Staatskalender 1742, S. 91; Paul Hinte, Die hannoversche Gerichtsbarkeit in der Stadt Bremen 1730–1803, Göttingen 1957; Hans-Cord Sarnighausen, Die alten Amtschreiber und Amtmänner, in: Zeitschrift für Niederdeutsche Familienkunde 75, 4/2000, S. 147–152; Volker Friedrich Drecktrah, Die Gerichtsbarkeit in den Herzogtümern Bremen und Verden und in der preußischen Landdrostei von 1715 bis 1879, Frankfurt am Main 2002.

setzungen mit der evang.-reformierten Stadt Bremen. Jedes Schriftstück und jeder Registereintrag oder Bericht nach Stade oder Hannover war von beiden gemeinsam zu unterschreiben. Bei allen Verhandlungen und Dienstgeschäften des Oberhauptmanns war der andere hinzuzuziehen.⁴ Beiden untergeordnet waren ein Vogt und etliche weitere Gerichtsdienner.

Der Stuctuar verwaltete die Güter, von denen die Geistlichen und andere Dombediente lebten, und besorgte Bau und Unterhaltung der Domkirche, der Schulen und Bedientenhäuser. Sein Amtssitz war der dreigeschossige Stucturhof Segebade Clüvers von 1438 in der Violenstraße.⁵ Grabmäler oder sonstige Spuren der hannoverschen Beamten sind in Bremen nicht mehr zu sehen.

Bremer Dom-Juristen wurden bereits seit 1649 namentlich aufgelistet,⁶ allerdings nur mit ihren Dienstjahren. Inzwischen ließ sich über deren Lebensweg, Herkunft, Familien, Werdegang und Tätigkeit Näheres ermitteln. Insbesondere mit den unvollendeten Forschungen von Hans Funke (1928–2005)⁷ im Niedersächsischen Landesverein für Familienkunde in Hannover liegt umfangreiches Material hierzu vor, das zugleich entscheidende Einblicke in die damalige Personal- und Heiratspolitik ermöglicht.

Von den 18 nachfolgend benannten Beamten gehörten zehn dem Adel an. Das sind deutlich mehr als damals in anderen kurhannoverschen Ämtern. Zudem fällt auf, dass nicht alle vorher Jura studierten. Bisweilen genügte wie schon in schwedischer Zeit eine militärische Laufbahn zur Berufung an den Domdistrikt in Bremen. Offenbar spielte ähnlich wie bei den Diplomaten ein guter Name zur Repräsentation des Landesherrn in der Stadt eine Rolle, zumal mit dem Rat seit jeher viele Probleme und Zuständigkeiten zu verhandeln und zu klären waren.

Maßgeblich bei der Auswahl, Aufsicht und Versorgung der hannoverschen Beamten in Bremen war auch die Regierung in Stade. Daher finden sich etliche Personalakten von ihnen im Niedersächsischen Staatsarchiv in Stade, das dort im Mai 2014 am Grabenweg einen großzügigen Neubau bezogen hat.

4 Art. 2 der übernommenen kurhannoverschen Amtsordnung vom 18. 6. 1674; Hans-Cord Sarnighausen, Aus der Hannoverschen Amtsordnung von 1674, in: Lauenburgische Heimat 175, 2007, S. 47–57.

5 Walter Dietsch, Der Dom St. Petri zu Bremen, Bremen 1978, S. 208, mit Aufriss S. 240.

6 Brage Bei der Wieden, Staatliche Ämter, Gerichte und Beamte in den Provinzen Bremen und Verden 1648–1815, in: Jahrbuch der Männer vom Morgenstern 85, 2006, S. 205–206;

7 Nachruf von Bolko Knust in: Zeitschrift für Niederdeutsche Familienkunde 3/2005, S. 136. Besonderer Dank gebührt Gabriele Fricke in Wunstorf und Matthias Zimmermann in Hannover für viele Daten aus Funkes Nachlass, für weitere aber auch Dr. Lupold von Lehsten im Bensheimer Institut für Personengeschichte.

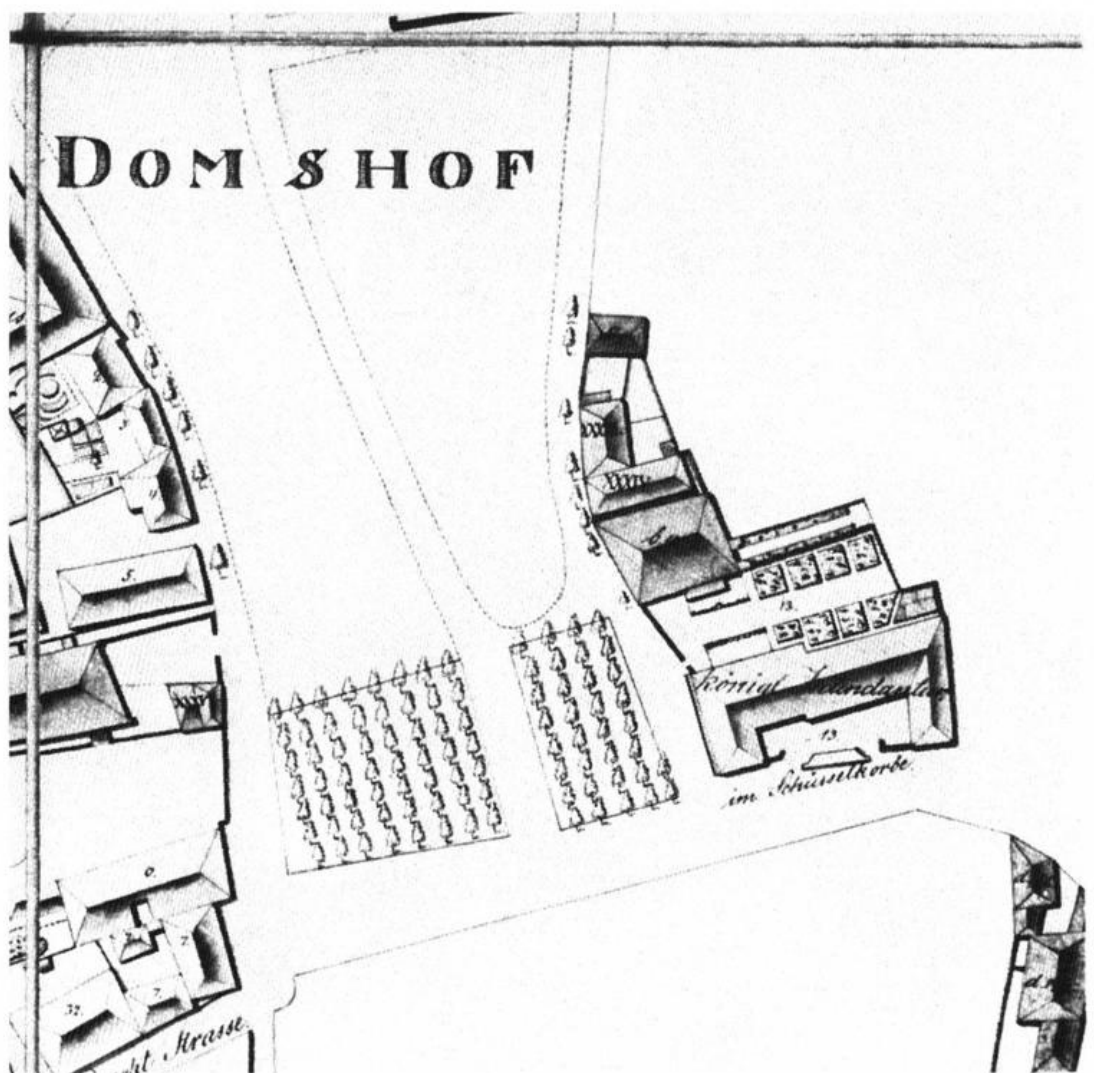


Abb. 1: Die königlich hannoversche Intendantur in Bremen an der Ecke Domshof / Schüsselkorb. Plan von G. H. Buchholz, 1794 (nach Lührs, Domshof, wie Anm. 2, S. 27).

Die wichtigsten hannoverschen Beamten in Bremen mit ihren Familien in der zeitlichen Reihenfolge ihres dortigen Dienstantritts:

1. 1715 bis 1729: Christoph Heinrich von **Weißenfels**,⁸ * Stettin 16. 9. 1649, † Bremen 13. 11. 1729, Grabmal im Dom nicht erhalten, 1668 Jurastudent in Frankfurt/Oder, 1669 in Greifswald, 1684 schwedischer Agent und Sekretär am Kaiserhof in Wien, 1691 bis 1729 schwedischer Etatsrat und hannoverscher

8 Deutsches Geschlechterbuch (= DGB) 10, S. 187, 185; Marianne Schwebel: Christoph Heinrich von Weißenfels, in: Die Gräber im Bremer St. Petri Dom, Heft 27, 2002, S. 87–92.

Oberhauptmann am Domshof in Bremen mit freier Wohnung im einstigen Bischofssitz (Palatium), Scholarch der lutherischen Domschule, Förderer des dortigen Gymnasiums Athenaeum und des Waisenhauses von 1692, 1695 bis 1715 auch Gogräfe in Achim/Weser.⁹

Sein 1648 als *von Weißenfels* schwedisch geadelter Vater Dr. med. Johann Georg *Albinus* (1612–1666), Stettiner Arztsohn, dort wieder herzoglicher Leibarzt und Pädagogiums-Provisor, ∞ Ostseebad Rügenwalde in Westpommern (seit 1945 poln.: Darlowo) 8. 11. 1640 Margaretha Sophia (1620–1659), Tochter des pommerschen Hofrats Johann *Hagemeister* (1576–1638), Gerichtsdirektor in Rügenwalde, Geheimer und Kammerrat auf den Erbgütern Hohenselchow und Keesow in der Uckermark, und der Margarethe *Schwallenberg* (* 1597, † Stettin 2. 4. 1680).

Er ∞ Margarethe (* 3. 1. 1658, † Bremen 4. 12. 1721), Tochter des 1689 geadelten Joachim *Christiani v. Ehrenburg* (* Greifswald 7. 10. 1628, † Stade 2. 1. 1695), schwedischer Kanzler des Herzogtums Bremen in Stade,¹⁰ ∞ 8. 4. 1657 Margarethe, Tochter des Dr. jur. Theodor Meyer, pommerscher Landrat und Bürgermeister in Stralsund an der Ostsee.

Sein Sohn Christian Friedrich *von Weissenfels* († Achim 1773 nach 54 Dienstjahren) war als Jurist von 1715 bis 1769 nach ihm Gogräfe mit eigenem Haus in Achim.

2. 1716 bis 1736: Johann Georg **Zierenberg**, * Bremen 2. 8. 1693, † ebd. 15. 12. 1736, 1700 Domschüler, 1710 am Domgymnasium Athenaeum, Student in Leipzig, 1716 schwed. Stadtvogt in Bremen, 1718 Reise in die Niederlande, 1719 Übernahme als kurhannov. Stadtvogt, 1723 Verfasser einer Denkschrift zur Zuständigkeit der Stadtvogtei.¹¹

Sein Vater Johann Friedrich (1648–1716) war ebenfalls schwed. Stadtvogt in Bremen.

Er ∞ Tochter des Johann Diedrich *Lappenberg* (* Verden 27. 1. 1672, † Bremen 10. 10. 1727), 1702–1727 Domprediger in Bremen, Schwester des Theologen und Historikers Samuel Christian *Lappenberg* (* Bremen 17. 8. 1720, † Pfarrhaus Lesum 15. 8. 1788),¹² 1748 Gründers der »Bremischen Deutschen Gesellschaft« für Literatur, Geschichte und Volkskunde.

3. 1717 bis 1772: Caspar Friedrich **Renner**,¹³ * Hann. Münden 20. 3. 1692, † Bremen 21. 5. 1772, Grabmal im Dom nicht erhalten, Schüler des Gymnasium Illustre in Bremen, 8. 12. 1712 Student in Jena, 1717 Intendant in Bremen für kurhannov. Besitz außerhalb der Stadt, seit 1724 hier befördert zum Structuar,

9 Hans-Cord Sarnighausen, Hannoversche Richter und Amtsjuristen von 1715 bis 1866 in Achim, in: Heimatkalender für den Landkreis Verden 2013, S. 134–147, hier S. 138.

10 Fiedler, Herzogtümer Bremen und Verden (wie Anm. 1), S. 308.

11 Alfred Kühtmann, Geschichte der bremischen Stadtvogtei, Breslau 1900, rezensiert in: Brem. Jb. 20, 1902, S. 188 ff., hier S. 192.

12 Allgemeine Deutsche Biographie (= ADB) 17, Leipzig 1883, S. 715–716.

13 Thomas Begerow, Caspar Friedrich Renner, in: Die Gräber im Bremer St. Petri Dom, Heft 27, 2002, S. 69–81 mit Silhouette S. 70.

1738 auch Stadtvogt (Richter) und Baumeister, 1734 Gestalter der Domsheide mit Linden und Neptun-Brunnen, 1737 Bauherr der achteckigen, kirchlichen »Glocke« für das Hofgericht,¹⁴ 1766 der welschen Haube des nördlichen Domturms, Literat (Henning der Hahn u. a.), Vater von 16 Kindern erster Ehe.

Sein Vater Dr. med. Peter Johannes Renner (* Hann. Münden 21. 9. 1661, † Bremen 7. 12. 1726), Goldschmiedsohn, Brüheimer Pfarrerenkel, Arzt in Hann. Münden, Celle und seit 1693 in Bremen, ∞ Hannover-Neustadt 10. 2. 1691 Margarethe Elisabeth (* ebd. 23. 2. 1672, † Hannover 24. 9. 1748), Tochter des dortigen Caspar Henning Kirchhoff, Botenmeister und Kanzleidiener, ∞ ebd. 8. 6. 1671 Sophie Margarethe (* Celle 15. 11. 1646), Tochter des Carsten Nymeyer, Holzknecht und Schweinemeister auf der Blumlage in Celle.

Er ∞ I. Celle 5. 7. 1724 Marianna (* Celle 1707, † Bremen 1751), Tochter des George Roger Brown († Celle 12. 11. 1749), fürstl. Oberjäger und Stallmeister in Celle, Schwester des Lüneburger Predigers Roger Brown (* Celle 14. 12. 1702, † Lüneburg, St. Michaelis 5. 7. 1742).¹⁵

Er ∞ II. Bremen-Lesum 20. 7. 1752 Augusta Friederica Mauritia (* Varel 7. 4. 1719, † Bremen 2. 7. 1777), Tochter des Ulrich Friedrich von Weltzien (1677–1726), Drost der Herrschaft Kniphausen¹⁶ bei Wilhelmshaven, Kammerrat, Landrentmeister in Jever, und der 1707 gefreiten Juliane (1684–1726), Tochter des Drost Johann Jacob Marchand (1656–1703) aus Breda in Holland, seit 1680 Freiherr von Lilienburg, und der Juliane Landgräfin von Hessen-Eschwege (1652–1693).

Sein Sohn Johann Christoph Georg Renner (1727–1799), folgte ihm 1760 als adj. Baumeister in Bremen, 1772 bis 1800 dort als Stadtvogt und Structuarius (s. unten Nr. 12).

Sein Sohn Adolph Friedrich Renner (1741–1812), 1779 Oberdeichinspektor in Wischhafen/Untere Elbe, 1800 erfolgloser Bewerber um des Bruders Bremer Nachfolge, ∞ Neuhaus/Oste 25. 3. 1779 Anna Elisabeth (1757–nach 1812), Tochter des Georg Wilhelm Kunhardt,¹⁷ Kaufmann und Bürgermeister in Neuhaus/Oste, und der Anna Elisabeth Heger.

4. 1718 bis 1732: Hermann Friedrich Ulrichs,¹⁸ * Zeven 29. 10. 1680, † Bremen 5. 5. 1732, bis 1718 Sekretär der Regierung in Stade, dann Intendant in Bremen für kurhannov. Besitz in der Stadt gegen Kautions von 4000 Rtlhr., ab 1724 auch für außerhalb, 1716 Hoferbe seines Schwiegervaters Johannes Burmeister an der Schwachhauser Heerstraße, Ecke Friedhofstraße, 1719 bis 1728 Vater von 7 Kindern.

Sein Vater Hermann Andreas Ulrichs (* 14. 11. 1649), Krämer in Zeven, ∞ Ilse Zobel (* 2. 12. 1651, † 15. 2. 1693).

14 Marianne Schwebel, »Die Glocke« am Bremer St. Petri Dom, in: Brem. Jb. 77, 1998, S. 266–267.

15 Hans-Cord Sarnighausen, Ein Lüneburger »Pater Brown« aus Celle, in: Heimatkalendar Jahrbuch für die Lüneburger Heide 2011, S. 103–104.

16 Walter Ordemann: Die Herrlichkeit und Burg Kniphausen, Wilhelmshaven 1993.

17 DGB 19, S. 159.

18 Die Gräber im Bremer St. Petri Dom, Heft 27, 2002, S. 18–21 mit Porträt Ulrichs.

Er ♂ Bremen 26. 4. 1718 Catharina Elisabeth (* 11. 11. 1690, † Bremen 18. 2. 1745), Tochter des Johannes *Burmeister* (* Bleckede 11. 11. 1650, † Bremen 13. 11. 1716), 1681 Amtschreiber in Ottersberg, 1690 Intendant in Bremen, der ♂ I. Brinkum 4. 12. 1688 Maria Elisabeth (* Brinkum 16. 12. 1663, † Bremen 13. 5. 1702), Tochter des Philip Sigismund *Bremer*, Zöllnersohn aus Dreye, Verwalter und Pächter des herzoglichen Erichshofs bei Brinkum.

Sein Sohn Johann Friedrich *Ulrichs* (* Bremen 7. 2. 1724, † ebd. 12. 6. 1795), Kaufmann in Bremen, ♂ Elisabeth Grovermann (* Bremen 8. 3. 1728, † ebd. 8. 2. 1797).

Sein Sohn Christian Eberhard *Ulrichs* (* Bremen 4. 1. 1725, † ebd. nach 1766), Brauer in Bremen, Vater von 6 Kindern, ♂ ebd. 27. 8. 1754 Adelheit Sophia (* 1727, † Bremen nach 1766), Tochter des Wilhelm *Schröder*.

5. 1730 bis 1741: Anton Dietrich **von Wersebe**, * Meyenburg 14. 5. 1675, † Bremen 14. 5. 1741, Grab in Meyenburg bei Schwanewede, Erbherr auf Gut Meyenburg und Rech, 1730 kurhannov. Oberhauptmann des Domdistrikts in Bremen, ab 1737 mit seinem Sekretär Christiani.

Sein Vater Bernhard († vor 1700) ♂ Helene v. d. *Bussche*.

Er selbst ♂ Meyenburg 24. 3. 1700 Charlotta v. d. *Borch* (* 3. 1. 1680, † Bremen 25. 12. 1732), Grab in Meyenburg.

Sein Sohn Friedrich (* Meyenburg 20. 3. 1701, † Gut Neuenhausen bei Wulsbüttel 19. 3. 1758), herzogl. braunschw. Drost in Thedinghausen, ♂ Maria Magdalena de *Chenal* (* 1711, † Neuenhausen 27. 8. 1785), Eltern des seit 1774 Leher Drost und Richters Carl v. W. (* Thedinghausen 18. 3. 1743, † Lehe bei Bremerhaven 17. 3. 1794).¹⁹

Sein Sohn Otto Wilhelm (* Meyenburg 21. 1. 1711, † ebd. 29. 11. 1769), Regierungsrat in Stade, kinderlos, ♂ 1757 Gräfin Karoline Wilhelmine (* 1727, † Stade 3. 8. 1786), Preetzer Stiftsdame, Schwester des Ratzeburger Landdrosten Graf Friedrich v. *Kielmansegg* (1728–1800).²⁰

6. 1732 bis 1741: Paul **Meyer**, * Hamburg 8. 2. 1687, † Bremen 16. 1. 1741, bis 1732 kurhann. Agent und fstl. wolfenb. Postmeister in Braunschweig, dann kurhann. Intendant in Bremen.

Sein Vater Paul (* Lüneburg 11. 11. 1648, † Hamburg 4. 9. 1704), Bieraccise-Inspektor in Hamburg, ♂ 1681 Anna Sophie *Schröder* († Hamburg 28. 4. 1689).

Er selbst ♂ Syke/Barrien 1721 Sophie Elisabeth, Tochter des Christian Hermann Meyer (* Mehringen um 1670, † Syke/Barrien 1724), 1696 dort Amtmann, ♂ 20. 7. 1696 Engel Margaretha *Tiling* (* 1677, † Hannover-Neustadt 3. 8. 1742).

Kinder Meyer, * in Braunschweig:

1. Sophia Margaretha Eleonora († Hannover-Neustadt 18. 2. 1743) ♂ ebd. 19. 4. 1739 Johann Friedrich *Junge*, 1724 dort Hof-Bauschreiber, 1740 Hof-Baumeister, 19. 8. 1733 Bürger von Hannover.

19 Dieter Riemer/Uwe Lissau, Vom Leher Vogt zum Amtsgerichtspräsidenten, Bremerhaven 2011, S. 44–45.

20 Hans-Cord Sarnighausen, Landdrost Friedrich v. K. (1728–1800), in: Lauenburgische Heimat 181, 2009, S. 72–80.

2. August Wilhelm (†Lüneburg 3.4.1770), 1761 Kapitän (Hauptmann) im Inf.-Rgt. 5 A, 1770 im Inf.-Rgt. 5 B, ∞ 1762 Sophie, Tochter des Arnold Friedrich Meyer, Elbzöllner in Lauenburg.

3. Henriette Friederike (*Hannover 1730, †Hannover 16.4.1803) ∞ Ronnenberg 23.9.1759 Heinrich Franz Christian *Cordemann* (*Hannover-Neustadt 14.5.1723, †Hannover 1.8.1794),²¹ 1773 dort Geh. Kammer-Sekretär und Hofrat, Sohn des Ludolf Friedrich C. (*Pfarrhaus Barnstorf 1687, †Hannover 16.11.1766), 1717 dort Hof-Kornsreiber, zuletzt Kammer-Sekretär, ∞ Ilten 17.5.1720 Amtmannstochter Jeniver Louise Dorothee Christina *Schmidt* aus Meinersen.

4. Johann Christian Abraham Meyer (*1732, †Winsen/Aller 11.1.1798), 28.1.1777 Rittmeister im 2. Kav.-Rgt., 18.3.1791 Major, 29.12.1793 Oberstleutnant, ∞ Heiligendorf bei Wolfsburg 30.9.1773 Dorothea Carolina (*ebd. 5.1.1752), Tochter des Johann Gottfried *Leisewitz* (*Celle 21.3.1706, †Heiligendorf 4.4.1773), 1739 Pastor in Heiligendorf, ∞ Celle 2.10.1739 Henriette Margaretha *Ulrich* (*Celle 13.6.1715).

5. Elisabeth Johanne Philippine (†Lauenau), ∞ 1754 Anton Gottfried *Baring*,²² (*Pfarrhaus Mellinghausen bei Sulingen 11.7.1718, †Neustadt/Rbge. 16.8.1773), 1738 Student in Göttingen, 21.10.1739 in Leipzig, 1754 Amtschreiber in Lauenau am West-Deister, 1763–1773 in Neustadt/Rbge.

7. 1737 bis 1738: Dr. jur. Lüder Christoph **Kannengießer**, *Bremen 4.3.1690, †ebd. 29.9.1738, 1712 Student in Leipzig, 3.2.1714 Respondent in Duisburg, 1737 kurhann. Stadtvogt (Richter) in Bremen.

Sein Vater Dr. jur. Dietrich K. (*Bremen 20.12.1659, †ebd. 13.2.1732),²³ Senator und Ratsherr in Bremen, ∞ II. ebd. 1689 Gesa, Tochter des Kaufmanns Heinrich *Fedeler* und der Anna *Frese*.

Sein Bruder Johann Dietrich K. (†Kassel 1746), 7.5.1710 Gymnasium Illustre in Bremen, 1714 Student in Frankfurt, Juris Consultus, 1718 Amtmann in Schaumburg, 1726 Hess. Steuerrat in Kassel, ∞ Petershagen 10.10.1719 Isabella Cornelia, Tochter des Gustav Daniel v. *Schmidt* (*Minden 28.7.1646, †Petershagen 11.6.1720), kurhann. Geheimer Hofrat, preuß. Geh. Legationsrat, Resident (Gesandter) in Den Haag, Brüssel, Dresden, Berlin, Schwerin, Stockholm und Hannover.

8. 1741 bis 1748: Otto Clamor Freiherr **von dem Bussche**, *1692, †1748, 1715 Rittmeister im Kav.-Rgt. 3 B, 1729 im 5. Drag.-Rgt., 1741 als Oberst pensioniert, 1741 kurhannov. Oberhauptmann in Bremen.

Er ∞ Eleonore Hedwig v. *Spoercken* (1698–1783).

Seine Tochter Dorothea Wilhelmine Friederike (*Hoya 16.6.1728, †Hannover 7.11.1753), ∞ Hannover 1.1.1748 Georg Friedrich v. *Steinberg* (*Osnabrück

21 Axel F. Wilke, Familie Cordemann, in: Zeitschrift für Niederdeutsche Familienkunde 1/2009, S. 16.

22 Stammfolge *Baring* in: DGB 102, Görlitz 1938, S. 44–45; Genealogie – Deutsche Zeitschrift für Familienkunde, Heft 4/2013, S. 728–729.

23 DGB 167, Limburg 1974, S. 438; Brem. Jb. 1968, S. 294.

1. 3. 1727, † Wien 7. 6. 1765), 1745 Kammerauditor, 1748 sup. Kammerrat, 1750 Kammerrat, 1753 Geh. Kammerrat, 1756 kurhannov. Gesandter am kaiserl. Hof in Wien, 1758 in Kopenhagen, 1763 erneut am kaiserl. Hof, 1764 Tit. Wirkl. Geheimer Rat, Gutsherr auf Bodenbug, Brügggen, Harbarnsen, Wispenstein u. a.

9. 1741 bis 1746: Heinrich Burchard **Stegemann**,²⁴ * Doerpel östl. Barnstorf Krs. Diepholz 20. 4. 1715, † Bremen 1. 12. 1746, 7. 5. 1734 Student in Jena, 4. 10. 1736 in Göttingen, 1741 kurhann. Intendant in Bremen, Erbherr des Guts Doerriehlo bei Varrel und Sulingen.

Er ∞ Doerriehlo 8. 6. 1745 Anna Dorothea (* Hannover 12. 8. 1728, † ebd. 16. 2. 1791), Tochter des Johann Paul *Heumann* (* Hannover 18. 2. 1703, † Hannover 14. 12. 1759), Oberhofbaumeister, der ∞ Hannover 28. 5. 1726 Anna Dorothea *Soltmann* (* ebd. 22. 1. 1710, † ebd. 8. 6. 1780); sie ∞ II. Hannover 22. 2. 1748 Johann Christoph *Augspurg* (* Hannover 14. 6. 1712, † ebd. 22. 9. 1771), 1742 extr. Kanzlei-Sekretär in Hannover, 1748 dort Kammer-Sekretär.

10. 1747 bis 1791: Johann Christian **Danckwerts/von Danckwerth**, * Buxtehude 1718, † Bremen 26. 10. 1791, 1734 Schüler des Hamburger Johanneums, 10. 5. 1737 Student in Göttingen, 1747 kurhannov. Intendant als Beamter des ev. luth. St. Petri-Domvermögens in Bremen, 1769 zugleich Gogräfe und Oberamtmann in Achim/Weser, mit kaiserlichem Diplom vom 15. 6. 1776 als »von Danckwerth« geadelt. Jeden Mittwoch ließ er sich von Bauleuten des Achimer Gogerichts vierspännig von Bremen nach Achim kutschieren, um donnerstags und freitags im Posthaus Gericht zu halten und sonnabends wieder nach Bremen zurückzufahren.

Sein Vater Johann Christian *Danckwerts* (* Domstift Bardowick 1. 10. 1687, † Harburg 13. 11. 1764),²⁵ Grab in Neukloster bei Buxtehude, Student in Wittenberg und Helmstedt, 1715 Amtmann in Alt- und Neukloster in Buxtehude und in Harsefeld, 1754 Oberamtmann, ∞ Beate Margarethe (* Lüneburg 1691, † Buxtehude 1753), Tochter des Lüneburger Stadtsekretärs und Bürgermeisters Johann *Reinbeck* (* Lüneburg 17. 1. 1640, † ebd. 2. 7. 1704).

Seine Gattin Beate Lucia v. *Reinbeck* (* Amtshaus Sülstorf/Meckl. 18. 3. 1727, † Salzwedel 18. 3. 1809) schenkte ihm siebzehn Kinder, die alle ohne Nachkommen v. *Danckwerth* vor ihr starben.

Dazu gehörte der 1778 ernannte hannov. Fähnrich Georg und dessen Bruder Carl v. *D.* (* Bremen 1764), 1782–1784 Seconde-Leutnant und 1790 stud. jur. in Göttingen.

Die Tochter Sophie Margarethe Theodora v. *D.* (* Bremen 1. 9. 1750, † Hannover 5. 2. 1779) ∞ Hannover 25. 4. 1769 Dr. med. Johann Gottfried *Müller* (* Osterode/Harz 24. 12. 1730, † Hannover 31. 12. 1779), Garnisons- und Leibarzt in Hannover.

24 Hermann und Brigitte Stegemann, Beiträge zur Geschichte der Familie Stegemann, Detmold/Hannover 1970 (Kreisarchiv Diepholz), S. 15.

25 Hans-Cord Sarnighausen, Hannoversche Amtsjuristenfamilien von 1715 bis 1866 in Harsefeld, in: Stader Jahrbuch 2007, S. 96–99 zu Vater Danckwerts.

Der Sohn Johann Andreas Friedrich v. D. (* Bremen 1756, † Tzenstochau / Warthe 1. 11. 1807), 1775 stud. jur. in Göttingen, 1780 verschuldeter Jurist, ging 1807 als preußischer Proviantmeister nach Tzenstochau in Polen.

Die Tochter Louise Caroline v. D. (* Bremen 8. 5. 1768, † 1. 6. 1796) ∞ 1789 den hannov. Hauptmann Carl Friedrich Baron v. *Marschalck* (* 16. 3. 1754, † 11. 12. 1818) vom Gut Geesthof in Hechthausen-Klint, Gutsherr auf Bokel bei Verden, Elstorf und Eschborn. Das Grabmal (2,40 m hoch) für beide steht noch auf dem Domfriedhof in Verden/Aller.

Der jüngste Sohn Johann Christoph v. *Danckwerth* (* Bremen 1770, † Gut Schmorkau bei Königsbrück / Oberlausitz 10. 3. 1799), 1786 Gymnasiast in Ilfeld am Ostharz, 1789 stud. jur. in Göttingen, starb kinderlos als kursächsischer Leutnant.

11. 1748 bis 1790: Christoph Achaz **von Hake**, * Gut Diedersen östl. Hameln 9. 6. 1711, † Hannover 25. 2. 1790, 24. 4. 1728 Student in Halle, Auditor bei der Justizkanzlei in Celle, 1738 Hofgerichts-Assessor in Hannover, 1740 Hofrat bei der Justizkanzlei in Celle, 1748 kurhann. Oberhauptmann in Bremen, 1763 Landdrost, Gutsherr auf Diedersen usw., unverheiratet.

Sein Bruder Levin Adolf (* Diedersen 21. 12. 1708, † Hannover 25. 4. 1771), 24. 4. 1728 Student in Halle, 1733 extr. Hofgerichts-Assessor in Hannover, 1735 sup. Hof- und Kanzleirat ebd., 1736 Hof- und Kanzleirat, 1739 Oberappellations-Rat in Celle, 1740 Hofrichter in Hannover, 1743 calenberg. Land- und Schatzrat, 1754 Präsident des Konsistoriums, 1754 Wirkl. Geheimer Rat, 1770 Großvogt in Celle und hannov. Premierminister, ∞ Hannover 26. 2. 1741 Renate Sophie v. *Alvensleben* (* Rostock 30. 8. 1720, † Hannover 10. 6. 1798).

Sein Vater Hermann Ludwig (* Diedersen 11. 5. 1679, † Ohr südl. Hameln 17. 9. 1739), Gutsherr auf Emmerthal-Ohr, Diedersen, Buchhagen und Bodenwerder, ∞ Rittergut Helpensen bei Hameln 22. 4. 1706 Sophie Dorothea v. *Mengersen* (* ebd. 27. 11. 1682, † Ohr 10. 10. 1718).

12. 1772 bis 1791: Johann Christoph Georg **Renner**,²⁶ * Bremen 21. 4. 1727, † ebd. Dom 27. 12. 1799, Leiche im Bleikeller,²⁷ Sohn von Nr. 3, 1748 Student in Göttingen, 1750 Sekretär am Dom in Bremen, 1760 adj. Baumeister in Bremen, 1772 bis 1800 hier Stadtvogt und Structuar.

Er ∞ I. 1760 Friederike Eleonore (* Hannover-Neustadt 23. 9. 1734, † Bremen 11. 4. 1770), Tochter des Geh. Kammersekretärs Gerhard Samuel *Patje* (* Hannover 24. 1. 1687, † Hannover-Neustadt 22. 8. 1747), Zuckerbäckersohn, und der am 5. 4. 1730 in Nienburg gefreiten Witwe Christiane Rosamunde († Hannover 7. 9. 1742), Tochter des Dr. med. Christian Friedrich *Richter* in Halle / Saale.

Er ∞ II. Stade 19. 11. 1772 Margaretha Maria (* Hamburg 14. 1. 1748, † Bremen 27. 6. 1797), Tochter des Kaufmann und hannov. Agenten (Geschäftsträger) in Hamburg Heinrich *Hüge* und der Anna Catharina Sophia *Curtius*.

Sein Sohn Prof. Dr. med. vet. Theobald *Renner* (* Bremen 1779, † Jena 13. 2. 1850) lehrte nach 1814 an der neuen Tierarznei-Schule der Universität Jena.

26 Nds. Staatsarchiv Stade, Rep. 5 f Fach 26: Nr. 105, Fol. 42–44 und Nr. 106 b, Fol. 79 ff.

27 Wilhelm Tacke, Der Bleikeller im Dom zu Bremen, Bremen 1985, S. 64–65.

13. 1790 bis 1796: Adolph Franz Friedrich Ludwig Freiherr **Knigge**,²⁸ * Gut Bredenbeck am Deister 16. 10. 1752, † Bremen 6. 5. 1796, Grabplatte mit Wappen im Dom erhalten, 23. 10. 1796 Student in Göttingen, 1771 Assessor der hess. Kriegs- und Domänenkammer in Kassel, 1776 Kammerherr in Weimar, 1777 am Hof in Hanau, 1780 in Frankfurt am Main, 1783 in Heidelberg, dann in Hannover, Autor, schrieb 1788 »Über den Umgang mit Menschen«, seit 1790 hann. Oberhauptmann am Dom in Bremen.

Sein Vater Carl Philipp (* Hannover 17. 12. 1723, † ebd. 11. 10. 1766), 14. 5. 1746 Student in Göttingen, Oberhauptmann und Hofgerichts-Assessor in Hannover, Gutsherr auf Bredenbeck und Pattensen, ∞ Thale am Harz 16. 11. 1748 Louise Wilhelmine (* Thale 10. 4. 1730, † Hannover 8. 7. 1763), Tochter des Kammerjunkers Friedrich Wilhelm Freiherr *Knigge* aus Weimar.

Er ∞ Kassel 22. 8. 1773 hess. Hofdame Henriette (* Gut Nentershausen östl. Bebra 23. 7. 1749, † Wendlinghausen (Lippe) 10. 5. 1808, Tochter des Reinhard v. *Baumbach* jun. auf Nentershausen und der Louise Christine v. *Boineburg gen. Hohenstein*.

Seine Tochter Philippine Auguste Amalie (* Kassel 25. 11. 1775, † Hameln 10. 12. 1841), ∞ Bremen 26. 3. 1798 Claus Friedrich Wilhelm Carl v. *Reden* (* Clausthal 7. 11. 1774, † Hameln 6. 6. 1840), hannov. Oberstleutnant auf Hameln, Bennigsen II und Esbeck, Sohn des Claus Friedrich v. *Reden* (* 6. 4. 1736, † 8. 10. 1791), Geh. Kammerrat und Berghauptmann auf Hastenbeck und seit 1776 auf Esbeck, ∞ 13. 7. 1770 Luise v. *Minnigerode*.

14. 1783 bis 1803: Johann Heinrich Christian **von Einem**, * Hemmendorf bei Lauenstein am Ith 9. 2. 1756, † Bremen 28. 1. 1828, 1783 Notar der Intendantur in Bremen, »zu Celle und Wetzlar immatriculiret«, Gutsherr in Hanstedt.

Sein Vater Gottfried Ludwig (* Oldendorf bei Hameln 23. 4. 1736, † bei Lille 16. 4. 1794), 9. 4. 1761 Premier-Leutnant im Kav.-Rgt. 2 A, 9. 3. 1781 Rittmeister im 2. Kav.-Rgt., zuletzt Major.

Er selbst ∞ Bremen 2. 11. 1783 Anna *Grovermann* (* Bremen 10. 9. 1763, † Hitzacker 13. 4. 1839).

Sein Sohn Johann Ludwig (* Bremen 1784, † 1813) war Kaufmann in Bremen.

Sein Sohn Diedrich Christian (* Gut Grimmenstein 13. 2. 1790, † Steinkirchen 16. 3. 1875), 7. 9. 1809 Leutnant im 1. Linien-Batallion der Englisch-Deutschen Legion, dann hann. Leutnant im Landwehr-Bat. in Hoya, ∞ Dorothea Auguste Marie Friederike, Tochter des Johann Christian *Kieff* (* Assel bei Stade um 1765, † Mittelnkirchen 31. 8. 1840), Schüler in Otterndorf, 16. 10. 1785 Student in Helmstedt, 1818 Pastor in Mittelnkirchen, ∞ 24. 11. 1797 Friederike Christiana v. *Brandis* (* Hannover-Döhren 20. 8. 1769, † Kassel 7. 1. 1814).

Sein Sohn Heinrich Bartholomaeus Wilhelm fiel 1812 in Russland als »kon-skribierter Brigadier der französ. Armee«.

Seine Tochter Luise Caroline (* Bremen 1793, † Zeven nach 1859) blieb ledig.

Seine Tochter Dorothea Franziska (* Bremen 7. 10. 1798, † Hildesheim 11. 11. 1854) ∞ Bremen 20. 8. 1822 Gustav Heinrich Meyer (* Hannover 27. 2. 1787,

28 ADB 16, 1882, S. 288–291; Neue Deutsche Biographie (= NDB) 12, 1980, S. 184–186; Die Gräber im Bremer St. Petri Dom, Heft 15, S. 4–14, 40–42.

† Malgarten 8. 1. 1849), 1830 Amts-Assessor in Hitzacker, zuletzt Amtmann in Malgarten bei Bramsche.

15. 1791 bis 1803: Dr. jur. Johann Kaspar Hieronymus Theodor **Olbers**, * Bremen-Arbergen 9. 5. 1752, † Nienburg 26. 12. 1815),²⁹ Pastorensohn, 1772 Student in Leipzig, 1773 in Göttingen, 1777 verheirateter Advokat und Bürger in Bremen, 1778 Amtsauditor hier am Dom und in Achim/Weser, 1791 Amtschreiber und Vize-Intendant in Bremen, 1792 hier Intendant, zugleich Gogräfe in Achim, 1795 Amtmann in Bremen, 1803 bis 1815 Oberamtman in Nienburg.³⁰

Sein Vater Johann Jürgen oder Georg *Olbers* (1716–1772), 1747 Pastor in Arbergen und 1760 vierter Domprediger in Bremen, ∞ Anna Maria (1728–1798), Tochter des Bremer Dompredigers Johann *Vogt* (1695–1764).

Sein Bruder Heinrich Wilhelm Matthias *Olbers* (* Bremen-Arbergen 11. 10. 1758, † ebd. 2. 3. 1840)³¹ war Arzt in der Bremer Sandstraße und namhafter Astronom mit Denkmal in den Bremer Wallanlagen.

Seine Schwester Dorothea *Olbers* ∞ den Achimer Amtschreiber Johann Georg Meyer (* Lilienthal (Wümme) 5. 9. 1754, † Hannover 11. 10. 1820).³²

16. 1796 bis 1798: Carl Gabriel Heinrich **von Malortie**, * 2. 12. 1734, † Hannover 4. 4. 1798, Grabmal auf dem Gartenfriedhof, 21. 7. 1752 Fähnrich im Garde-Rgt., 25. 5. 1756 Leutnant, 9. 2. 1759 Kapitän im 8. Drag.-Rgt., 20. 11. 1763 Major, 1774 im 7. Drag.-Rgt., 9. 12. 1777 Oberstleutnant, 25. 6. 1783 Oberst, 10. 7. 1786 als »Oberster und Oberhofmeister der drei königl. Prinzen«, Student in Göttingen, 21. 10. 1789 Generalmajor, 19. 3. 1793 als Generalleutnant in Pension, 1796 kurhann. Oberhauptmann am Dom in Bremen.

Sein Vater George Guillaume (* 25. 1. 1695, † 14. 5. 1750), 1736 Oberst und Chef des Kav.-Regiments 3 B, ∞ Celle 7. 2. 1734 Françoise Charlotte *de Dompierre* (1714–1738).

Er ∞ Gandersheim 12. 1. 1770 Friederica Maria Sophia Christiana (* 3. 8. 1747, † 27. 8. 1772), Hofdame der Äbtissin von Gandersheim, Tochter des Landrats Friedrich August v. *Mandelsloh* vom Gut Ribbesbüttel südlich Gifhorn.

Sein Sohn Albrecht Friedrich Wilhelm Christian Anton Ferdinand (* Einbeck 5. 5. 1771, † Dresden 7. 4. 1847), 30. 4. 1787 Forststudent in Göttingen, 1791 Forstjunker, 1795 Forstmeister, 1803 Oberforstmeister, zuletzt hann. Geh. Forstdirektor, ∞ Hannover-Linden 7. 11. 1801 Sabine Luise Julie v. *Platen-Hallermund* (* 10. 3. 1780, † 28. 5. 1826).

17. 1798 bis 1803: Carl Levin Otto **von Lenthe**, * Hannover 19. 6. 1746, † Celle 28. 11. 1815, 1798 kurhann. Oberhauptmann in Bremen, Direktor der lüneburg. Landschaft in Celle, Gutsherr in Wrestedt südlich Uelzen.

29 Wilhelm Siebert, Theoder Olbers, in: Niedersachsen, Zeitschrift für Heimat und Kultur, 2/1959, S. 260–267 mit Bildnis im Bremer Fockemuseum.

30 Genealogie, Heft 1/2011, S. 410.

31 ADB 24, 1887, S. 236–238; NDB 19, 1999, S. 499–500.

32 Heimatkalender für den Landkreis Verden 2013, S. 140–141.

Sein Vater Otto Christian (* Gut Lenthe westl. Hannover 27. 7. 1706, † Hannover 9. 5. 1750), Wirkl. Geheimer Rat und 1741 Minister in Hannover auf Obergut Lenthe, ∞ Schloss Lahm bei Coburg 11. 6. 1737 Florentine Sophie Freiin v. *Lichtenstein* (* ebd. 11. 6. 1716, † Hannover 7. 5. 1756).

Er ∞ Lenthe 4. 7. 1786 Sophie Friederike Henriette Wilhelmine (* 27. 10. 1769, † Celle 8. 4. 1850, Tochter des Levin August Gottlieb (1815) Graf v. *Bennigsen* (* Braunschweig 10. 2. 1745, † Banteln bei Elze 2. 10. 1826), russ. General en chef auf Gut Banteln, der ∞ 8. 12. 1768 Friederike Amalie Louise (* Hannover 21. 1. 1750, † Celle 17. 3. 1773), Tochter des Georg Friedrich v. *Steinberg* (* 9. 8. 1727, † 7. 6. 1765) und der Dorothea Friederike Wilhelmine von dem *Bussche* (1728–1753).

Sein Sohn Carl Friedrich Julius (* Lenthe 17. 5. 1788, † Wrestedt 22. 3. 1874), Forstmeister in Wahrenholz, 1831 Oberforstmeister, Gutsherr in Wrestedt, ∞ Celle 8. 9. 1816 Dorothea Anna Louise Julie Henriette (* Celle 23. 6. 1789, † Northeim 2. 1. 1837), Tochter des Otto Ludwig Christoph v. *Schlepegrell*, der ∞ II. 1784 Johanna Arnoldine v. *Horn* (* 1762, † Celle 17. 12. 1834).

Seine Tochter Louise Friederike Amalie (* Celle 30. 7. 1796, † Schloss Ricklingen bei Garbsen 1. 10. 1882), Grabplatte ebd. vor der Kirche, ∞ II. Celle 4. 7. 1817 Carl Friedrich Georg Eberhard (1856) Freiherr v. *Brandis* (* Hildesheim 9. 2. 1795, † Schloss Ricklingen 13. 6. 1884), Grabplatte ebd. vor der Kirche, 27. 7. 1815 Kapitän, dann Generalmajor, 1851 kgl. hann. Kriegsminister in Hannover, Sohn des Georg Friedrich Ferdinand v. *B.* (* Stade 7. 2. 1764, † bei Attalaya in Portugal 23. 6. 1809), 1795 Kapitän (Hauptmann) im 7. Inf.-Rgt., zuletzt im 5. Linien-Bat. der Englisch-Deutschen Legion, ∞ Dohnsen östlich Kemnade und Bodenwerder/Weser 12. 5. 1794 Dorothea Lisette Louise *Floto* (* Auf der Thran bei Bodenwerder 2. 11. 1774, † Hannover 6. 2. 1854).

Sein Sohn Ernst August v. *Lenthe* (* Celle 12. 6. 1799, † Schwarmstedt 17. 9. 1856), 11. 4. 1818 Student in Göttingen, kgl. preuß. Wirkl. Geh. Rat, auf Schwarmstedt, ∞ Löwenhagen im Niemetal 29. 12. 1826 Therese (* Lachem, Weser nördl. Hameln 25. 3. 1807, † Hannover 16. 4. 1865), Tochter des Ernst Julius Wilhelm Adolph v. *Stockhausen* (* 1775, † Lachem 1820), 1804 Drost in Uslar, 1808 in Lachem, ∞ Caroline Charlotte Albertine v. *Mandelsloh* aus Ribbesbüttel.

18. 1801 bis 1803: Friedrich Anton Georg **von Spilcker**, * um 1758, † nach 1805, 2. 6. 1776 Student in Jena, 22. 4. 1777 in Göttingen, 1801 Justizrat, Stadtvogt und Structuar am Dom in Bremen, 1805 Amtmann in Harburg,³³ 1810 Präsident des Distrikts-Tribunals.

Er ∞ 3. 3. 1786 Henriette Ernestine Friederike (* 20. 1. 1760, † Stade 20. 1. 1801), Tochter des Scharnebecker Drostensohns Christian Hieronymus Adolf v. *d. Schulenburg* (* Gut Hehlen bei Bodenwerder 29. 10. 1717, † Lüneburg 10. 4. 1773),³⁴ 1762 Oberst im Inf.-Rgt. 3 A, 1770 im Inf.-Rgt. 6 A, ∞ 29. 11. 1751 die Bleckeder Oberhauptmannstochter Sophie Charlotte Freiin v. *Bülow* (* Bleckede 25. 12. 1734, † 13. 8. 1778).³⁵

33 Harburger Jahrbuch 23, 2012, S. 159.

34 Dietrich Werner v. d. Schulenburg, Geschichte des Geschlechts v. d. Schulenburg 1237–1983, Wolfsburg 1984; Genealogie, Heft 2/2008, S. 172.

35 Zeitschrift für Niederdeutsche Familienkunde (= ZNF), Heft 3/2007, S. 98.

Die Ölmühle vor dem Stephanitor und das Bremer Müllereigewerbe im 19. Jahrhundert

Von Dieter Bischof

Im Sommer 2012 wurde bei Bauarbeiten in Bremen das Fundament einer Mühle vor den Toren der Altstadt aufgedeckt. Das westlich der Wallanlagen vor dem früheren Stephanitor gelegene, mit großen Backsteinformaten gemauerte Fundament konnte schließlich als Teil der Ölmühle des Franz Köcheln (30. 6. 1778 – 21. 8. 1864) identifiziert werden (s. Abb. 1).¹ Für das Bauwerk war ihm im Jahr 1810 eine Konzession erteilt worden, als Bremen französisch besetzt (1806–1813) und Hauptstadt des Departements der Wesermündungen war – eine unsichere Zeit für lokale Bauherren.²



Abb. 1: Freilegung der Ölmühle des Franz Köcheln von 1811 am Bindwams im Sommer 2012. (Foto Bischof)

- 1 Vgl. hierzu Dieter Bischof, A 19th-century Oil Mill on the Outskirts of Medieval Bremen, in: The Society of Historical Archeology, Newsletter 47, Nr. 1, 2014, S. 18–19; und ders., Die Öl-Mühle des Franz Köcheln vor Bremens Toren, in: Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit 27, 2014, S. 151–160.
- 2 StAB 6,2-F.2.a.V.6 (3); 2-Ss.5.b.26; 2-S.10. u. I. i. 13.



Abb. 2: Die freigelegte Ölmühle im Sommer 2012. (Foto StAB)

Ähnlich schwierig wie die politische Situation in Bremen war auch der Baugrund für die Mühle: im Gebiet »vor dem Stephanitor«³ musste man aufgrund alter Flussschwemmsandschichten mit recht weichem und somit wenig tragfähigem Baugrund rechnen. Tiefere beziehungsweise solidere Gründungsarbeiten waren somit unabdingbar. Die für das Mühlenfundament benutzten großformatigen Ziegelsteine sind vermutlich gezielt für das massive Fundament ausgesucht worden (s. Abb. 2).

Das Bremer Adressbuch von 1858 führt die Mühle vor dem Stephanitor unter folgender Adresse im Straßenregister: »Beim Bindwams. Köcheln, Fr., Oelmühle« (ohne Hausnummer). Die Straße Beim Bindwams wurde 1842 erstmals genannt, und es gibt sie noch heute, allerdings nicht mehr mit exakt demselben Straßenverlauf wie im 19. Jahrhundert. Unter dem Namensregister des Adressbuchs von 1858 findet man verzeichnet: »Koecheln, Fr. D., Kfm. u. Dispacheur, Comptoir Wall 39 g.« Der Bremer Franz Daniel Köcheln war also Kaufmann und zugleich Dispacheur, das heißt Havariekommissar und somit für die vermögensrechtliche Abwicklung einer Schiffshavarie zuständig.⁴

3 So lokalisiert Köcheln seine Ölmühle am 30. 10. 1828; vgl. Hans P. Erling, Rund um die Bremer Rolandmühle. I. Die Anfänge 1833–1914, Bremen 2004, S. 59.

4 Adreß-Buch der Freien Hansestadt Bremen für das Jahr 1858, Bremen 1858, S. 75, S. 176.

Das Grundstück wurde etwa 50 Jahre nach dem Mühlenbau dem neuen Hauptzollamt zugeschlagen. Die mittlerweile vorgelagerten Bauten des neuen Weserbahnhofs nahmen den am Fluss eigentlich so günstig wehenden Winden die Kraft, so dass die Umdrehungszahl der Mühlenflügel und damit die Leistung der Mühle äußerst eingeschränkt wurde.⁵ Dieses Problem dürfte für den Mühlenbesitzer Köcheln existenzbedrohend gewesen sein. Das nur noch schlecht arbeitende Mühlenwerk wurde schließlich in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts, vielleicht nach dem Tod des Franz D. Köcheln, abgerissen. Die Zerstörung der Mühle lässt sich zeitlich nur grob eingrenzen. Einige archäologische Spuren zeugen von einem früheren Einhausen der Mühle in einen größeren, rechteckigen Bau. Ein Stich des frühen Weserbahnhofs von 1863 zeigt ein tonnenartiges Gebäude, bei dem es sich wohl um dieses neue Gebäude mit der mittig nicht mehr als solcher erkennbaren Ölmühle handeln dürfte. Auf einem Grundrissplan des frühen Weserbahnhofs von 1864 ist noch mittig in einem rechteckigen Gebäudegrundriss schwach ein Achteck mit der Bezeichnung »Mühle« eingezeichnet⁶ und sogar auf einem (Kataster-)Plan um 1901 ist die Mühle noch angedeutet (vgl. Lageplan Abb. 3).

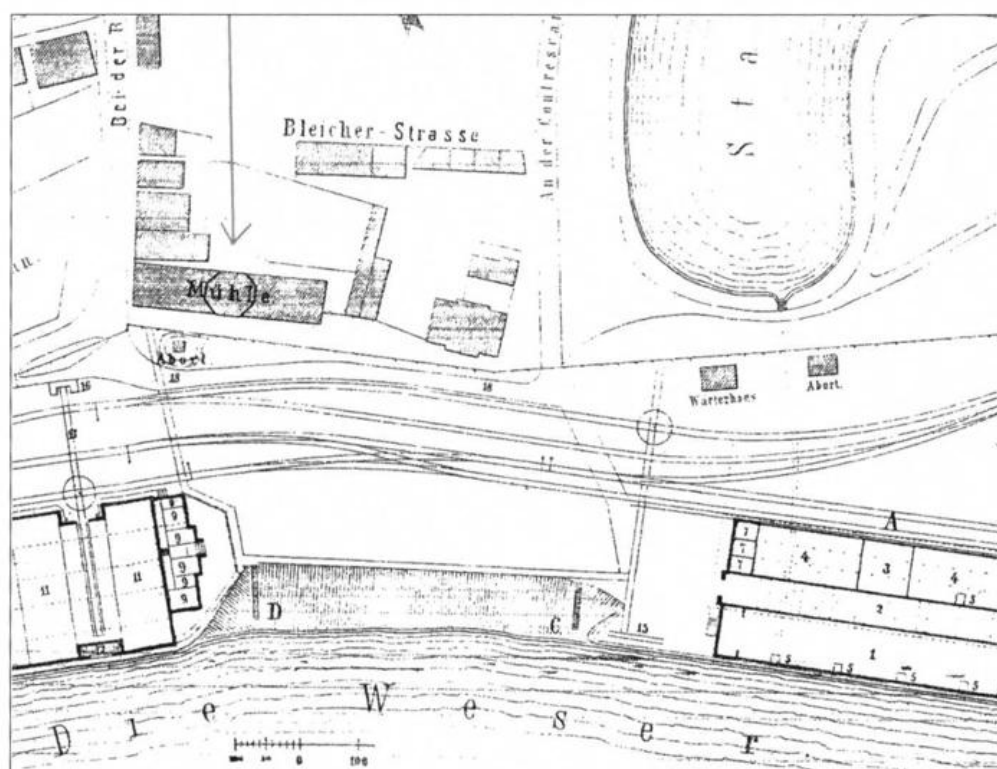


Abb. 3: Plandetail mit Eintrag des achteckigen Mühlengrundrisses. (nach Schröder)

- 5 Rudolf Heßling, Ölmühlenfund in Bremen, in: Der Mühlstein. Regionalausgabe für Niedersachsen und Bremen, 55, 2013, S. 40–44, hier S. 42.
- 6 Alexander Schröder, Bremen: Der Weserbahnhof in Bremen, in: Zeitschrift des Architekten- und Ingenieur-Vereins zu Hannover, 10, 1864, S. 19–26, hier Blatt 275, S. 19–26.

Der Antrag Köcheln auf Konzession und weitere mit der Ölmühle zusammenhängende Schriftstücke sind im Bremer Staatsarchiv erhalten; sie geben einen guten Überblick über die Umstände und den für Bremen innovativen Bau der Ölmühle. Im Antragsschreiben gibt Köcheln eine Begründung für die erwartete Wirtschaftlichkeit der geplanten Anlage an. Es gäbe bisher in Bremen nur »eine ganz verfehlte Anlage zur Wolfskuhle« (im heutigen Obervieland, Stadtteil Huckelriede auf der linken Weserseite). Da »viel Rapssaat von hier nach Holland ging und viel Öl von dort bezogen wurde«, könne man also diese Transportkosten einsparen und somit als sicheren Gewinn ausweisen. Die Baugenehmigung wurde Köcheln dementsprechend umgehend erteilt.⁷ Köcheln sah seine Ölmühle daher als eine »kostbare und gemeinnützige Anlage«.⁸

Der nach bald erfolgter Genehmigung von Köcheln herangezogene Bremer Zimmermann und der Maurermeister waren mit der neuen Aufgabe eines Ölmühlenbaus nicht vertraut. Franz Köcheln suchte und fand daher Hilfe in den Niederlanden, dem Land der Windmühlen. Dort war man schon seit Jahrhunderten mit dem Bau von Ölmühlen vertraut, wie zum Beispiel die heute noch erhaltene »De Zoeker« beweist, die seit 1676 etwas westlich von Zaandijk steht. Köcheln erteilte den Bauauftrag deshalb einem erfahrenen holländischen Müllermeister aus Groningen, der daraufhin eigens nach Bremen kam, um hier die eigentliche Ölmühlentechnik in den von lokalen Handwerkern errichteten Grundbau einzusetzen. Er brachte Gehilfen aus Holland mit, koordinierte mit ihnen den Bremer Mühlenneubau und stellte ihn zügig fertig.⁹ Bremer Maurer und Zimmermannsleute wurden nur für gröbere Arbeiten herangezogen.

Die im Staatsarchiv Bremen erhaltenen Unterlagen über die Entstehungsgeschichte der Mühle veranschaulichen beispielhaft die Situation der Bremer Zimmermannszunft und ihre veralteten, überholten Strukturen zu Beginn des 19. Jahrhunderts.¹⁰ Ein besonderes Schlaglicht wird auf die Person des Mühlenbauers Berend Erling und sein Schicksal geworfen.

Berend Erling war einer der wichtigsten von dem holländischen Meister aus Groningen mitgebrachten Gehilfen. Er wurde von Köcheln als ein »*recht-schaffender, verständiger und in seinem Fache ungemein geschickter Mann*«¹¹ erkannt, der mit seinen Kenntnissen sogar dem Meister selbst aushelfen musste. Er wurde vom neuen Mühlenbesitzer Franz Köcheln bewogen, sich in Bremen niederzulassen, um eventuell auftretende Mängel oder Abnutzungserscheinungen an der Mühle zu beheben. Berend Erling blieb in Bremen und wurde als Fachmann für Mühlenbau von Köcheln mit der Aufrechterhaltung des Ölmühlenbetriebs am Bindwams beauftragt.¹²

7 StAB, 2-S.15. O.9, Schreiben Franz Köcheln vom 30. September 1830.

8 Erling, Bremer Rolandmühle (wie Anm. 3), S. 59.

9 Heßling, Ölmühlenfund (wie Anm. 5), S. 43 f.

10 Siehe: StAB 6,2-F.2. a.V.6 (3); 2-Ss.5.b.26; 2-S.10. u.I.i.13. Diese Akten liegen in einer von Hans P. Erling transkribierten Fassung vor. Erling, Bremer Rolandmühle (wie Anm. 3).

11 StAB 6,2-F.2. a.V.6.

12 Heßling, Ölmühlenfund (wie Anm. 5), S. 44.

Erling ließ sich daraufhin in Bremen nieder und gründete hier eine Familie. Die Stellung eines Mühlenverwalters reichte für den Lebensunterhalt nicht aus, wie er selbst in seinen Briefen beschreibt, weshalb er noch verschiedene andere Aufträge annahm, bei denen er Bremer Mühlen reparierte und aufbesserte, indem er deren Leistung optimierte. Er etablierte sich als Mühlenbauer und wurde zu zahlreichen Reparaturen und Instandsetzungen u. a. an der Lohmühle am Buntentor, der Bleiweißmühle des Heinrich Baske am Hohentor oder an zwei Wassermühlen an der Weserbrücke herangezogen. Auch die Stadt Bremen selbst gehörte zu seinen Auftraggebern. So entfernte Erling die Pfähle der oberhalb der Weserbrücke liegenden Eisböcke »auf eine bis dahin hier unbekannte, ganz leichte Weise«¹³. Die Hölzer durfte er anschließend zum Bau seines eigenen Wohnhauses im Stephanitorsteinweg verwenden.¹⁴

Doch die offensichtlich sehr gute Arbeit des auswärtigen Handwerkers wurde von der Bremer Zimmermannsinnung mehr als skeptisch gesehen. Die Zünfte besaßen bis zur Einführung der Gewerbefreiheit 1861 staatlich zugesicherte Rechte, die sie auch in Prozessen verteidigten.¹⁵ So erhielt Berend Erling eine Vorladung vom Bremer Zimmergewerk, das ihm seine Arbeit bei Strafandrohung verbot. Die Verfahrensakten hierzu sind ebenfalls im Staatsarchiv Bremen erhalten. Sie erlauben einen Blick auf das weitere Schicksal Berend Erlings. Am 23. September 1828 sollte sich Erling vor der »hochverehrten Morgensprache des Zimmerhandwerks, unten auf dem Rathause in der Kommissionsstube« einfinden.¹⁶ Diese Vorladung lehnte er jedoch ab, und die Angelegenheit wurde vor den Senat gebracht.¹⁷ Erling verfasste ein Bittschreiben an den Bremer Senat, um so den Titel des Freimeisters zu erlangen, damit er den Mühlenbau in Bremen weiter ausüben und die dazu nötigen Arbeiter eigens heranziehen könnte. Schließlich sei ihm in den vergangenen fast 18 Jahren seiner Tätigkeit in Bremen »niemals von Seiten des Zimmergewerks eine Anzeige darüber zugekommen oder gar die Arbeit verwehrt worden«.¹⁸

Er fügte zwei am 30. September 1828 unterzeichnete Empfehlungsschreiben an: Eines von Franz Köcheln, der ihn schließlich 17 Jahre zuvor aus Holland herangeholt hatte, und ein weiteres, von zwölf Müllern und Mühlenbesitzern der Hansestadt unterzeichnetes, in dem diese die bessere und günstigere

13 Bittschrift Franz Köcheln, zitiert nach Erling, Bremer Rolandmühle (wie Anm. 3), S. 61.

14 Rudolf Heßling, Freimeister und /oder Zunftmeister, in: Der Mühlstein. Regionalausgabe für Niedersachsen und Bremen, 57, 2014, S. 40–44, hier S. 40. Erling besaß später mehrere Häuser in dieser Straße. Überliefert ist die Hausnummer 11 a. Siehe: Zweite Klage des Zimmergewerks und Beschluss des Obergerichts, in: Erling, Bremer Rolandmühle (wie Anm. 3), S. 68.

15 Heßling, Freimeister (wie Anm. 14), S. 40.

16 Heßling, Freimeister (wie Anm. 14), S. 41 geht davon aus, dass Erling am selben Tag auch vor dem Senat vernommen wurde. Die überlieferten Akten geben jedoch keine genaue Auskunft darüber, ob die Vernehmung vor dem Senat so unmittelbar erfolgte.

17 Klage des Zimmergewerks, in: Erling, Bremer Rolandmühle (wie Anm. 3), S. 57.

18 Ebd., S. 59.

Arbeit Erlings gegenüber der Leistung der Mitglieder des Bremer Zimmergewerks betonten: Man fände »unter den jetzigen Mitgliedern des Zimmergewerks auch nicht einen einzigen [...], der unsere Mühlen oder Maschinen mit so geringen Aufopferungen in guten Stand erhalten werde, wie er es getan hat«¹⁹. Auch Köcheln hob die Arbeit des Berend Erling lobend hervor und befürchtete, dass, wenn er hiesige Zimmerleute zu den jährlichen Ausbesserungen seiner Ölmühle heranziehen müsse, sie »alles Gute verderben und sie vielleicht ganz unbrauchbar machen würden«.²⁰

Es kam zu einer Verhandlung, in der der Zunftmeister als Kläger auftrat.²¹ Doch die beiden Empfehlungsschreiben verfehlten ihre Wirkung beim Senat nicht; ein Senatsbeschluss vom 8. Oktober 1828 ernannte Berend Erling zum »Freymeister«. Seine Verdienste für die Hansestadt durch seine Mühlenbautätigkeit wurden besonders hervorgehoben, und er durfte in Zukunft ungestört und ohne Zunftzwang seiner Tätigkeit nachgehen.²² Es wurde jedoch betont, dass es Erling »bei angemessener Strafe untersagt« bleibe, mit dem Mühlen- und Maschinenbau nicht in Verbindung stehende Arbeiten auszuführen.²³

Der Nichtbremer Erling konnte sich daraufhin als erfolgreicher Bremer Mühlenbauer etablieren. Auch eine zweite Klage des Zimmergewerks vom 15. 6. 1842 unterbrach seine Karriere nicht.²⁴ 1832 erwarb er das Gelände der Gießhaus-Bastion, wo kurz zuvor eine Bockwindmühle abgebrannt war, und stellte 1833 einen Bauantrag für eine neue Mühle.²⁵

Die neue Mühle sollte neben dem regulären Betrieb durch Windkraft auch durch Pferde angetrieben werden. So sollte auch während des Winters, wenn die Wassermühlen an der Weser wegen des Eisganges nicht arbeiten konnten, eine Möglichkeit zum Mahlen von Korn innerhalb der Stadt geschaffen werden. Zusätzlich plante Erling, eine Wohnung in der Mühle einzurichten. Diese sollte zunächst durch einen Knecht genutzt werden und später ihm selbst oder einem künftigen Eigentümer der Mühle zur Verfügung stehen.²⁶

Während der Vorschlag zum Bau einer Rossmühle aufgrund seiner ökonomischen Vorteile im Senat auf Zustimmung stieß, wurde der Einbau einer Wohnung in die geplante Mühle nicht gestattet. Da Erling einen Bauantrag für die gesamte Mühle gestellt hatte, wurde dieser am 3. Juli 1833 zunächst abgelehnt.²⁷

19 Schreiben der bremischen Müller vom 30. September 1828, zitiert nach Erling, Bremer Rolandmühle (wie Anm. 3), S. 64.

20 Ebd., S. 60–61.

21 StAB 2-S.15.O.9, Verhandlung der Kläger vom 30. September 1828.

22 StAB 2-S.15.O.9, vgl. Heßling, Freimeister (wie Anm. 14), S. 42 f.

23 Senatsbeschluss vom 8. Oktober 1828, zitiert nach Erling, Bremer Rolandmühle (wie Anm. 3), S. 67.

24 Ebd., S. 68–70.

25 Heßling, Freimeister (wie Anm. 14), S. 43.

26 Erster Bauantrag der Ansgaritorswall-Mühle vom 25. Juni 1833, zitiert nach Erling, Bremer Rolandmühle (wie Anm. 3), S. 72.

27 Senatsbericht über den Neubau der Ansgaritorswall-Mühle vom 3. Juli 1833, ebd., S. 74–76.

Berend Erling sah sich daraufhin genötigt, seinen »*Lieblingwunsch aufzugeben und jetzt seinen Bauplan zu beschränken.*«²⁸ Doch auch seinem zweiten Bauantrag, dieses Mal ohne die Einrichtung einer Wohnung in der Mühle, wurde nicht vollständig stattgegeben. Der Senat beschloss, ihm die Erbauung einer Mühle zu genehmigen. Die Einrichtung einer Rossmühle wurde ihm letztendlich, ebenso wie zuvor die der Wohnung, verwehrt.²⁹ Ausschlaggebend könnten Sorgen um die Sauberkeit der Wallanlagen gewesen sein.

So baute Erling 1833 die trotz mehrerer Brandschäden noch bestehende Herdentorswallmühle in den Bremer Wallanlagen als eine 27 Meter hohe Kappenwindmühle. Diese im gleichen Jahr fertiggestellte Holländermühle erhielt im Lauf der Zeit verschiedene Namen, zum Beispiel Mühle an der Blumenschule, Ansgarimühle oder Herdentorswallmühle. 1850 zog der damals 70-jährige Erling selbst in das heute meist schlicht Wallmühle genannte Bauwerk ein, nachdem er seine eigene Mühlenbautätigkeit wohl aus Altersgründen aufgegeben hatte.³⁰ Wann ihm dies, trotz der anfänglichen Ablehnung, genehmigt wurde, lässt sich aus den bisher erschlossenen Quellen nicht sicher ableiten.

Der 2012 freigelegte eindrucksvolle archäologische Baubefund der Ölmühle zeugt von einem ungewöhnlichen technischen Bauwerk des frühen 19. Jahrhunderts, das im wirtschaftlichen und rechtlichen Umfeld des mittlerweile überholten spätmittelalterlichen Zunftwesens im frühen 19. Jahrhundert entstand. Den widrigen Umständen zum Trotz war dennoch die Karriere eines fähigen, auswärtigen Handwerkers als »Gastarbeiter« möglich, der sich entgegen den Vorstellungen der Bremer Zimmermannszunft als Freimeister etablieren konnte und in der Hansestadt heimisch wurde. Berend Erling begründete in Bremen eine bedeutende Müller-Dynastie: Seine Nachkommen wurden allesamt Müller, seine Nachfahren sind es – in sechster Generation – heute noch: Der namensgleiche Urururenkel Berend Erling ist heute Besitzer der Bremer Rolandmühle, eines mit ca. 100 Mitarbeitern wichtigen Unternehmens der bremischen Wirtschaft.

28 Zweiter Bauantrag für die Mühle auf dem Ansgaritorswall vom 9. Juli 1833, ebd., S. 77.

29 Senatsbeschluss vom 17. Juli 1833, ebd., S. 79.

30 Heßling, Freimeister (wie Anm. 14), S. 44.

Neue Sammlungen und Nachlässe zur Geschichte der Universität Bremen: Hans Werner Rothe, Imanuel Geiss und die Gründung der Universität Bremen

Von Jörn Brinkhus und Brigitta Nimz

Vorbemerkung

Die mittlerweile fast 50 Jahre zurückliegende Gründungs- und Frühgeschichte der Universität Bremen trifft zunehmend auf das Interesse der jüngeren Zeitgeschichtsforschung, die eine ausufernde zeitgenössische Berichterstattung auswerten kann, denn das Thema erregte seinerzeit auch überregional Interesse. Im Herbst 1970 brachte der SPIEGEL die Titelstory »Rote Universitäten«. Rudolf Augstein schrieb einen Kommentar zur Bestellung Thomas von der Vring zum Bremer Gründungsrektor, die Redaktion veröffentlichte ein Interview mit dem Jungsozialisten Vring, und ein weiterer Artikel (»Kaderschule Bremen«) thematisierte die Berichterstattung in den liberal-konservativen Zeitungen WELT und FAZ¹, womit die Universitätsgründung zu einem Medienereignis wurde, mittels dessen sich Bildungspolitiker unterschiedlicher Couleur profilierten und den Journalisten so neues Material lieferten, was die öffentliche Debatte weiter befeuerte. Zum Teil abgekoppelt von diesem sich selbst verstärkenden Wechselspiel der Meinungen fand die im Verwaltungsschriftgut überlieferte Bildungsplanung statt. Relevant ist neben den Akten des Gründungssenats die Überlieferung der zuständigen Behörde, des Senators für Bildung, die wichtige Aspekte wie die Hochschulgesetzgebung und die Finanzierung der Universität sowie die konfliktträchtigen Berufungsverfahren und sonstigen Personalangelegenheiten dokumentiert.² Zu diesem Überlieferungskomplex ist zu sagen, was für Behördenüberlieferungen generell gilt: In diesen Quellen finden die Interessen, die Wahrnehmungen und die Vorprägungen ihrer Verfasser ebenso Eingang, wie sie durch die Verfahren ihrer Erstellung und die Typik des Verwaltungsschriftguts geformt werden.³ Protokolle von Gremiensitzungen fassen den Verlauf zusammen oder geben die Ergebnisse wieder, nicht den Wortlaut oder die Gespräche einzelner Teilnehmer miteinander. Wenn verwaltungsinterne Vermerke einen Sachverhalt

1 »Der Spiegel« 29/1970.

2 Das Bremer Universitätsarchiv (Bestand 1/GS) verwahrt die Originalüberlieferung des Gründungssenats.

3 Vgl. Friedrich Beck und Eckart Henning (Hrsg.), *Archivalische Quellen*, 5. Aufl., Köln 2012, S. 89–124.

feststellen, schenken diese nur selten Unsicherheiten oder Ambivalenzen viel Raum. Zudem kann die behördliche Korrespondenz suggestiv sein. Beispielsweise wird der Verfasser eines Behördenschreibens einen von ihm gewünschten Handlungsvorschlag in der Regel ausführlicher darstellen als die für ihn nachrangigen Alternativen. Es liegt nahe, diese Defizite der Amtsüberlieferung durch Quellen aus privater Hand auszugleichen, zumal wenn diesen der Charakter eines »Überrests« zukommt, sie also Produkte des Alltags ihres Verfassers sind und von diesem nicht eigens in Hinblick auf eine öffentliche Wirkung verfasst wurden wie beispielsweise Memoiren.⁴ Freilich wird es nur punktuell möglich sein, die aus Verwaltungsakten gewonnenen Erkenntnisse eng mit einer (genauso quellenkritischen) Auswertung von Privatpapieren zu verzahnen. Denn Gespräche werden kaum protokolliert, kein Privatmann ist zur lückenlosen, wohlsortierten Abheftung seines Schriftverkehrs gezwungen, und nicht jeder bedeutende Nachlass findet seinen Weg in ein Archiv.

Umso wichtiger sind zwei umfangreiche, neu in das Staatsarchiv übernommene Bestände privaten Sammlungs- und Schriftguts, die zeitlich parallel, aber aus durchaus unterschiedlicher Perspektive die Gründungsphase der Universität Bremen beleuchten.

Es handelt sich dabei um den als Sammlung formierten Nachlass des Kurators der Universität Bremen, Hans Werner Rothe (1920–2013), und um den Korrespondenz- und Schriftennachlass des bekannten Bremer Historikers Imanuel Geiss (1931–2012). Nachdem Hans Werner Rothe und Imanuel Geiss kurz hintereinander verstarben, konnte das Staatsarchiv beide Nachlässe aus der Hand der Hinterbliebenen für die Forschung sichern. Beide Bestände sollen hier unter ausdrücklichem Fokus auf ihre Relevanz für die Geschichte der Universität Bremen vorgestellt werden, auch wenn v. a. der Nachlass von Imanuel Geiss als klassischer Korrespondenznachlass eines vielfältig interessierten und gut vernetzten Wissenschaftlers thematisch weit hierüber hinaus geht (s. u.).

Dr. Hans Werner Rothe (1920–2013)

1. Leben und Tätigkeit in Bremen

In der öffentlichen Erinnerung ist der Name Hans Werner Rothe heute kaum noch ein Begriff. Dabei ist sein Name eng mit der Gründung der Universität Bremen verbunden. Allerdings schied er früh, das heißt tatsächlich noch vor der Eröffnung der Universität im Jahr 1971 aus seinem Amt als Universitätskurator aus.

Wer war dieser Mann, über den bis heute nur wenig bekannt ist? Hans Werner Rothe wurde am 8. 5. 1920 in Breslau geboren. Sein Abitur legte er im Februar 1938 ab und absolvierte anschließend von April bis Oktober 1938 den Arbeitsdienst, bevor er noch im gleichen Jahr zum Wehrdienst eingezogen wurde. Kurz vor Kriegsende heiratete Rothe 1944 Ruth Meitner in Bad Salzbrunn

4 Vgl. zu dieser Unterscheidung Ahasver von Brandt, *Werkzeug des Historikers*, 16. Aufl., Stuttgart 2003 (Original: 1958).

(Szczawno-Zdrój). Nach dem Krieg konnte er in den Jahren 1946–1952 an den Universitäten Rostock und Göttingen Geschichte, Germanistik, Soziologie, Geographie und Archäologie studieren. Seine wissenschaftliche Ausbildung schloss 1953 eine Promotion zu einem sozialgeschichtlichen Thema ab: »Lindhorst in Schaumburg-Lippe: ein Beitrag zur Geschichte der ländlichen Gesellschaft des niedersächsischen Bergvorlandes zwischen Weser und Leine«. Rothe war anschließend wissenschaftlicher Mitarbeiter bei der Arbeitsgemeinschaft für Osteuropaforschung in Göttingen, bevor er sich entschloss, den Göttinger Musterschmidt-Verlag zu übernehmen, dessen Leiter er von 1954 bis 1959 gewesen ist.

Seine berufliche Laufbahn führte Rothe wieder zur Göttinger Universität zurück, in deren Kuratorium er von Februar bis Dezember 1959 mitwirkte, wobei er mit Neubaumaßnahmen an der Universität Göttingen in dieser Zeit befasst war.

Ende der 1950er Jahre wurden die Ideen zur Gründung einer weiteren Universität im Norden der Bundesrepublik, vorzugsweise in Bremen, wieder aktuell, nachdem die Bemühungen der Nachkriegszeit um die Gründung einer internationalen Universität in Bremen sang- und klanglos zu Grabe getragen wurden.⁵ Der Wissenschaftsrat konstatierte den großen Bedarf an Hochschulen und Universitäten im norddeutschen Raum, im Ruhrgebiet und im süddeutschen Raum um München.⁶ Die Wissenschaftliche Kommission des Wissenschaftsrates empfahl bereits 1959 Bremen als geeigneten Standort für eine neue Universität.⁷ Der Bremer Senat beauftragte daher im Januar 1960 den Mitarbeiter des Kurators der Göttinger Universität, Hans Werner Rothe, mit einer umfassenden Untersuchung zur Frage einer Universitätsgründung in Bremen. Ein Jahr später, im Februar 1961 legte Rothe sein Gutachten »Über die Gründung einer Universität zu Bremen« dem Bremer Senat vor. Rothes Vorstellungen über die künftige Bremer Universität fußten im Wesentlichen auf folgenden Punkten: Planung und Bau einer Campus-Universität, Neukonzeption einer Universitätsbibliothek, Bau von Universitätshaus und Studentenwohnheimen und Aufnahme der Betreuung der Erwachsenenbildung. Außerdem befürwortete Rothe die Einbeziehung der Volksschullehrerbildung und der Pädagogischen Hochschule in die neue Bremer Universität.⁸ Rothe schwebte die Einrichtung von sechs Fakultäten vor: Evangelische Theologie, Rechtswissenschaft, Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, Medizin, Philosophie, Mathematik und Naturwissenschaften. Den Planungen Rothes

5 Vgl. zur Gründungsidee einer internationalen Universität in Bremen: Birte Gräfin: Tradition Reform: Die Universität Bremen 1971–2001, Bremen: Donat, 2012, S. 22–36.

6 »Empfehlungen zum Ausbau der wissenschaftlichen Einrichtungen, Teil 1: Wissenschaftliche Hochschulen«, 1960.

7 So formuliert im »Gutachten zur Frage der Entwicklung der Hochschule für Sozialwissenschaften in Wilhelmshaven«, 1959, besprochen in: Hans Werner Rothe, »Über die Gründung einer Universität Bremen«, 1961, und ders.: »Bericht über die Neugründung Bremen«, in: Zwischenbilanz der Bildungspolitik, München: Ehrenwirth, 1967, S. 170–176.

8 Vgl. Rothe (wie Anm. 3), Bericht über die Neugründung Bremen, hier S. 171.

wurde von Senat und Bürgerschaft zugestimmt, sodass in den kommenden Jahren vor allem die Verhandlungen über die Finanzierung der Universität im Mittelpunkt standen.

1961 wurde Hans Werner Rothe beim Senator für das Bildungswesen (Willy Dehnkamp) die Leitung der Abteilung 25 »Hochschulplanung« übertragen, zum 1. 1. 1962 erfolgte seine Ernennung zum Oberregierungsrat, zum 27. 4. 1965 zum Leitenden Regierungsdirektor und zum 11. 1. 1966 schließlich zum Universitätskurator der geplanten Universität.

1963 erwarb Rothe ein Haus in Bremen und holte seine Frau und die drei Kinder, die noch in Göttingen wohnten, nach.

Im Februar 1967 trat der erste Gründungsausschuss für die Universität Bremen zurück. Dieser war im November 1961 als Universitäts-Beratungsausschuss vom Bremer Senat berufen und 1964 in »Gründungsausschuss für die Universität Bremen« umbenannt worden. Vorsitzender war zunächst Prof. Dr. Otto Weber, dem im Juli 1966 Prof. Dr. Wolfgang Bargmann aus Kiel ins Amt folgte, der, wie sein Vorgänger, zugleich auch die Geschäfte des Gründungsrektors der Universität Bremen wahrnahm. Hintergründe des Rücktritts waren vor allem Unstimmigkeiten mit dem Bremer Senat z.B. über den Inhalt des Universitätsgesetzes, die Rolle des Landes Bremen in der künftigen Personalverwaltung der Universität, das Universitätsklinikum und die Einbindung der Pädagogischen Hochschule, wie sich Bargmann in der »Deutschen Universitätszeitung« später äußerte.⁹

Dem neu berufenen, paritätisch besetzten Gründungssenat, dem Professoren, Assistentenvertreter und Studenten angehörten, stand nun Prof. Dr. Walther Killy vor. Diese neue Zusammensetzung war eine schwere Herausforderung, wie sich bald zeigen sollte. Die Vorstellungen der beteiligten »Parteien« über die zukünftige Gestalt der Bremer Universität konnten kontroverser kaum sein. Ständiger Streitpunkt war das Machtverhältnis zwischen dem Leiter der Abteilung Hochschulplanung, Hans Werner Rothe, und dem Gründungssenat. Dieser Konflikt gipfelte nach nur neun Monaten gemeinsamer Arbeit in einer öffentlichen Auseinandersetzung, in der sich der Vorsitzende des Ausschusses, Prof. Dr. Walther Killy öffentlich in der Presse beschwerte, dass eine Zusammenarbeit mit Rothe nicht möglich sei. Er stellte den Senat vor die ultimative Wahl zwischen dem Universitätskurator oder dem Gründungssenat und drohte im Falle eines Verbleibs von Rothe im Amt mit dem Rücktritt des Gründungssenats.¹⁰ Anfang Juli 1969 gaben Bürgermeister Koschnick und Bildungssenator Thape die Abberufung Rothes öffentlich bekannt.¹¹ Die Beurlaubung Rothes vom Dienst aufgrund des Zerwürfnisses mit dem Gründungssenat erfolgte, ohne dass je wieder ein neuer Kurator eingesetzt wurde – das Amt wurde gestrichen. Rothe wurde auch seiner Verantwortung für die Vertretung Bremens in Ausschüssen wie z.B. dem Wissenschaftsrat, dem Hochschul-

9 Wolfgang Bargmann, »Ein Wort für den Bremer Kurator H. W. Rothe«, in: Deutsche Universitätszeitung, Nr. 20, 1969.

10 Berichte und Interviews in den Bremer Nachrichten und Weserkurier vom 25. 6. 1969 sowie vom 4. 7. 1969.

11 Berichterstattung dazu im Weserkurier vom 4. 7. 1969, S. 10.

ausschuss der Ständigen Konferenz der Kultusminister und der Deutschen UNESCO-Kommission enthoben. Zunächst war ins Auge gefasst worden, Rothe beim Ressort des Bildungssenators mit anderen Aufgaben zu betrauen, jedoch kam es hier zu keiner einvernehmlichen Lösung. Das Vertrauen war nachhaltig zerstört. Achtzehn Monate später, Ende 1970, wurde Rothe vom Senat als Direktor des Überseemuseums ins Auge gefasst, er sollte zum 1. Februar 1971 die Nachfolge des in den Ruhestand getretenen Prof. Dr. Hermann Friedrich antreten, was nicht nur auf den Widerstand Rothes, sondern auch auf Proteste in der bundesdeutschen Museumslandschaft stieß. Zu diesem Zeitpunkt befand sich Rothe noch in rechtlichen Auseinandersetzungen mit dem Bremer Senat wegen seiner Abberufung im Juli 1969. Ergebnis der Rechtsstreitigkeiten war, dass Hans Werner Rothe 1972 auf eigenen Wunsch aus dem Bremer Staatsdienst ausschied und zum Pensionär wurde, weil das Land Bremen ihn nicht adäquat beschäftigen konnte. Besonders bitter muss für Rothe gewesen sein, dass nur ein halbes Jahr nach seinem Ausscheiden Prof. Dr. Killy zusammen mit anderen Hochschullehrern den Gründungssenat verließ, weil die Auffassungen zwischen den Professoren, Assistenten und Studenten über die zu gründende Universität nicht in Einklang gebracht werden konnten.

Dr. Hans Werner Rothe lebte fortan im Ruhestand in Bremen, er verstarb dort am 27. April 2013, seine Frau Ruth war bereits am 9. April 1996 verstorben.

Rothe schrieb neben seiner Dissertation und der Denkschrift über die Gründung der Universität Bremen einige kleinere Publikationen zur Bremer Universitätsgeschichte, z.B.:

»Wird Bremen Universitätsstadt? Zusammenfassende Übersicht über die Bremer Universitätsdenkschrift«, in: Göttinger Tageblatt, Nr. 43, 1961.

»Über die Gründung einer Universität zu Bremen«, in: Hochschuldienst, XIV. Jg., Nr. 5, 1961, S. 2–4.

»Der Bremer Universitätsplan«, in: Universität neuen Typs, Schriften des Hochschulverbandes, Heft 11, Göttingen, 1961, S. 103–132.

»Die Universität zu Bremen: die zweite Universität im niedersächsischen Raum – Göttingen und die Hansestadt«, in: 225 Jahre Georgia Augusta, Sonderausgabe des Göttinger Tageblatts, 1962.

»Bericht über die Bremer Universitätsplanung«, in: Over de structuur van universitair onderwijs, Rotterdam, 1963, S. 18–27.

»Eine Universität aus dem Geiste Humboldts«, in: Bremen, Merian Band 7/XVIII, Sonderausgabe 1965, S. 89 f.

»Die Bremer Universität«, in: Bremen ein Jahrtausend Schlüssel zur Welt, Sonderausgabe der Bremer Nachrichten, Juli 1965, S. 70 f.

»Die Universitätsplanung in Bremen«, in: Wachsende Städte an der Unterweser, Bremen und Bremerhaven im Aufbau 1958–1964, Bremen, 1965, S. 208–211.

»Bericht über die Neugründung der Universität Bremen«, in: Zwischenbilanz der Bildungspolitik, Schule und Universität in der Bildungspolitik, München, 1967, S. 170–176.

»Der Bremer Universitätsplan«, in: Bremen heute, Stadt, Wirtschaft, Häfen, 1966, S. 31–35.

»Der Bremer Universitätsplan«, in: Der Convent, akademische Monatsschrift, 1966, Jg. 17, H. 8, S. 169–171.

»Geschichte und bisherige Entwicklung der Universität in Bremen«, in: Universität Bremen, Ideenwettbewerb zur Erlangung von Vorschlägen für einen Generalbebauungsplan, 1966, S. 93–95.

»Die Universität Bremen im Aufbau«, in: Bremen heute, Sonderausgabe der Bremer Bürgerzeitung, 18. 2. 1967.

»Die Universität Bremen im Aufbau«, in: Sonderausgabe 225 Jahre Bremer Nachrichten, 28. 8. 1968, S. 51.

2. Die Sammlung Rothe 9, S 9–53 im Staatsarchiv Bremen

Das Staatsarchiv Bremen stand seit Ende der 1990er Jahre mit Hans Werner Rothe in Verbindung, um den Verbleib seiner Materialsammlung zur Geschichte der Gründung der Universität Bremen zu klären. Die Verhandlungen zogen sich über viele Jahre hin, da es Rothe offenbar sehr schwerfiel, sich von seinen in den langen Jahren des Ruhestands akribisch gesammelten Dokumenten zur Geschichte der Universität zu trennen.

Im Sommer 2005 gelangte vorab eine kleine Sammlung von Unterlagen Rotheres zur Lehrerbildung an das Staatsarchiv, weitere Unterlagen waren angekündigt. Nachdem er im Frühjahr 2013 verstorben war, übernahm sein Sohn die Auflösung des Haushalts und übergab die Materialsammlung im Sommer 2013 dem Staatsarchiv. Damit begann für die Bearbeiter/innen im Staatsarchiv Bremen eine große Herausforderung. Rothe hatte akribisch alles ihm zugängliche Material über die Universität zusammengetragen, Kopien angefertigt und stapelweise abgelegt, eine Ordnung nach Sachbetreffen nahm er dabei im Allgemeinen nicht vor. Gerne hat Rothe seine Fundstücke mit persönlichen Kommentaren versehen, die für heutige Betrachter sehr aufschlussreich sein können.

Nach zwei Jahren Bearbeitungszeit konnte die Ordnung und Verzeichnung des Bestandes abgeschlossen und das Findbuch fertiggestellt werden. Die Sammlung Rothe besteht zu einem großen Teil aus einer Zeitungsausschnittsammlung mit der Presseberichtserstattung zur Gründung der Universität Bremen sowie zu allgemeinen Fragen der Hochschulpolitik von 1959 bis 1980. Hier lassen sich gut der jeweilige Stand der Diskussion um die Universitätsgründung und die außerbremischen Einflüsse nachvollziehen.

Besondere Erwähnung verdienen aber die Handakten Rotheres zur Planung der Universität Bremen und seine Korrespondenzen mit der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung« und der »Welt«, in der es vor allem um die Beförderung der Gründungsaktivitäten der Universität in Bremen durch öffentlichen Druck geht. Gut dokumentiert sind auch die Sitzungen des ersten Gründungsausschusses von 1962 bis 1967 und des Gründungssenats von 1968 bis 1972 sowie die Bauplanung für die Universität von 1959 bis 1969. Nach seinem Ausscheiden aus dem Bremer Staatsdienst nahm Rothe Kontakt zum Bund Freiheit der

Wissenschaft auf, von dessen Korrespondenzen Rothe von 1971 bis 1994 Durchschriften erhielt, die ebenfalls im Bestand enthalten sind.¹²

Rothe sammelte unermüdlich Zeitschriften, Flugblätter, Plakate und Informationsmaterialien in der Universität und in ihrem Umfeld, er bemühte sich auch um Schriftgut anderer Personen, die mit der Universitätsgründung in Zusammenhang standen. So finden sich in der Sammlung auch Unterlagen von Oberschulrat Wilhelm Berger und dem Direktor des Gymnasiums an der Hermann-Böse-Straße, Friedrich Walburg, sowie von Dr. Herbert Abel als damaligen Direktor des Überseemuseums über die Planungen zur Errichtung einer internationalen Universität in Bremen von 1947–1949.

Dieter Mützelburg, den die Universität 1976 entlassen wollte, weil man ihm vorgeworfen hatte, die verfassungsfeindlichen Ziele des kommunistischen Bundes Westdeutschland (KBW) zu vertreten, damit aber scheiterte, weil das Verwaltungsgericht einen formalen Fehler bei der Kündigung feststellte¹³, bat er um seine Unterlagen zu Fragen der Lehrerbildung von 1971–1977, und von Prof. Dr. Bargmann, dem letzten Vorsitzenden des ersten Bremer Universitätsgründungsausschusses bis Februar 1967 erhielt er 1973 dessen Unterlagen über die Arbeit des Gründungsausschusses von 1961 bis 1966.

Nach dem Bruch der Koalition zwischen SPD und FDP 1971 aufgrund der Berufung des Berliner Erziehungswissenschaftlers Prof. Dr. Wilfried Gottschalch, den die FDP wegen angeblicher linksradikaler Äußerungen und seiner Befürwortung des Rátesystems für unannehmbar hielt, bemühte sich Rothe auch um die Unterlagen von Dr. Ulrich Graf, der von 1959 bis 1971 Senator für Justiz und Verfassung war und die Berufung von Hochschullehrern von 1969 bis 1971 gut dokumentiert hatte.¹⁴

Die Sammlung Rothe enthält neben diesen Schriftgutkomplexen auch Publikationen, Reden, Vorträge, Mitschriften von Radiosendungen zur Universitätsgründung sowie eine umfangreiche Flugschriftensammlung, deren Schwerpunkt auf den Jahren 1969 bis 1979 liegt, die aber bis in das Jahr 1997 reicht.

Die Sammlung umfasst insgesamt über 500 Verzeichnungseinheiten in 158 Archivkartons.

Prof. Dr. Imanuel Geiss (1931–2012)

1. Die Frühgeschichte der Universität Bremen im Spiegel seines Nachlasses: einige Schlaglichter

»Ich habe mich gefreut, Sie in Moskau, wenn auch nur kurz, zu sehen [und] wünsche Ihnen fürs erste viel Erfolg bei den Bremer Mauseheleien...« – mit diesen Worten schloss Hans-Jürgen Puhle einen im September 1970 verfassten Brief an den Historiker Imanuel Geiss, ein profiliertes Mitglied des Gründungssenats der Universität Bremen.¹⁵ Leider enthält das Schreiben keine

12 Von der Sektion Bremen des Bund Freiheit der Wissenschaft verwahrt das StAB den Bestand 7, 1108.

13 Siehe Berichterstattung im Weserkurier vom 25. 3. 1976 sowie vom 21. 9. 1976.

14 Bei dieser Überlieferung handelt es sich um Kopien.

Details, und ein Antwortbrief ist nicht überliefert. Aus anderem Schriftgut wird klar, dass sich die beiden Geschichtswissenschaftler auf dem XIII. Internationalen Historikerkongress in Moskau trafen, wo sie sich über die Situation in Bremen austauschten. Im Nachgang teilte Puhle in diesem Brief mit, dass eine »Dame, die ich für glänzend halte«, für den Bremer Planungsstab nicht zur Verfügung stünde. Gleichwohl unterstrich Puhle das Interesse der jungen Historikerin und fuhr fort: »Dass Letzteres auch für mich gilt, brauche ich nicht extra zu betonen.« Diese dezente Selbstbewerbung führte nicht zum beruflichen Engagement in Bremen, Puhle (damals Assistent in Münster) setzte seine erfolgreiche akademische Karriere andernorts fort.¹⁶

Auch Geiss war zu diesem Zeitpunkt ein noch nicht-etablierter Nachwuchswissenschaftler. Als er im April 1970 seine Tätigkeit im Gründungssenat aufnahm, konnte der frisch habilitierte Historiker einen abwechslungsreichen Lebenslauf vorweisen. Geiss entstammte der Frankfurter Arbeiterschicht. Nach dem Abitur 1951 bildete ihn das Auslands- und Dolmetscherinstitut in Garmersheim aus. Finanziert durch seine Übersetzungstätigkeiten, studierte er ab 1955 Geschichte und Anglistik an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Ein weiteres Betätigungsfeld waren Auftragsrecherchen in Archiven, speziell in den Zentralarchiven der DDR, wo er im Winter 1956/57 den Hamburger Historiker Fritz Fischer kennenlernte, bei dem er 1959 mit der Arbeit »Der polnische Grenzstreifen 1914–1918« promovierte. Geiss entwickelte eine rege Vortrags- und Debattentätigkeit zur Kriegsschuldfrage 1914, mit einer Diskussion auf dem Historikertag 1964 als Höhepunkt. Aus seinem zweiten Arbeitsschwerpunkt – afrikanische Geschichte – entwickelte sich seine 1968 bei der Universität Hamburg eingereichte Habilitation »Panafrikanismus«. Bekannt war Geiss nicht nur als ein ebenso meinungs- wie publikationsstarker Nachwuchshistoriker mit einem Gespür für interessante Themen und großem Eifer bei der Quellenauswertung, sondern auch als politischer Kommentator. Während seiner Studentenzeit ergab sich aus Kontakten zur Gesamtdeutschen Volkspartei (GVP) eine Tätigkeit für das Büro des späteren Bundespräsidenten Gustav Heinemanns.¹⁷ Ab 1955 war Geiss SPD-Mitglied und lieferte sich eine langjährige polemische Auseinandersetzung mit der CDU/CSU, speziell mit Franz-Josef Strauß.

So ist es nicht verwunderlich, dass seine Berufung in den Bremer Gründungssenat umstritten war und diese im ersten Anlauf scheiterte. Nach dem Rücktritt Killys und der anderen Hochschullehrer sollte der Senat der Freien Hansestadt Bremen die von Moritz Thape (SPD) als zuständigem Bildungssenator erstellte Liste der sechs neu zu berufenden Mitglieder formal bestätigen,

15 Hans-Jürgen Puhle an Imanuel Geiss, 16. 9. 1970, StAB 7,263–35.

16 Nach erfolgreicher Habilitation war Puhle seit 1976 Professor für Neuere Geschichte und Politikwissenschaft an der Universität Münster, von 1978 bis 1990 Professor für Allgemeine Geschichte an der Universität Bielefeld und seit 1990 Professor für Politikwissenschaft an der Goethe-Universität Frankfurt am Main, wo er 2009 emeritiert wurde.

17 Vgl. Josef Müller, Die Gesamtdeutsche Volkspartei. Entstehung und Politik unter dem Primat nationaler Wiedervereinigung 1950–1957, Düsseldorf 1990.

aber insbesondere der Name Geiss traf auf heftige Kritik.¹⁸ Ulrich Graf (FDP), amtierender Senator für Justiz und Verfassung, stellte die fachwissenschaftliche Kompetenz in Frage, weil Geiss »als Historiker eine Randerscheinung sei und (...) seine wissenschaftlichen Bemühungen darauf richte, Deutschland eine aktive Kriegsschuld am ersten Weltkrieg nachzuweisen. Herr Dr. Geiss habe auf dem Historikertag 1964 eine lebhaft Auseinandersetzung zugunsten der These geführt, daß der erste Reichspräsident Ebert die verheißungsvollen Ansätze eines Rátesystems zerschlagen habe.«¹⁹ Dass Geiss' Publikationen dem hergebrachten Geschichtsbild und dessen nationalapologetischer Funktion zuwiderliefen, verursachte erbitterten Widerstand und hielt die Bremer SPD davon ab, den Konflikt mit ihrem Koalitionspartner zu suchen. Der Druck der Tagespresse, polemische Äußerungen verschiedener Bremer Politiker, der Mangel an Alternativkandidaten und das klare Votum der Universität Hamburg zu Gunsten ihres Privatdozenten, führten zu einer Sondersitzung des Senats am 11. April 1970, in der Geiss' wissenschaftliche Befähigung nicht mehr bestritten wurde, es vielmehr nur um seine politische Publizistik ging und an deren Ende seine Berufung in einer Kampfabstimmung bestätigt wurde.²⁰

Wie aus seinem Nachlass hervorgeht, hatte Geiss zuvor einen Fürsprecher mobilisiert. Am 16. April 1970 bedankte er sich bei Diether Posser, damals Minister für Bundesangelegenheiten in der Landesregierung von Nordrhein-Westfalen, für dessen »prompte und wertvolle Hilfe in sachen [sic!] Bremen.« Der politisch versierte Jurist Posser und der Hamburger Nachwuchswissenschaftler kannten sich seit der gemeinsamen Zeit in der GVP, in der Posser als Generalsekretär gewirkt hatte. Es ist zu vermuten, dass sich der SPD-Politiker bei seinen Bremer Parteifreunden für Geiss eingesetzt hatte, was wohl auch nötig war: Auf der entscheidenden Senatssitzung erklärte Hans Koschnick, er sei »von einigen Veröffentlichungen des Herrn Geiss mehr als unangenehm berührt«, insbesondere von dessen Polemik gegen Politiker der Bonner Großen Koalition (1966 bis 1969). Trotz allem votierte der Bremer Bürgermeister für Geiss. Doch Geiss erwartete weitere Auseinandersetzungen: »Jetzt bin ich zwar im Gründungssenat, aber die Sache ist noch nicht ganz ausgestanden, da nächste Woche eine Sondersitzung der Bremer Bürgerschaft stattfindet, da ausserdem [der damalige CDU-Bundestagsabgeordnete und habilitierte Historiker Gerhard – JB] Stoltenberg eine Anfrage der CDU im Bundestag einbringen will.«²¹ Auch in einem Brief an Horst Werner Franke (einem einflussreichen

18 Vgl. Peter Meier-Hüsing, Universität Bremen. 40 Jahre in Bewegung, Bremen 2011, S. 27 f., und Nikolai Wehrs, Protest der Professoren. Der »Bund Freiheit der Wissenschaft« in den 1970er Jahren, Göttingen 2014, S. 295 f.

19 StAB 4,63/0–36, S. 470.

20 »Bedenken gegen Hochschullehrer«, Weser-Kurier, 8. 4. 1970; »Streit um Kandidaten wird schärfer«, Weser-Kurier, 9. 4. 1970; »Senat berät erneut über Gründungssenat«, Weser-Kurier, 10. 4. 1970; »Privatdozent Dr. Geiss in den Gründungssenat berufen«, Weser-Kurier, 11./12. 4. 1970; StAB 4,63/0–36, S. 516. Weitere Presseresonanz in: StAB 4,63/2–472.

21 StAB 4,63/0–36, S. 512; Imanuel Geiss an Diether Posser, 16. 4. 1970, StAB 7,263–35. Erst im Juli formulierten CDU-Abgeordnete eine Kleine Anfrage zur »hoch-

Bildungspolitiker der Bremer SPD und späteren Senator für Wissenschaft und Kunst) kommentierte Geiss die fortdauernden Streitigkeiten und erläuterte, warum er öffentlich Zurückhaltung übe: »Auf die inquisitorischen Fragen von Herrn John [Fraktionsvorsitzender der FDP in der Bremischen Bürgerschaft – JB] bei Beginn der 32. Sitzung [sic!] des Gründungssenats am 13. 4. 1970 wollte ich nicht eingehen, weil sie nach dem Vorausgegangenen allzu provokatorisch waren und die Problematik auf das Gleis von deklamatorischen [sic!] Bekenntnissen zu schieben versuchten. Bei einer öffentlichen Diskussion an anderer Stelle würde ich Herrn John oder der CDU keine Antwort schuldig bleiben.«²² Geiss' Verhältnis zur Bremer FDP blieb gespannt: Ein halbes Jahr später ließ sich Geiss voreilig im SPIEGEL zitieren, dass der von der FDP favorisierte Kandidat für das Amt des Universitätskanzlers, Horst-Jürgen Lahmann, mit »Pauken und Trompeten« bei der Wahl durch den Gründungssenat durchgefallen sei und dass die Senatsmitglieder »natürlich nur Leute ihrer Couleur« benennen würden. Gegenüber dem SPIEGEL beschwerte sich Geiss darüber, missverständlich zitiert worden zu sein. Gleichwohl blieb ihm nichts anderes übrig, als sich bei Lahmann zu entschuldigen, der als persönlicher Referent des Finanzsenators Rolf Speckmann (FDP) mit dem Gründungssenat Finanzfragen beriet.²³

Auch befreundete Geschichtswissenschaftler kommentierten die Kontroverse um Geiss' Berufung, wie beispielsweise Helmut Bley: »Meine Empörung über den absurden Vorwurf der mangelnden Verfassungstreue und die anderen Teile der Kampagne wird nur dadurch begrenzt, daß aus dieser Ecke zwar immer wieder in der alten Weise geschossen wird, ›wir‹ im weiten Sinne der radikalen Demokraten neuerdings aber dann doch die Möglichkeit zum

schulpolitische[n] Entwicklung in Bremen«. BT-Protokolle, 6. WP, Drs. 1028, 10. 7. 1970, wobei diese nur die Berufung von Vrings zum Direktor thematisierte und Geiss' Tätigkeit übergang. Auch die Antwort der Bundesregierung ließ Geiss und den Gründungssenat unerwähnt (BT-Protokolle, 6. WP, Drs. 1072, 23. 7. 1970).

22 Schreiben Imanuel Geiss an Horst Werner Franke, 16. 4. 1970, StAB 7,263–34. Das Protokoll gibt Johns Fragen wie folgt wieder: »Herr John stellt die Frage, ob der Gründungssenat mit ihm der Auffassung sei, dass nur das Grundgesetz und die Bremische Verfassung als verfassungsrechtliche Garantien die Basis des neuen Gründungssenats bilden könnten oder ob die Bremer Bürger befürchten müssten, dass die in der Tagespresse [...] enthaltenen Thesen der Studenten im Gründungssenat in dessen Arbeit Eingang finden würden.« 32. Sitzung, 13. 4. 1970, StAB 9, S. 9–53 Nr. 304. Es finden sich keine Hinweise, dass eine solche Debatte stattfand, obwohl Harry John das Angebot unterbreitete, sich mit dem neu berufenen Gründungssenat zu treffen, um in einem Gespräch Bedenken an der Verfassungstreue einzelner Mitglieder auszuräumen. Bremische Bürgerschaft (LT), 7. WP, 40. Sitzung, 24. 4. 1970, S. 2206 f. und S. 2220–2223. Auf derselben Sitzung äußerte sich auch Horst Werner Franke, allerdings ohne näher auf die Berufung Geiss' einzugehen.

23 Statt Lahmanns, der persönliche Referent des FDP-Senators Rolf Speckmann, war Hans Heinrich Maaß berufen worden, der auch als FDP-nah galt. »Platter Hau-Ruck«, »Der Spiegel«, Nr. 45/1970; Imanuel Geiss an Oberregierungsrat Horst Lahmann, 4. 11. 1970, StAB 7,263–35; Imanuel Geiss an die Redaktion »Der Spiegel«, 4. 11. 1970, StAB 7,263–35.

Handeln behalten. (...) Vielleicht sind die National-Liberalen in Bremen durch Arbeit zu überzeugen.«²⁴ Mit den »National-Liberalen« meinte Bley die Bremer FDP, wobei der später in Hannover lehrende Afrikanist vermutete, dass dieser Landesverband sich nur eingeschränkt einem dezidiert sozial-liberalen Reformprogramm verpflichtet fühlte und von der Orientierung an der langjährigen Koalition mit der CDU auf Bundesebene geprägt war. Und wie oben ausgeführt, zerbrach die Bremer Regierungskoalition im folgenden Jahr wegen der Universitätspolitik. Bley fuhr mit einem Vorschlag für die Institutionalisierung der Afrika-Forschung an der zu gründenden Universität fort; wie auch andere Korrespondenzpartner erhoffte er sich von Geiss' neuer Stellung eine Beförderung seiner wissenschaftlichen und persönlichen Anliegen.

Ein weiteres Beispiel bietet der Schriftwechsel mit Wilhelm Alff. Nachdem der Braunschweiger Politikwissenschaftler telefonisch bei Geiss vorgefühlt hatte, zog er in seiner »vorläufigen Bewerbung« (die er in zwei Briefen ausbreitete) diverse Register, um Geiss für sich einzunehmen und eine Berufung nach Bremen zu befördern, obwohl ihm dies Vorgehen »peinlich« war. Seine Eigenvorstellung begann mit einem politischen Credo: »Meinen Lehrveranstaltungen liegt die Überzeugung von der grundsätzlichen Richtigkeit, besser der Unwiderlegbarkeit der sozialistischen Theorie zugrunde. (...) Da hier an der Hochschule [gemeint ist die Pädagogische Hochschule Braunschweig – JB] ein seit langem etabliertes sozialdemokratisches Machtzentrum besteht, habe ich bestimmte Schwierigkeiten, denen die Solidarität progressiver Studenten die Waage hält.« Ob er Geiss damit überzeugte, ist zweifelhaft, schließlich war der Hamburger Historiker ein am linken Flügel positionierter, aber unmarxistischer Sozialdemokrat. Doch auch an ähnliche politische Wurzeln erinnerte Alff (»Seit meiner Tätigkeit in der GVP gehöre ich keiner Partei mehr an.«) und projektierte die Gründung eines wissenschaftlichen Vereins: »Ich schrieb [George W.] Hallgarten wegen der Eckart-Kehr-Gesellschaft. Wie ich schon sagte, darf die Mitgliedschaft nicht durch blossen Beitritt erworben werden. Sonst kämen alle gelaufen.« Offenkundig sollte diese Gesellschaft eine rigide Mitgliederselektion mit einem progressiv-demokratischen Geschichtsbild in Einklang bringen. So zog Alff in wissenschaftlichen sowie politischen Auseinandersetzungen eine klare Frontlinie und definierte ein eindeutiges Feindbild: »Wir haben gemeinsam,« schrieb er an Geiss, »dass wir unsere geschichtlichen Einsichten immer in die Tagespolemik umgesetzt haben. Ich denke, das werden wir auch weiter tun. (...) Die Reaktion muss so lange zum Ausbruch ihrer Emotionen gereizt werden, bis ihr der Atem ausgeht. Die Anmassung [sic!] der Herzfeld, Schieder, Rothfels, die Belange der deutschen Nation zu vertreten, muss zunichte gemacht werden.«²⁵ Später wurde Alff Professor in Bremen, im Berufungsverfahren wird ihm seine frühzeitige Kontaktaufnahme nicht geschadet haben.

24 Helmut Bley an Imanuel Geiss, 25. 4. 1970, StAB 7,263–33.

25 Antwortschreiben aus Hamburg sind nicht überliefert, aber ausweislich Alffs zweitem Brief nutzte der rührige Geiss diesen Briefwechsel, um die Publikation

Vielmehr waren es andere Personalangelegenheiten, die zu schwer wiegenden Konflikten führten. Um eine voll mitbestimmte Universität schnell in einen arbeitsfähigen Zustand zu versetzen, mussten nicht nur auswärtige Studentenvertreter zur Mitarbeit gewonnen²⁶, sondern auch schnell ein akademischer »Mittelbau« eingestellt werden, der an der akademischen Selbstverwaltung mitwirkte und ihren Gremien zu einer Beschlussfähigkeit verhalf. Im Fall der Universität Bremen wurden diese wissenschaftlichen Mitarbeiter (mangels Instituten oder Lehrstühlen) den Planungskommissionen der einzelnen Fächer zugeordnet²⁷, wobei das ganze Vorgehen daran krankte, wie Imanuel Geiss gegenüber dem Bochumer Historiker Rudolf Vierhaus klagte, »daß über die Planungskommissionen und die Planer tatsächlich jetzt die Roten Zellen von unten her die meisten Positionen zu besetzen versuchen; und nach dem ersten Vorgeplänkel können sie sich wohl auch durchsetzen, da die Assistenten schon auf ihrer Seite stehen (...). In dieser Situation ist eine weitere Schwierigkeit, daß die gemäßigten Linken bisher keine guten Kandidaten für die Planerstellen vorzuführen hatten, jedenfalls bei den Historikern.« Geiss wies noch auf die andere Seite des Konflikts hin: »Mit den Planern ist es schon ein rechtes Kreuz, und wir haben mit dem politischen Senat in Bremen deswegen schon unseren Streit gehabt. Es ist eben sehr schwierig, qualifizierte und interessierte Wissenschaftler dafür zu bekommen, die dem hohen Senat nicht zu weit links stehen.«²⁸ Im Oktober 1970 wurden diese Auseinandersetzungen des Gründungssenats speziell mit den FDP-Senatoren öffentlich und führten zu einem großen Medienecho, zugespitzt sprach das Hamburger

eines Sammelbandes anzuregen. Wilhelm Alff an Imanuel Geiss, 17. 10. 1970; Wilhelm Alff an Imanuel Geiss, 9. 8. 1970, StAB 7,263–3. Der deutschstämmige US-Historiker George W. F. Hallgarten (1901–1975) hatte sich mit sozialgeschichtlichen Untersuchungen des Imperialismus vor 1914 einen Namen gemacht. Eckart Kehr (1901–1933) gilt als einer der ersten Vertreter einer kritischen sozialgeschichtlichen Bewertung des Deutschen Kaiserreichs (1871–1918). Der Berliner Historiker Hans Herzfeld (1892–1982), der Kölner Historiker Theodor Schieder (1908–1984) und der Tübinger Historiker Hans Rothfels (1891–1976) werden von Alff als Vertreter eines nationalkonservativen Establishments aufgerufen – eine im Nachhinein höchst zweifelhafte Bewertung, nicht zuletzt da diese drei wirkungsmächtigen Lehrstuhlinhaber eine große Gruppe einflussreicher akademischer Schüler (Gerhard A. Ritter, Helga Grebing, Hans und Wolfgang Mommsen, Hans-Ulrich Wehler, Thomas Nipperdey, Heinrich August Winkler u. a.) prägte, deren Werke die deutsche Nationalgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts kritisch zu würdigen verstehen.

26 »Wenn ich mir noch erlauben darf einen Studentenvertreter zu nominieren. In Köln lernte ich beim Historikertag einen Studenten aus Bochum kennen, K., der einen ausgezeichneten Eindruck auf mich machte. Er wäre wohl über das Historische Seminar Bochum zu erreichen«, Schreiben Imanuel Geiss an Heide Gertenberger, 17. 4. 1970, StAB 7,263–34.

27 Vgl. Birte Gräfin, Tradition Reform (wie Anm. 5).

28 Imanuel Geiss an Rudolf Vierhaus, 17. 7. 1970, StAB 7,263–36; Rudolf Vierhaus an Imanuel Geiss, 3. 8. 1970, StAB 7,263–36; Imanuel Geiss an Rudolf Vierhaus, 20. 11. 1970, StAB 7,263–36. Vgl. zu den »Roten Zellen«: Wehrs, Protest der Professoren (wie Anm. 18), S. 279 f.

Abendblatt von einer »großen Universitäts-Krise«²⁹ und erwartete den Rücktritt des Gründungssenats. Dazu kam es nicht, der Konflikt wurde in langen Verhandlungen und mit einem schwammigen Kompromiss entschärft, wobei auf die Berufung dreier umstrittener »Planer« verzichtet wurde.³⁰

Dass Geiss trotz der gegenüber Vierhaus geäußerten Bedenken öffentlich für die abgelehnten »Planer« eintrat³¹, gründete in einer hochschulpolitischen Positionierung, die er in seinen Briefen ausbreitete: »Da die Studenten, auch die radikalen wissen, dass ich mich ungescheut um die unmittelbaren persönlichen Konsequenzen wissenschaftlich und politisch gegen die herrschenden Ansichten zu exponieren wage, sind sie eher bereit auf mich zu hören.« So habe er sich im Rahmen der akademischen Selbstverwaltung an der Hamburger Universität »bisher erfolgreich darum bemüht, vernünftige Vorschläge von Studenten und Assistenten durchzusetzen, selbst wenn die Form gelegentlich unglücklich war. In solchen Fällen habe ich akzeptable Formen gefunden, die formale Widerstände beseitigten, oder in der Sache allseitig akzeptable Kompromisslösungen, die eine unnötige Konfrontation vermieden oder auflösten und den Weg zu sachlichen Reformen freimachten.«³² Neben dieser Selbsteinschätzung als Brückenbauer zwischen den politisch radikalen Studenten und dem Establishment beschrieb sich Geiss als findig in allen Angelegenheiten der akademischen Selbstverwaltung: »Es zahlt sich jetzt aus, was ich in dieser Beziehung in Bremen gelernt habe(...), so daß ich [an der Universität Hamburg – JB] in die absurde Position geraten bin, sozusagen zum Orakel des Fachbereichsrats für Geschäftsordnungsfragen und Verfahrensfragen avanciert zu sein« – Fähigkeiten, die Geiss den etablierten Lehrstuhlinhabern absprach: »Unsere Herren Professoren, die sonst so lauthals die parlamentarische Demokratie verehren, zeigen sich, von Ausnahmen abgesehen, absolut unfähig, sich in parlamentarisch und demokratisch strukturierten Gremien zu bewegen. Es geht nicht nur um Fragen der Geschäftsordnung usw., sondern auch um Denken in abstrakt formulierten Problemen, die es gilt, als Alternativen entscheidungsreif zu formulieren, um anschliessend darüber abzustimmen. Da sind unsere Herren Professoren wirklich hilflos und unfähig.«³³

Freilich sollte dieses positive Selbstbild als ein gewiefter Gremienprofi, der den emanzipatorischen Impuls der späten 60er-Jahre in sinnvolle Bahnen lenkte, einer harten Probe unterzogen werden. »Die Universitätsgründung in Bremen hat sich inzwischen zu einem strapaziösen doppelten Hindernislauf

29 »Bremen vor der dritten großen Universitätskrise«, Hamburger Abendblatt, 26. 10. 1970. Weitere Zeitungsausschnitte in: StAB 9 S 9-53-139 und StAB 4,63/2-477.

30 »Konflikt um die Uni-Planer vertagt«, Bremer Nachrichten, 9. 11. 1970; »Der Gründungssenat setzt seine Arbeit fort«, Weser-Kurier, 9. 11. 1970. Die weitere Berichterstattung findet sich in: StAB 4,63/2-478. Auf ergänzende Verwaltungsquellen kann an dieser Stelle nur hingewiesen werden: StAB 4,63/0-38, S. 1445-1447 und S. 1571-1574; StAB 9 S 9-53-305.

31 Vgl. Peter Meier-Hüsing, Universität Bremen. 40 Jahre in Bewegung, Bremen 2011, S. 354 f.

32 Schreiben Imanuel Geiss an Horst Werner Franke, 16. 4. 1970, StAB 7,263-34.

33 Imanuel Geiss an Helmut Bley, 19. 11. 1970, StAB 7,263-33.

entwickelt, wobei immer alternierend eine gerade Hürde nach innen und nach außen [gemeint ist der Senat der Freien Hansestadt Bremen – JB] zu nehmen ist. (...) Der nächste Konflikt nach innen wird mit den Planungskommissionen stattfinden, nämlich über die Frage: was ist ein Projekt? Denn für ein Projekt-Studium sind wir inzwischen alle.«³⁴ Gerade am Projektstudium und seiner Eingangsphase (bei der zur Entscheidung stand, ob sie sich am Historischen und Dialektischen Materialismus marxistischer Provenienz orientieren sollte) entzündete sich ein fortwährender Konflikt mit den in den Gremien gut vertretenen, linksradikalen Gruppen. Diese negierten nicht nur Geiss' Anspruch, als Vermittler aufzutreten, sondern manövrierten ihn auch mit Mitteln der Geschäftsordnung aus.³⁵ In den folgenden Jahren beklagte sich Geiss heftig über die Zustände an der Bremer Universität, woraufhin der konservative Kieler Historiker Karl-Dietrich Erdmann Geiss vorsichtig auf dessen hochschulpolitische Haltung und sein Wirken hinweist: »Vielleicht trifft Sie dies besonders, weil Sie in Ihrer aggressiven Frontstellung gegen alles, was Sie als rechtsstehend zu Recht oder zu Unrecht vermuten, an der Herbeiführung dieser Situation nicht unbeteiligt sind, wenn Sie auch gewiß nicht diese Konsequenzen beabsichtigt haben und nun hiervor erschrecken.«³⁶

2. Struktur und Überlieferungsschwerpunkte des Nachlasses von Imanuel Geiss

Diese Quellenauslese aus dem Jahr 1970 zeigt, wie der Nachlass Imanuel Geiss' die amtliche Überlieferung um Informationen über die persönlichen Beziehungen und Einschätzungen der Akteure ergänzt, die keinen Eingang in die aktenmäßige Überlieferung gefunden haben. Geiss' annähernd lückenlos überlieferter Schriftverkehr dokumentiert neben dem Informationsaustausch, der neben seiner in dem Verwaltungsschriftgut überlieferten Tätigkeit für die Universität Bremen ablief, auch die wissenschaftliche Korrespondenz dieses Historikers. Seit 1954 hat Geiss seine Korrespondenz chronologisch und alphabetisch nach Korrespondenzpartnern geordnet abgelegt, so dass sich in den aufeinander folgenden Bänden über Jahre laufende Schriftwechsel dokumentieren, die Einblicke in die Hintergründe seiner Tätigkeit als Forscher, Universitätslehrer und politischer Publizist geben. Hinzu kommen einige thematische Korrespondenzordner – insbesondere zum »Historikerstreit«. Ergänzt wird der Schriftverkehr (der rund die Hälfte des 410 Verzeichnungseinheiten umfassenden Nachlasses ausmacht) um eine thematische, nach seinem Tod

34 Imanuel Geiss an Helmut Bley, 19. 11. 1970, StAB 7,263–33.

35 So kündigen einzelne habilitierte externe Hochschullehrer Mitarbeit in den Planungskommissionen auf, da sie die sozialistischen Inhalte des sozialwissenschaftlichen Projektstudiums nicht teilen können. »Ordinarienschwund an der Bremer Universität«, FAZ, 13. 11. 1970. Der weitere Verlauf der Kontroverse kann an dieser Stelle nicht verfolgt werden, findet sich aber in StAB 7,263–287 gut dokumentiert.

36 Karl-Dietrich Erdmann an Imanuel Geiss, 9. 1. 1974, StAB 7,263–53. Vgl. zur prekären Situation der reformorientierten Hochschullehrer: Wehrs, Protest der Professoren (wie Anm. 18), S. 310–325.

endgültig geordnete Sammlung v. a. von Manuskripten und vereinzelt anderen Materialien, die einen guten Einblick in seine wechselnden Arbeitsschwerpunkte geben und herangezogen werden können, wenn man die Genese einzelner Veröffentlichungen in den verschiedenen Textstufen nachvollziehen oder sich mit Geiss' kleineren Publikationen (die sehr unterschiedliche und z.T. schwer zugängliche Druckorte aufweisen) beschäftigen möchte. Es sei hier betont, dass ohne die ordnende Vorarbeit der Witwe und des Sohnes von Imanuel Geiss der Bestand nicht in dieser Qualität in das Staatsarchiv hätte übernommen werden können.

Dass der Nachlass von Imanuel Geiss zahlreiche Themenfelder berührt und damit für weit mehr herangezogen werden kann als für biographische Informationen zu Bremens wohl bekanntestem Historiker, verdeutlicht die folgende, stichpunktartige Inhaltsübersicht:

1. Imanuel Geiss in den 50er-Jahren als Student und als junger, um vielseitige Kontakte bemühter Zeithistoriker; die Sicht eines Benutzers auf die Zentralarchive der ehemaligen DDR; die Tätigkeit an der Seite von Fritz Fischer während des Entstehens von »Griff nach der Weltmacht«; die Afrikaforschung und die Hochschulpolitik in der Bundesrepublik Deutschland der ausgehenden 60er- und der frühen 70er-Jahre; der Austausch mit anderen »Schülern« Fritz Fischers sowie weiteren Wissenschaftlern über wissenschaftliche und hochschulpolitische Fragen
2. das politische und publizistische Engagement für die Gesamtdeutsche Volkspartei und ihre politischen Ziele, nämlich ein neutrales, wiedervereinigtes und unbewaffnetes Deutschland; das Nachwirken dieser gesinnungsethischen Prägung und der aus dieser Zeit gewachsene Kontakte zu politischen Persönlichkeiten, zum Beispiel zu Gustav Heinemann, zu Johannes Rau u. a.; die berufliche Tätigkeit für die im Aufbau befindliche Friedrich-Ebert-Stiftung; die parteipolitische Aktivität für die SPD, speziell zu den Bundestagswahlen 1969 und 1972
3. der Ausbau des Fachs Geschichte im Zuge zahlreicher Universitätsneugründungen; die Arbeit in der akademischen Selbstverwaltung der Universitäten in Hamburg und Bremen, im Besonderen der Umgang mit der Studentenbewegung und den »K-Gruppen«; eine mehrfache Tätigkeit im Ausland als Gastprofessor, speziell in Polen nach den August-Streiks des Jahres 1980
4. die Vermittlung von Geschichte an eine breite Öffentlichkeit; Fragen der Geschichtsdidaktik und der Konzeption von Schulbüchern
5. die Kontroversen um die Schuld der Eliten des Deutschen Kaiserreichs am Ausbruch des Ersten Weltkriegs; die sozialwissenschaftliche Neuorientierung des Fachs Anfang der 70er-Jahre
6. der Historikerstreit; die Reaktion der Historikerschaft auf die Wiedervereinigung

Abschließend ein Hinweis zu den beiden letzten Punkten: Das im Nachlass Imanuel Geiss' enthaltene Material präsentiert die deutsche Geschichtswissen-

schaft als eine »zankende Zunft«³⁷, die ihre Auseinandersetzungen sowohl in fachwissenschaftlichen Organen wie auch in der breiten Öffentlichkeit führt. Dabei zeigt Geiss' Schriftwechsel, dass die Presseberichterstattung zur Fischer-Kontroverse, aber auch zu kleineren Themen nicht nur das Ergebnis redaktioneller Rechercheanstrengungen war, sondern es einen regen Austausch zwischen Journalisten und Historikern gab (zum Beispiel zwischen Geiss, Rudolf Augstein und der SPIEGEL-Redaktion), der wiederum nur selektiv in die im Nachgang publizierten Artikel einfloss. Dass beide Seiten hierbei interessen gelenkt agierten, ist einerseits nicht überraschend, liefert andererseits aber instruktive Fingerzeige für eine Interpretation von Zeitungs- und Zeitschriftenartikeln als zeitgenössische Quellen.

37 Vgl. Klaus Große Kracht, *Die zankende Zunft. Historische Kontroversen in Deutschland nach 1945*, Göttingen 2005.

Eugen De Porre

(24. 5. 1916 – 27. 5. 2015)

Am 27. Mai 2015 verstarb Eugen De Porre kurz nach Vollendung seines neunundneunzigsten Lebensjahrs. Mit ihm verliert die Historische Gesellschaft Bremen ihren langjährigen Ehrenvorsitzenden.

Eugen De Porre wurde am 24. Mai 1916 im belgischen Gent geboren. Nach Ablegung des Abiturs begann er Mitte der dreißiger Jahre eine kaufmännische Ausbildung bei der Speditionsfirma Schenker & Co in Chemnitz. Erste praktische Erfahrungen als kaufmännischer Angestellter bei verschiedenen Speditionsunternehmen in Chemnitz schlossen sich an. 1939 wurde Eugen De Porre, dreiundzwanzig Jahre jung, Soldat. Im Herbst 1945, aus der Kriegsgefangenschaft entlassen, blieb De Porre in Westdeutschland, wo er 1946 eine Ausbildung zum Webermeister an der textilen Fachschule in Reutlingen und Sindelfingen begann. Nach seiner Meisterprüfung als Weber, zog er 1947 nach Bremen, wo er eine Nouveauté-Weberei als Geschäftsführer leitete und beim Aufbau einer Schilfrohrweberei mitwirkte.

1958 wechselte De Porre als Verwaltungsangestellter beim Staatsarchiv in den öffentlichen Dienst, gesucht wegen seiner Erfahrungen in der Wirtschaft bei der Übernahme und Bewertung wirtschaftshistorisch relevanter Aktenbestände, einer noch neuen Aufgabe im Archivwesen. Damals befand sich das Staatsarchiv noch beengt in seinem nachkriegsbedingten Notquartier Am Dobben. 1967/68 war Eugen De Porre wesentlich an der logistischen Vorbereitung und späteren Durchführung des Umzugs des Staatsarchivs und seiner Bestände in den Neubau am Präsident-Kennedy-Platz beteiligt. Jetzt wurden auch die zahlreichen Behördenbestände, die bislang in unterschiedlichsten Altregistraturen und Notquartieren auf eine Übernahme ins Staatsarchiv gewartet hatten, unter seiner Mitwirkung ins neue Magazin am Präsident-Kennedy-Platz hereingeholt.

Im neuen Dienstgebäude übernahm De Porre 1968, nach Abgabe seiner Zuständigkeiten für Häfen, Schifffahrt und Verkehr, Wirtschaft und Außenhandel die Leitung des Sachgebiets »Benutzerberatung«, das er als zentrale Anlaufstelle für die Benutzerinnen und Benutzer des Staatsarchivs ausbaute. 1975 hieß es dazu seitens der Dienststellenleitung: »Es ist in erheblichem Umfange sein Verdienst, dass die Benutzerberatung des Staatsarchivs im Kreise der Wissenschaftler einen besonders guten Ruf genießt«. Damals entstand Eugen De Porres Nimbus in der Stadt, alles in Bremen über Alles zu wissen.

Sein Interesse an der bremischen Geschichte beschränkte sich nicht alleine auf die Beratung und Förderung junger und älterer Wissenschaftler und Heimatforscher, sondern fand auch Ausdruck in verschiedenen eigenen Veröffentlichungen, die er besonders während der sechziger und siebziger Jahre vorlegte: so 1965 über »200 Jahre Psychiatrie in Bremen-Oberneuland«, 1969 über »100 Jahre Sankt Joseph-Stift«, 1974 über »330 Jahre Hirsch-Apotheke«,

1978 über »150 Jahre Carl Plump & Co« oder 1979 über die bekannte Bremer Weinhandlung Eggers und Franke. Mit verschiedenen Beiträgen war er auch 1969 an der Herausgabe der »Bremischen Biographie 1912–1962« beteiligt, aber auch noch später wurde sein Wissen, wie 1995 bei der Herausgabe des Sammelbandes »Bremen Handelsstadt am Fluss«, gerne genutzt.

Von 1963 bis 1980, d. h. bis kurz vor seinem Ausscheiden aus dem Staatsarchiv im Jahre 1981, vertrat Eugen De Porre als Personalratsvorsitzender die Interessen der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Daneben engagierte er sich – gesellschaftspolitisch der FDP nahestehend – in der Volkshochschule, im liberalen Wehrpolitischen Ausschuss sowie von 1962 bis 1963 im Musterungsausschuss sowie bei der Prüfung von Kriegsdienstverweigerern der Bundeswehr. Viele Jahre war er auch als Schöffe beim Landgericht Bremen tätig. Seine historischen Kenntnisse brachte er im Denkmalrat ein (seit 1976) sowie als Mitglied seit 1979 in der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen.

Seine besondere Liebe aber hat immer der Historischen Gesellschaft Bremen gegolten. Hier trafen seine historischen Interessen und Kenntnisse sowie seine Fähigkeiten, auf Menschen zuzugehen und sie für sich und für die Gesellschaft zu gewinnen, fruchtbar zusammen.

Der Historischen Gesellschaft war De Porre bereits um 1960 als Mitglied beigetreten. 1975 hatten ihn die Mitglieder in den Vorstand als Schiffführer gewählt. Als 1977 Dr. Karl Heinz Schwebel vom Amt des Vorsitzers der Historischen Gesellschaft zurücktrat, wurde Eugen De Porre – durchaus auch gegen Widerstand in Kreisen der Gesellschaft – zu deren neuen Vorsitzter gewählt. Er hat dieses Amt bis zu seinem Ausscheiden aus dem Vorstand zum 31. Dezember 1993 ausgeübt. Während seiner Amtszeit baute er besonders das Angebot der Gesellschaft an historischen Exkursionen erheblich aus. Tages- und Mehrtagesfahrten, die er meist selbst plante und teils auch leitete, sind damals zur Tradition geworden. Ein Grund u. a. dafür, dass die Mitgliederzahlen von 1977 bis 1993 um mehr als ein Drittel anstiegen. Als er von seinem Amt als Vorsitzter Ende 1993 schließlich zurücktrat, würdigte ihn der Vorstand u. a. mit den Worten: »...unermüdlich und mit großem persönlichen Einsatz hat er die Gesellschaft geleitet und ihr seinen Stempel aufgedrückt«. 1994 wählten ihn die dankbaren Mitglieder zum Ehrenvorsitzter der Historischen Gesellschaft.

Nicht verwunderlich, dass auch der Antrag, Eugen De Porre anlässlich der Vollendung seines siebzigsten Lebensjahres das Bundesverdienstkreuz zu verleihen, aus Kreisen des Vorstands der Historischen Gesellschaft gekommen war. Senat und Bundespräsident waren damals dem Antrag gefolgt und hatten Eugen De Porre in Würdigung seiner gesellschaftlichen Verdienste am 21. Mai 1986 das Bundesverdienst 1. Klasse verliehen. Die Auszeichnung wurde ihm im Bremer Rathaus überreicht.

Seinen Lebensabend verbrachte Eugen De Porre in der niedersächsischen Nachbargemeinde Stuhr, zusammen mit seiner dritten Ehefrau und seiner dort geborenen Tochter Beatrix, im Kreise der Familie, umgeben von seinen vielen Büchern. Lesend konnte man ihn dort abends oft am Fenster sitzen sehen.

Am 19. März 2012 nahm Eugen De Porre noch als Ehrenvorsitzer im Rathaus an der Feier zum 150. Geburtstag der Historischen Gesellschaft teil.

Die Historische Gesellschaft wird ihm ein dankbares Andenken bewahren.

Hartmut Müller

Rezensionen und Hinweise

Balcar, Jaromir (Hrsg.): Raub von Amts wegen. Zur Rolle von Verwaltung, Wirtschaft und Öffentlichkeit bei der Enteignung und Entschädigung der Juden in Bremen. Bremen: Temmen 2014. 328 S.

Im November 2014 wurde im Haus des Reiches, dem Sitz der Finanzverwaltung in Bremen, eine Ausstellung unter dem Titel »Ausplündern und Verwalten« eröffnet, in der sich die Finanzverwaltung mit ihrer Vergangenheit in der Zeit des Nationalsozialismus beschäftigt. Begleitet wurde die Ausstellung nach einem einleitenden Workshop im Februar 2012 von einer Vortragsreihe; die vorliegende Publikation kann als Begleitband zur Ausstellung gelten, ein Vorwort der Finanzsenatorin Linnert und des Staatsrats Lühr ist dem Band beigelegt.

Kern der Publikation ist der Beitrag von Jaromir Balcar, der unter dem Titel »Vom Schuldigen zum Schuldner« die Rolle der bremischen Finanzverwaltung bei der finanziellen Ausplünderung der Juden und in der Wiedergutmachung untersucht. Darin findet sich die Verwaltungsgeschichte der unter der Bezeichnung Oberfinanzpräsident Weser-Ems als Mittelinstanz der Reichsfinanzverwaltung eingerichteten, nach dem Krieg als Oberfinanzdirektion Bremen nun als gemischte Landes- und Bundesbehörde wieder errichteten Behörde. Schwerpunkt ist die Beteiligung an den eskalierenden fiskalischen Maßnahmen gegen die als Juden verfolgten Personen. Besonders eindrucksvoll und aussagekräftig ist die kollektivbiographisch angelegte Darstellung der Berufswege führender Beamter zwischen Karrierehoffnungen und Anpassung einerseits und verschiedenen Formen der Renitenz andererseits, die anhand von Personalakten und der Aktenüberlieferung aus der Entnazifizierung anschaulich und differenziert gestaltet sind. In der Nachkriegszeit wiederum an der Wiedergutmachung bzw. der Rückerstattung an die Verfolgten beteiligt, erwuchs der Finanzverwaltung in der Konzentrationslager-Betreuungsstelle und dem nachfolgend eingerichteten Landesamt für Wiedergutmachung ein Gegenspieler innerhalb der Verwaltung, der sich besonders in der Anfangszeit sehr für die verschiedenen Gruppen der nationalsozialistisch Verfolgten einsetzte. Es gelingt dem Autor, das legalistisch und sehr kleinlich arbeitende, durch ein überregional vernetztes und sozialisiertes Personal geprägte Gebilde Finanzverwaltung in dem komplexen Handlungsfeld der nationalsozialistischen Verfolgungs-, dann der Kriegs- und Nachkriegszeit zu beschreiben, ohne in die gängigen Stereotypen zu verfallen.

Daneben enthält der Band drei Qualifizierungsarbeiten, die an der Universität Bremen bei Balcar entstanden sind. Zwei Aufsätze, basierend auf Masterarbeiten, behandeln anhand der Fragen nach der Mitwirkung von Spediteuren und Gerichtsvollziehern (Johannes Beermann) und nach der Behandlung des konnossementverbrieften Umzugsguts (Lars-Dieter Leisner) den für Bremen typischen Bereich der Umzugsgüter, die bei Kriegsbeginn ihren Eigentümern nicht mehr zugestellt worden waren, in der Verfolgungszeit und in der Rückerstattung. Ein abschließender Beitrag von Hans-Gerhard Schmidt beschäftigt sich mit der öffentlichen Diskussion um die Wiedergutmachung, wie sie sich in der bremischen und der überregionalen Presse darstellt. Während der Beitrag des Doktoranden das ausgewogene Urteil eines genauen Kenners der Materie und eine interessant gestaltete Darstellung bietet, wäre es besser gewesen, die beiden anderen Beiträge deutlich zu straffen.

Bettina Schleier

Behrens, Verena und Menger, Gisela (Hrsg.): Starke Frauen. Radikal sozial und demokratisch. Ein Dialog mit 150 Jahren Bremer Geschichte. Bremen: Edition Falkenberg 2014. 236 S.

Der von Verena Behrens und Gisela Menger herausgegebene Band »Starke Frauen. Radikal sozial und demokratisch« will als Reaktion auf die Parteifeierlichkeiten zum 150-jährigen Bestehen der Bremer Sozialdemokratie verstanden werden. Aus Unmut über den Festredner, der den Anteil von Frauen in der Parteigeschichte nicht hinreichend würdigte, rief die Arbeitsgemeinschaft sozialdemokratischer Frauen (ASF) unter dem Titel »Starke Frauen« eine eigene Veranstaltungsreihe ins Leben. Von Oktober 2012 bis 2014 wurden insgesamt neun historische Frauenpersönlichkeiten von sechs Wissenschaftlerinnen vorgestellt. Die Porträtierten eint weniger der Bezug zur Sozialdemokratie, den gibt es natürlich auch, sondern vielmehr die Tatsache, dass sie in ihrem Umfeld für bessere Lebensbedingungen und die Rechte von Frauen kämpften. Deswegen mussten sie als Frauen mit Klischees brechen und Neuland beschreiten. Ein Ansatz, der »im Mainstream der Geschichtsschreibung weitgehend unbeachtet« bleibt, so die Landesfrauenbeauftragte Ulrike Hauße in ihrem Grußwort. Diese Behauptung mag zumindest diskussionswürdig erscheinen. Aber in dem Band geht es weder um geschichtstheoretische noch um organisationsgeschichtliche Ansätze, sondern um die »Geschichten von starken Frauen«. Das sind konkret die Biografien von Annemarie Mevissen (1914–2006), Marie Mindermann (1808–1882), Anna Stiegler (1881–1963), Rita Bardenheuer (1877–1943), Ottilie Hoffmann (1835–1925), Käthe Popall (1907–1984), Auguste Bosse (1862–1943), Auguste Kirchhoff (1867–1940) und Hermine Berthold (1896–1990). Alles Frauen, nach denen inzwischen in Bremen Straßen benannt wurden. Die Lebensdaten zeigen an, der Schwerpunkt der Biografien liegt in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Dementsprechend lassen sich einige der politischen Handlungsfelder und Themen ableiten: Frauenwahlrecht, Frauenbildung, Sexualreform, Abstinenzbewegung, Pazifismus, Antifaschismus. Nicht nur lokalhistorisch Interessierte finden neben vielem Bekanntem – die Autorinnen haben zum Teil bereits mehrfach zu diesen Themen veröffentlicht – auch immer wieder Neues. Dass zum Beispiel Genossin Hermine Berthold von einem Tag auf den anderen aufhörte, Nachkriegsbürgermeister Wilhelm Kaisen zu grüßen, weil dieser die Rolle der Sozialdemokratinnen in der Widerstandsarbeit gegen den Nationalsozialismus kritisiert haben soll. Wenn allerdings mit Annemarie Mevissen, Geburtsjahr 1914, die Jüngste der Protagonistinnen vorgestellt wird, fehlen für einen »Dialog mit 150 Jahren Bremer Geschichte« wichtige Jahrzehnte. Dies mag auch daran liegen, dass der konzeptionell in der Reihe angelegte aktuelle politische Bezug (Mindestlohn, prekäre Beschäftigung, Altersarmut) nicht mit in die Veröffentlichung aufgenommen wurde.

Eva Determann

Bösche, Hartmut: Holste und Hoya – Reformation an der Mittelweser. Hrsg.: Heimatmuseum Grafschaft Hoya e.V., Hoya: Heimatmuseum 2015. 587 S.

Das Reformationsjubiläum 2017 wirft allerorten seinen Schatten voraus und regt nicht nur in den mitteldeutschen Kernterritorien der Reformation Forschungen und Publikationen an. So auch im Gebiet der Grafschaft Hoya, einem im 16. Jahrhundert gerade für Bremen ungemein wichtigen Nachbarterritorium, das in Mittelalter und früher Neuzeit mit Bremen vielfach verbunden war. Schon allein von daher kann

eine Publikation zur Reformation an der Mittelweser durchaus in Bremen Interesse beanspruchen.

Was im Untertitel als »Reformation an der Mittelweser« beschrieben wird, ist aber kein Sachbuch des üblichen historisch-theologischen Zuschnitts, sondern ein Compositum Mixtum aus Sachbuch, (Familien-) Biographie und Quellensammlung. Relativ ungewöhnlich sind bereits Konzeption und Aufbau des Buches. Es entwickelt die Geschichte der Reformation an der Mittelweser anhand der Viten dreier Akteure im 16. Jahrhundert, Mitgliedern der Hoyaer Familie Holste – daher der Haupttitel »Holste und Hoya«. Dies ist eine legitime Herangehensweise an die Geschichte einer Epoche, allerdings wird sie mit Nachteilen erkaufte. Liest man nun eine romancierte Biographie im Reformationszeitalter oder ein Sachbuch, eben eine neue »Reformationsgeschichte der Grafschaft Hoya«, wie der Autor im Vorwort erklärt? Dass diese Frage durchgängig in dem Werk nicht eindeutig beantwortet wird, macht die Lektüre nicht eben einfacher, nimmt dem Buch mehr, als es ihm gibt. Dem Autor dürfte dies bewusst gewesen sein, merkt er doch im Vorwort an, dass es leichter gewesen wäre, »aus den Überlieferungen jener Zeit einen Roman zu schreiben, als die sperrigen Einzelheiten in eine glaubhafte Reihe zu bringen.« Zur Konzeption hätte man daher gerne mehr erfahren, doch leider muss das Buch sowohl ohne eine Einleitung als auch ohne eine Zusammenfassung seiner Forschungsergebnisse auskommen. Dies ist gerade wegen der o. a. Probleme folgenreich. Warum gerade die drei Akteure den Rahmen für die Handlung abgeben, warum am ihnen das Reformationszeitalter in Hoya abgehandelt wird, erfährt man so zunächst nicht, es sei denn, man steigt tief in die Lektüre ein. Doch auch dann geben die Ordnung und Struktur des Buches zunächst kaum Aufschluss, sind die drei Hauptkapitel doch nur den Lebensläufen der drei Vertreter der Familie Holste zugeordnet. Hier hat der Ratschlag und ggf. der Eingriff eines Verlagslektorats gefehlt.

Das Werk ist aufwendig bebildert, der umfangreiche Bildteil, der Vorlagen von weither in das Werk aufgenommen hat, befindet sich in der Buchmitte als Bildblock. Es wäre sicher aufwendiger, aber auch besser gewesen, wenn die immerhin 111 Abbildungen auf 60 Seiten in den Text integriert worden wären, zumal die Bildunterschriften nur spärlich Auskunft zum Motiv und zur Herkunft bzw. Quelle geben (letzteres im Bildquellennachweis).

All dies ist ein wenig schade, denn das Buch ist gut geschrieben, die Lektüre fesselt, weil die Darstellung stets lebendig ist, auch wenn der Mangel an Struktur den Einstieg nicht eben leicht macht. Orientierung und Hilfe bieten allerdings die Marginalvermerke, in denen im klassischen Stile Orientierung und Hinweise zu den Abbildungen, dem Quellenanhang und dem Inhalt geboten werden. Dass Letzterer auf umfangreichem Literatur- und Quellenstudium beruht, belegen die Anmerkungsapparate der Hauptkapitel, die auf langjährige und umfängliche Archivstudien verweisen. Ein Ergebnis dieser Studien sind die im Anhang als Transkription wiedergegebenen Quellendrucke, die zumeist ungedruckte Archivquellen dem Werk hinzufügen und damit vielfach erstmals einem breiteren Publikum zugänglich machen (Anlagen 1–32). Hierfür werden die an der Reformationszeit im Mittelweserraum Interessierten dankbar sein.

Aus Bremer Sicht ist inhaltlich auf vielfältige Bezüge zur Wesermetropole hinzuweisen. Dies betrifft nicht nur gelegentliche Erwähnungen der Stadt (EB und Stadt Bremen sind neben Hoya im Ortsregister der meistgenannte Ortsname), sondern auch ausführliche Abschnitte zu Geschehnissen in Bremen (u. a. Ablasshandel, Sturm auf die Komturei, Aufstand der 104, Belagerung 1547) und natürlich zahlreiche bremische Personen wie Erzbischöfe, Ratsherren, Bürgermeister und Bürger und nicht zuletzt Akteure der Reformation wie Heinrich von Zütphen. Gerade der Mangel an

neuerer Literatur zur Reformation in Bremen macht die Hoyaer Publikation aus Bremer Sicht reizvoll. Doch ist es leider nicht einfach, Nutzen aus den langjährigen Forschungen des Autors (zu dem man übrigens kaum etwas erfährt) zu ziehen, da die Inhaltsstruktur eine Annäherung so schwer macht. So ist neben den Marginalhindeisen das Register wichtigstes Erschließungsinstrument – mit einem getrennten Personen- und Ortsverzeichnis bietet dieses dem Suchenden aber im Detail guten und sicheren Zugang.

Es bleibt somit ein Werk anzuzeigen, das zur Reformationszeit im Mittelweserraum einen eigenwilligen, aber reizvollen Zugang bietet, indem es die vielfältigen Ereignisse dieser Epoche mit einer Familienbiographie verbindet. Leser, die diesen Zugang schätzen, werden das Buch mit Gewinn lesen, ein neues Standard- und Nachschlagewerk für die Region ist es aber trotz gegenteiliger Behauptungen in den Geleitworten der Landschaft und der Kirchengemeinde Hoya leider nicht geworden.

Konrad Elmshäuser

Bremische Bürgerschaft (Hrsg.): Die NS-Vergangenheit früherer Mitglieder der Bremischen Bürgerschaft. Projektstudie und wissenschaftliches Colloquium (Kleine Schriften des Staatsarchivs Bremen. Heft 50). Bremen: Staatsarchiv 2014. 176 S.

Am 2. April 2015 wurde der Hinrich-Wilhelm-Kopf-Platz vor dem Niedersächsischen Landtag in Hannover unbenannt in »Hannah-Arendt-Platz. Hinrich Wilhelm Kopf (SPD) war von 1947 mit einer kurzen Unterbrechung bis zu seinem Tod 1961 Ministerpräsident des Landes Niedersachsen. Vorausgegangen war, nach der Veröffentlichung einer Studie von Teresa Nentwig, die die Beteiligung Kopfs an der »ökonomischen Germanisierung« Polens nachgewiesen hatte,¹ eine intensive Diskussion, die die Einsetzung eines Beirats zur Umbenennung von Straßen, Plätzen und Schulen in Hannover zur Folge hatte. Dieser Beirat benannte neben der aktiven Unterstützung des NS-Systems auch das Leugnen eben dieser aktiven Unterstützung des Regimes durch Kopf nach 1945 als Grund für die Umbenennung. (Vgl. auch den Beitrag von Thomas Vogtherr in diesem Band: S. 140–147)

Der Fall des früheren, hochgeachteten Ministerpräsidenten Kopf wirft ein Schlaglicht auf die eigentliche Brisanz der Bremer Projektstudie, die ihrerseits durch einen Beschluss der Bremischen Bürgerschaft im März 2012 ermöglicht wurde: Die Untersuchung der Mitglieder der Bremischen Bürgerschaft auf ihre NS-Vergangenheit. Mit der Durchführung der Studie wurde der Historiker Karl-Ludwig Sommer beauftragt. Bereits zwei Jahre später, am 24. April 2014, wurde die Studie im Rahmen eines wissenschaftlichen Colloquiums der bremischen Öffentlichkeit vorgestellt. Eingeladene Wissenschaftler waren der oben bereits zitierte Prof. Dr. Thomas Vogtherr (Universität Osnabrück und Vorsitzender der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen), Prof. Dr. Ulrich Herbert (Universität Freiburg) wie der ehemalige Leiter der Gedenkstätte Deutscher Widerstand in Berlin, Prof. Dr. Peter Steinbach. Prof. Dr. Konrad Elmshäuser, der Leiter des Staatsarchivs Bremen, führte in die Studie ein. Er betonte, dass erst in jüngster Zeit auch die Parlamente im Zuge der erinnerungskulturellen Auseinandersetzungen um die Beteiligung der Eliten am

1 Teresa Nentwig, Hinrich Wilhelm Kopf (1893–1961). Ein konservativer Sozialdemokrat (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen 272), Hannover 2013. Vgl. die Rezension in diesem Band, S. 286 f.

Nationalsozialismus in den Fokus der wissenschaftlichen Aufarbeitung wie der öffentlichen Diskussion geraten seien (S. 118).

Anlass für die bremische Bürgerschaft, ein solches Forschungsprojekt in Auftrag zu geben, war das zunehmende mediale Interesse. Hierdurch wurden sowohl in den Parteien als auch in verschiedenen Landtagen teilweise heftige Diskussionen über die NS-Vergangenheit v. a. der früheren Mitglieder der CDU- und FDP-Fraktionen ausgelöst. Sowohl in Niedersachsen als auch in Hessen wurden wissenschaftliche Untersuchungen in Auftrag gegeben. Das hatte für Bremen den Vorteil, auf einige Vorarbeit, v. a. hinsichtlich der Kategorien wie der Quellenbestände, zurückgreifen zu können. Sommer betont in seiner Einleitung die Pilotfunktion des niedersächsischen Projekts.

Zu den Ergebnissen, die hier nur selektiv und kurz zusammengefasst werden können: Untersucht wurden v. a. personenbezogene Daten im Staatsarchiv Bremen (hier u. a. Entnazifizierungsakten) und dem Berlin Document Center für 425 Personen, die nach 1946 für kurze Zeit oder für mehrere Wahlperioden der Bremischen Bürgerschaft angehört haben. Diese gehörten den Geburtsjahrgängen bis 1928 an. Von diesen 425 früheren Abgeordneten konnten 96 Personen (immerhin 22,6 %) als belastet im Sinne der Kriterien (v. a. Mitgliedschaften in den NS-Kernorganisationen wie auch ranghörige Funktionen in berufsständischen Organisationen etc.) eingestuft werden. Besonders spannend und aufschlussreich ist das fünfte Kapitel, das nach Wahlperioden und Fraktionen die biographische ›Betroffenheit‹ aufschlüsselt. Wenig überraschend, doch gewichtig ist das Ergebnis, dass in der ersten, von der Militärregierung ernannten Bürgerschaft sich nur zwei Männer, die sich um die Aufnahme in die NSDAP bemüht hatten, befanden. Einer von ihnen war ein Mitglied der KPD, der sozusagen unter cover in der NSDAP Informationen sammeln wollte, der andere, ein ehemaliger Ortsbauernführer von Oberneuland, der seine Mitgliedschaft in der NSDAP seit 1937 verschwiegen hatte. Die größte Zahl der Belasteten war in den vier Wahlperioden seit Herbst 1951 bis Herbst 1967 in der Bürgerschaft. Sommer stellt fest, dass der Antikommunismus auf dem Höhepunkt des Kalten Krieges in Verbindung mit dem Abschluss der Spruchkammerverfahren ehemaligen Mitgliedern der NSDAP die Integration in die Politik erleichterte: In allen vier Wahlperioden war mehr als ein Viertel der Abgeordneten belastet. Diese verteilten sich ungleich auf die Fraktionen, wobei eine prozentuale Zuordnung wegen der unterschiedlichen Größe derselben schwierig ist. Generell ist zu sagen, dass die SPD unter den Werten der anderen Fraktionen lag, aber eben sich auch in der sozialdemokratischen Fraktion durchaus Belastete befanden.

Die Bremer Studie zeichnet sich, wie bei der Lektüre deutlich wird, durch großes Bemühen um Differenzierung und Sachlichkeit aus. Bestechend ist die Sorgfalt der Quellenkritik, u. a. am Beispiel der Entnazifizierungsakten. Dieses ist sehr zu begrüßen. Trotzdem scheint mir die Vorsicht, die sich auch in der Diktion äußert, etwas übertrieben. Auch wenn der Historiker oder die Historikerin kein Richter ist, auf dieses Diktum von Hermann Lübke nimmt auch der Präsident der Bremischen Bürgerschaft in seinem Eingangsstatement Bezug – so gilt zugleich, dass Historiker immer ihre Quellen interpretieren. Peter Steinbach betont diese Ambivalenzen in seinem Vortrag zu »Vergangenheitsbewältigung als Politikum« und weist auf die Indienstnahme und -stellung der Historiografie nach 1945 für die dominierenden Entlastungsstrategien der Mehrheit der Deutschen hin. D. h. die Perspektive des Forschers und wohl hier auch die der Auftraggeber sind immer teil des Forschungsprozesses. So scheint mir beispielsweise der Begriff ›Betroffene‹ für alle, die aufgrund der Kriterien, die ja durchaus auf Mitglieder der NS-Organisationen bzw. auf aktive Unterstützer des Systems zielen, sprachlich irreführend und, sicherlich nicht

intendiert, missverständlich. Im alltäglichen Sprachgebrauch wird mittlerweile inflationär von Betroffensein geredet, und in der Regel erstreckt sich der Begriff auf Opfer. Nicht zuletzt aus diesem Grund würde ich den Begriff ›Belastete‹ oder ›aktive Unterstützer‹ des NS-Systems bevorzugen.

Wie Ulrich Herbert in seinem pointierten Vortrag über die »Elitenkontinuität in Politik und Verwaltung?« betont, war das Wissen um personelle Kontinuitäten in der Nachkriegszeit verbreitet. Nicht geklärt – und vielleicht auch nicht zu klären ist, inwieweit diese personellen Kontinuitäten, die ja auch für die Massenmörder des Regimes z.T. galten – die junge Bundesrepublik formierten bzw. deformierten. Herberts Bewertung bleibt hier ambivalent. Sommer zeichnet durchaus für Bremen einen Weg auf, diese brisante Frage wenn nicht zu beantworten, aber doch zu untersuchen: Auf der Basis dieser vorliegenden Studie könnte und sollte eine zweite von der Bürgerschaft in Auftrag gegeben werden mit dem Auftrag, die Tätigkeiten der belasteten Abgeordneten im politischen Raum der Hansestadt zu untersuchen. So könnten wichtige Erkenntnisse über ihre Integration in die Demokratie wie über bestehende mentale Kontinuitäten über den Nationalsozialismus hinaus gewonnen werden, und zwar jenseits von moralischen Kriterien, die aus der Distanz von mehr als 50 Jahren oftmals in der öffentlichen Diskussion aufgestellt werden. Ein solches Bremer Projekt hätte in der Tat eine Pilotfunktion über Bremen hinaus.

Inge Marszolek

Eckhardt, Albrecht und Wyrsh, Rudolf: Oldenburgischer Landtag 1848–1933/1946. Biografisch-historisches Handbuch zu einem deutschen Landesparlament. Oldenburg: Isensee 2014, 964 S.

In der sogenannten Traditions Klausel schreibt die Niedersächsische Verfassung fest, dass die kulturellen Belange der in Niedersachsen aufgegangenen Länder besonders zu fördern sind. Für das ehemalige Land Oldenburg nimmt die 1975 gegründete Oldenburger Landschaft diese Aufgabe wahr und hat schon in der Vergangenheit eine Reihe von Büchern zur Landesgeschichte initiiert und herausgegeben, die – wegen ihrer durchweg hohen Qualität völlig zu Recht – als Standardwerke gelten. Auch das hier vorzustellende Buch soll und wird sich in diese Linie einreihen. Gleichzeitig liefert die Oldenburgische Landschaft damit einen Baustein zur seit 1980 florierenden kollektivbiographischen Erforschung des deutschen Parlamentarismus. Andere Regionen Niedersachsens sind bereits erschlossen, und auch die in Berlin ansässige Kommission für Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien hat zahlreiche Handbücher zu den Lebenswegen der Parlamentarier herausgegeben, die als politische Repräsentanten im Bundes- oder Reichstag sowie in den diversen Landesparlamenten wirkten.

Die beiden Bearbeiter beginnen mit einem konzisen Abriss der Parlamentsgeschichte zwischen 1848 und 1933, der einen Schwerpunkt auf die turbulenten Anfangsjahre legt. Nach der gescheiterten Revolution von 1848 setzte sich das Ringen zwischen den Liberalen und den Konservativen in Konflikten um die Stellung des Landtags fort, die in der Kombination einer liberalen Verfassung mit einem restriktiven Wahlrecht mündeten. Einen zweiten Schwerpunkt bildet die nicht weniger ereignisreiche Endphase des Oldenburger Parlamentarismus in der Weimarer Republik, wobei die Autoren auf Grundlage der vorhandenen Forschungsliteratur eine ausgewogene Bilanz ziehen. Darüber hinaus liefert ihr Beitrag vertiefte Erkenntnisse

zum Sozialprofil der Parlamentarier und insbesondere deren zahlreichen familiären Verbindungen. Dass auf die Auswertung auch des genealogischen Materials wert gelegt wurde, heben die Autoren zu Recht als ein Alleinstellungsmerkmal hervor, wobei zu fragen ist, ob nicht zu viel Aufwand getrieben wurde. Zuweilen werden sogar bekannte Ur-Großenkel der eigentlich portraitierten Parlamentarier erwähnt! Die methodischen Erläuterungen in der Einleitung fallen gegenüber vergleichbaren Publikationen sehr kurz aus.

Die eigentliche Hauptarbeit steckt in den 558 gut strukturierten Kurzbiografien, die zu jedem Landtagsabgeordneten die Lebensdaten, Familienverhältnisse und Berufsangaben liefern. Darüber hinaus weist das Handbuch den schulisch-beruflichen Werdegang und das Engagement in Parteien und Verbänden sowie Quellenangaben aus. Eine CD mit umfangreichen weiteren Verweisen ist im Staatsarchiv Oldenburg greifbar. Es finden sich keine Hinweise darauf, dass das Datenmaterial darüber hinaus in Form einer Datenbank für weitergehende Abfragen zur Verfügung steht. Hervorzuheben ist die gut gelungene Bebilderung der einzelnen Artikel mit Portraits. Die sorgsam angefertigten Register machen es möglich, Querbeziehungen zur Bremer Geschichte nachzugehen. Neben gelegentlichen Lebensstationen einzelner Parlamentarier in der Freien Hansestadt oder familiären Banden nach Bremen ergibt sich der eine oder andere interessante Fund: Sowohl Johann Böhmcker (Bremens Bürgermeister 1937–1944) als auch Erich Koch-Weser (Stadtdirektor in Bremerhaven 1909–1913 sowie zeitweise Mitglied der Bremischen Bürgerschaft) vertraten ihre Parteien im Oldenburger Landtag. Zahlreiche SPD-Parlamentarier sammelten vor ihrer Tätigkeit als Abgeordnete Berufserfahrungen im großindustriell geprägten Bremen, andere erlebten, dass das Arbeitserziehungslager Farge und andere im Land Bremen gelegene Repressionsorgane des NS-Staats die Repräsentanten der Arbeiterbewegung auch im Freistaat Oldenburg verfolgten.

Ergänzt wird dieser Hauptteil um nützliche Anhänge: die Wahlgesetzte und andere rechtlichen Bestimmungen; Übersichten über die Abgeordneten nach Wahlkreisen, Fraktionen und Gruppierungen; eine Liste der in der NS-Zeit verfolgten Abgeordneten; eine Übersicht, zu welchem Wohnort welche Abgeordneten gehörten; eine Liste der Mitglieder des Landtagspräsidiums. Zusammen mit dem von Albrecht Eckhardt bearbeiteten Sprechregister des Oldenburgischen Landtags (Oldenburg 1987) liegen damit gute Grundlagen vor, um neben der Frage nach personellen Kontinuitäten jenseits der Zäsur 1945 auch Themen zur politischen Kultur des Parlamentarismus zu behandeln.

Jörn Brinkhus

Ehrhardt, Michael: »Des Landes Ufer zu schützen«. Zur Geschichte der Deiche an der Unterweser (Geschichte der Deiche an Elbe und Weser. Band 6). Stade: Landschaftsverband 2015, 890 S.

Mit dem vorliegenden Band wird die Veröffentlichungsreihe Geschichte der Deiche an Elbe und Weser mit dem sechsten Band fortgesetzt. Der Autor hat bereits die Bände über die Deiche im Alten Land (Bd. I) und im Land Wursten (Bd. IV) bearbeitet. Auch im vorliegenden Band werden umfangreiche Quellenbestände hauptsächlich aus dem Niedersächsischen Landesarchiv an den Standorten Stade und Oldenburg ausgewertet.

Die Untersuchung beginnt mit einer Darstellung des Naturraums Unterweser, sie wird verbunden mit einem Überblick über die Landesgeschichte bis ins Spätmittel-

alter. Bereits an dieser Stelle werden die als Landesgemeinden bezeichneten Siedlungseinheiten im Zusammenhang mit den Herrschaftsverhältnissen und Deichverfassungen des territorial und landschaftlich kleinräumig gegliederten Territoriums charakterisiert.

Die folgende Untersuchung der Deiche in der Neuzeit ist – im Unterschied zu den bisher vorliegenden Bänden – topographisch gegliedert: Von Nord nach Süd fortschreitend werden die Deichstrecken im heutigen Stadtgebiet von Bremerhaven, in der Lunemarsch und in Würden, in Osterstade und zuletzt im heutigen Stadtgebiet von Bremen behandelt. Die Aufteilung des Textes nach Kleinregionen erlaubt es, die vorhandenen Quellen ausführlich zu Wort kommen zu lassen und für alle behandelten Ortschaften und Siedlungen die Verwaltungsentwicklung detailliert zu beschreiben. Angesichts der erheblichen Aufwendungen an Arbeitszeit, später an Geldmitteln, die beim Bau und der Unterhaltung der Deiche, Siele und Schleusen mobilisiert werden mussten, können die Deichgemeinschaften als die wichtigsten Gebietskörperschaften bis zur Einrichtung moderner Landgemeinden im späten 19. Jahrhundert gelten. Neben den technischen Fragen des Baus von Deichen, Sielen und Schleusen werden die damit verbundenen wirtschaftlichen Anstrengungen sehr anschaulich geschildert. Die Quellen aus der Deichverwaltung beleuchten vielfach Aspekte der Land- und Hauswirtschaft, die gewöhnlich im Dunkeln bleiben: Der Autor hat in den Quellen manche spannende Schilderung des Alltagslebens entdeckt und wiedergegeben. Besonders die Konflikte – handgreiflich oder juristisch ausgetragen – haben bedeutende Mengen an Text entstehen lassen. Durch die Aufteilung der Abhandlung nach Topographie werden viele der in den Gebietsteilen gleich oder ähnlich, früher oder später auftretenden Erscheinungen mehrfach geschildert – darauf ist es wohl zurückzuführen, dass der vorliegende Band mehr als doppelt so viele Seiten umfasst wie die Vorgänger.

Die industrielle Entwicklung der im 19. Jahrhundert entstehenden und sich schnell entwickelnden Orte und Hafenanlagen in Lehe, Bremerhaven und Geestemünde analysiert der Autor sehr anschaulich, deutlich werden die gewachsenen technischen, organisatorischen und finanziellen Möglichkeiten des 19. Jahrhunderts im Vergleich zu früheren Zeiten. Die Verwandlung der alten Uferbauwerke in Bollwerke und Kaje mit Großschleusen wird am Beispiel der Anlagen in Bremerhaven thematisiert, während die stadtbremischen Häfen und die Uferanlagen der Industrie in Bremen kaum behandelt werden. Auch die Unterweserkorrektur wird im Wesentlichen aus der Perspektive der als Nachbarn betroffenen Anlieger in Preußen bzw. Oldenburg (für das Land Würden) beschrieben. Die stadtbremischen Deiche am rechten Weserufer werden bis zum Weserwehr dargestellt, dort endet der Stromabschnitt Unterweser.

Der Band ist wie seine Vorgänger reich bebildert. Quellenabbildungen, insbesondere Bauzeichnungen und überlieferte handschriftliche Karten ergänzen die zitierten Quellentexte. Kartographische Aufarbeitungen wie z.B. die Abbildung 5 betreffend die territoriale Gliederung des Untersuchungsgebiets sind nicht sehr zahlreich, wer mit dem Gebiet nicht so genau vertraut ist, wünscht sich hier etwas mehr Hilfe. Ergänzt wird der Band durch zahlreiche aktuelle Fotografien, meist vom Autor selbst aufgenommen. Es ist schade, dass für den Druck keine professionelle graphische Bearbeitung eingesetzt wurde, so dass die Wiedergabe der Abbildungen nicht immer überzeugt.

Bettina Schleier

Engel, Gerhard: Johann Knief – ein unvollendetes Leben (Geschichte des Kommunismus und Linkssozialismus, Bd. XV). Dietz: Berlin 2011. 458 S.

In der ehemaligen DDR bestimmte das Zentralkomitee der SED nicht nur alle Nuancen der Tagespolitik, sondern beanspruchte auch die Deutungshoheit über die Geschichte der eigenen Partei, die sich als legitime Nachfolgerin der um die Jahreswende 1918/19 gegründeten Kommunistischen Partei Deutschlands (KPD) verstand. Das mächtige und allwissende ZK behauptete dabei, in der Tradition des u. a. von Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht gegründeten Spartakusbundes zu stehen. Wenn der junge Doktorand Gerhard Engel im Jahre 1967 eine Dissertation mit dem Thema »Die politisch-ideologische Entwicklung Johann Kniefs (1880 bis 1919). Untersuchungen zur Geschichte der Bremer Linksradiكالen« an der Berliner Humboldt-Universität vorlegte, so begab er sich dabei auf ein thematisches und vor allem politisches Terrain, das nicht auf der vom ZK geheiligten vorgeblichen Traditionslinie lag. Der damalige Nachwuchswissenschaftler bewies damit eine gehörige Portion Mut. Die Konkurrenz der beiden deutschen Staaten wirkte sich damals auch im Wissenschaftsbereich aus, so erlaubte die Friedrich-Ebert-Stiftung dem Promoventen aus dem anderen Teil Deutschlands nicht die Benutzung des Henke-Nachlasses im Archiv der Sozialen Demokratie (dem Verf. dieser Rezension geschah dasselbe beim Institut für Marxismus-Leninismus in Ost-Berlin).

Hatte sich Engel bei seiner Dissertation nur auf den Aspekt der politisch-ideologischen Entwicklung Kniefs beschränkt, so stellt die vorliegende Arbeit dessen Biographie dar. Sie ist auf großartige Weise gelungen! Es ist erfreulich, dass Klaus Kinner die Knief-Biographie von Engel in die Reihe »Geschichte des Kommunismus und Linkssozialismus« aufgenommen hat. Wie in seinem Vorwort ausgeführt, geht es Engel darum, jenseits eines vorgegebenen wissenschaftlichen oder geschichtspolitischen Konzepts, »die Lebensaktivitäten des Protagonisten aus den konkreten Umständen heraus« zu beurteilen (S. 9). Reihte der Doyen der Bremer Geschichtsschreibung, Herbert Schwarzwälder, immerhin schon im Jahre 1972 Johann Knief in die Galerie der berühmten Bremer ein (Herbert Schwarzwälder: *Johann Knief (1880–1919). Vom Volksschullehrer zum kommunistischen Revolutionär*, in: *Berühmte Bremer*. München 1978, S. 152–202), so gelingt es jetzt Gerhard Engel, Knief überzeugend in die Avantgarde der deutschen Kommunisten neben Rosa Luxemburg, Karl Liebknecht, Franz Mehring und anderen zu stellen.

Bei der Wahl des Titels seiner Knief-Biographie hat Engel eine glückliche Hand, denn mit der Aussage »ein unvollendetes Leben« spricht er das frühe Lebensende des noch nicht einmal 39 Jahre alt gewordenen Knief an. Engel räumt ein, dass seine Dissertation über die politisch-ideologische Entwicklung Kniefs aus dem Jahre 1967 »auch viele Züge der damaligen Geschichtspolitik bei der Interpretation der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und bei der Beurteilung ihrer führenden Repräsentanten« trug (S. 12) und sich »am instrumentalisierten Parteigesichtsbild der DDR« orientierte (S. 15). Engel will in der Biographie nicht nur eine bedeutende lokalgeschichtlicher Persönlichkeit darstellen, sondern betont auch seine gesamtdeutsche Bedeutung.

Die Quellenlage ist nicht optimal, zumal kein umfangreicher Nachlass Kniefs existiert. Leider hat Kniefs kurzfristige Kampf- und Lebensgefährtin Charlotte Schlesinger-Kornfeld seine Notiz- und Tagebücher bei einem Umzug vernichtet. Als wichtige Quelle bleiben die von Lotte Kornfeld herausgegebenen »Briefe aus dem Gefängnis« (Johann Knief: *Briefe aus dem Gefängnis*. Berlin 1920).

Die Biographie ist in acht Abschnitte untergliedert: Schüler und Lehrerseminarist; Lehrer, Schulreformer, Sozialdemokrat; Politischer Redakteur und Musikkritiker;

Fronterlebnis, Nervenzusammenbruch und Rekonvaleszenz; Parteispaltung; Illegaler und Schutzhäftling; Revolution und Lebensende und schließt mit einem Epilog.

Aus kleinbürgerlichen Verhältnissen stammend wuchs Johann Knief in der Bremer Neustadt auf, sein Vater war Kleinhändler. Deren Lebensniveau unterschied sich kaum von dem der Industriearbeiter, doch verstanden sie sich nicht als Arbeiter. Obwohl er ein guter Schüler war, konnten seine Eltern ihrem Sohn nur eine Ausbildung zum Volksschullehrer auf dem Lehrerseminar ermöglichen, das er bis 1901 besuchte. Dort und in seinem Beruf lernte er das Schulsystem hassen, dessen Ziel die Erziehung systembejahender Duckmäuser und ergebenen Untertanen des preussisch-deutschen Kaiserreichs war. Knief engagierte sich im Lehrerverein, kämpfte für eine Schulreform und schloss sich 1905 den Sozialdemokraten an, von denen er allein eine Veränderung nicht nur des Schulsystems, sondern der Gesamtgesellschaft erwartete. Zunehmend engagierte Knief sich in der SPD, betrieb sozialdemokratische Kultur- und Bildungsarbeit, u. a. auch in der organisierten Arbeiterjugend, wobei ihm seine pädagogischen Fähigkeiten von Nutzen waren. Bereits in der Lehrerbewegung betätigte er sich publizistisch, um diese Arbeit in dem sozialdemokratischen Parteiorgan »Bremer Bürger-Zeitung« auszubauen, wo er zunächst Musik- und Theaterkritiken publizierte. Als ihm Alfred Henke als Chefredakteur 1911 das Angebot machte, als zweiter politischer Redakteur zum Bremer Parteiorgan überzuwechseln, nahm Knief, inzwischen verheiratet und Vater zunächst eines Sohnes, bald zweier Söhne, dieses Angebot freudig an und schied aus dem Schuldienst aus.

Der Bremer Parteiverein der SPD und die »Bremer Bürger-Zeitung« standen in der Gesamtpartei auf dem linken Flügel. Als Mentoren standen Knief der holländische Sozialist Anton Pannekoek und der sozialistische Journalist Karl Radek, die bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges in Bremen lebten und wirkten, zur Seite. Als Alfred Henke 1912 ein Mandat im Reichstag errang, konnte Knief während dessen Abwesenheit seinen Einfluss auf die »Bremer Bürger-Zeitung« ausbauen. Doch waren in deren Redaktion Anhänger aller drei Parteirichtungen vertreten.

Knief hatte als »Einfähriger« seinen Wehrdienst absolviert und wurde gleich nach der Mobilisierung an die Westfront geschickt. Hier erlebte er die Gräueltaten des Krieges, erlitt einen Nervenzusammenbruch und wurde in das Große Krankenhaus in Bremen eingeliefert. Er hatte dort das Glück (wie auch später Heinrich Vogeler), von dem verständnisvollen Prof. Dr. Stoevesandt behandelt zu werden, der eine schwere Depression diagnostizierte, die Knief durch einen Aufenthalt auf dem Lande in Wedemark in den Griff zu bekommen hoffte. Nach seiner Rekonvaleszenz engagierte er sich politisch. Knief war der unumstrittene Führer der Bremer Linksradikalen, die den Bremer Ortsverein der SPD bestimmten. Als die Rechten die Bremer Bürger-Zeitung erobert hatten, gründete Knief die theoretische Wochenschrift »Arbeiterpolitik«, die im ganzen Reich Verbreitung fand.

Gegenüber der früheren Abwertung durch die DDR-Literatur konstatiert Engel, dass Knief nichts mit Zügen von Anarchosyndikalismus, Gewerkschaftsfeindlichkeit, besonderer Gewaltbereitschaft oder Sektierertum zu tun habe (S. 422). Allerdings zeigte Knief keinerlei Kompromissbereitschaft. So wurde Knief »zum ersten und entschiedensten öffentlichen Verfechter einer organisatorischen Sammlung der deutschen Linken bis hin zu einer Parteigründung.« (S. 423) Knief war kein Demokrat im heutigen Sinn. Sein politisches Handeln setzte auf »den politisch bewußtesten Kern der Industriearbeiterschaft« (S. 426), das waren in Bremen vor allem die Werftarbeiter der A. G. »Weser«. Knief erstrebte eine »basisdemokratisch orientierte, föderalistisch aufgebaute Organisation« (S. 429) mit einer Willensbildung von unten nach oben.

Für Johann Knief stand sein politisches Engagement an erster Stelle; er vermochte es nicht, dieses mit seiner Frau Käthe und seinen beiden Söhnen in Einklang zu bringen. Bei der Übergabe einer Botschaft von Karl Radek aus der Schweiz verliebt sich Knief in die junge Lotte Kornfeld, die sich ihm als Kampf- und Lebensgefährtin anschließt. Sie wird Geschäftsführerin der »Arbeiterpolitik« und geht mit ihm in die Illegalität. Im Zusammenhang mit dem Januarstreik 1918 werden beide in Süddeutschland verhaftet, nach Berlin gebracht, dort inhaftiert und erhalten erst bei der Matrosenrevolte ihre Freiheit zurück. Nach der Kontaktaufnahme mit sächsischen Genossen (u. a. Otto Rühle) kehren sie am 16. November mit einem Trupp revolutionärer Matrosen aus Cuxhaven nach Bremen zurück. Damit erwächst Alfred Henke ein politischer Gegenspieler, der sich für eine Radikalisierung einsetzt.

Bei aller Sympathie für seinen Protagonisten gelingt es Gerhard Engel, kritische Distanz zu dem »Helden« seiner Biographie zu wahren. Ein »unvollendetes Leben«? Engel weist mit Recht darauf hin, dass auffällig viele Kommunisten der Bremer Richtung sich nicht der Parteibürokratie und dem Abbau der innerparteilichen Demokratie Mitte und Ende der 20er Jahre beugten, sondern in der KPD (Opposition) ihre politische Heimat fanden. Eine solche Entwicklung wäre auch bei Knief zu vermuten.

Mit seiner Knief-Biographie legt Engel einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und eine wichtige Bremensie vor.

Peter Kuckuk

Feldkamp, Ursula: Frauen an Bord von Frachtsegelschiffen 1850 bis 1939 (Schriften des Deutschen Schiffahrtsmuseums Bremerhaven, Band 75). Wiefelstede: Oceaum 2014. 327 S.

In ihrer Dissertation rekonstruiert Ursula Feldkamp die Lebenswirklichkeit von Frauen vornehmlich anhand von Selbstzeugnissen auf Frachtsegelschiffen vom 19. Jahrhundert bis zur Zwischenkriegszeit. Ein breit angelegtes Thema, welches die Autorin in zwei Phasen unterteilt: Frauen in Bordgemeinschaften auf den traditionellen Segelschiffen des 19. Jahrhunderts und Frauen auf modernen Segelschiffen der 1930er Jahre. Mengenmäßig müssen es ohnehin verschwindend kleine Minderheiten gewesen sein, die sich aus unterschiedlichen Beweggründen in die Männerdomäne Seeschifffahrt wagten, um als Frauen an Bord zu leben und zu arbeiten. Die Seefahrt, insbesondere die Frachtsegelschiffahrt, war ausschließlich männlich geprägt, so dass arbeitende Frauen an Bord nicht gesehen werden durften bzw. konnten. Dies führte zu diversen Vorurteilen, wie: Frauen seien biologisch nicht in der Lage zu navigieren bis hin zu dem (bis heute) verbreiteten Aberglauben, Frauen auf See brächten Unglück. Mitarbeitende Frauen an Bord wurden allenfalls in Ausnahmesituationen toleriert bei Krankheit, Krieg oder Tod – und dann entsprechend heroisiert, was den Unmut der männlichen Besatzung prompt nach sich zog. Ihre Erkenntnisse stützt die Autorin in erster Linie auf sechs Bordtagebücher von Kapitänsfrauen aus dem 19. Jahrhundert, drei Selbstzeugnissen aus der Zwischenkriegszeit sowie auf diverse Beschreibungen von männlichen Zeitzeugen. Während in der ersten Phase Frauen als Begleiterinnen von Kapitänen hauptsächlich in ihrer Funktion als Ehefrau (und Mutter) mit an Bord und deswegen zu ihrem Schutz meist unter Deck lebten, änderte sich im 20. Jahrhundert das Erscheinungsbild. Frauen, die nun auf Segelschiffen mitfuhren, besaßen oder erlernten eine seemännische Ausbildung und wollten als Teil der Besatzung wahrgenommen und behandelt

werden. Geschafft, da zieht die Autorin eine ernüchternde Bilanz, haben sie dies nicht. Die Frachtsegelschiffahrt stellt hier aufgrund ihrer Traditionsverwurzelung im 19. Jahrhundert eine besondere Bastion der Nichtakzeptanz dar. Auf Passagierschiffen, selbst auf Auswanderersegeln war, wie der Quellenfundus anderer Untersuchungen belegt, dagegen die Mitnahme von Kapitänsfrauen an Bord verbreiteter. Während Feldkamp für das 19. Jahrhundert das Leben von Frauen auf Segelschiffen vorwiegend anhand von Beispielen aus dem norddeutschen Raum (Rostock, Papenburg, Elsflöth) beschreibt, wählt sie für das 20. Jahrhundert – bis auf die »Ausnahmeerscheinung Annaliese Sparbier« – mehrheitlich Beispiele aus dem angelsächsischen und skandinavischen Bereich. Selbst in Finnland, wo das Berufsverbot für Frauen auf Frachtsegelschiffen in den 1930er Jahren abgeschafft wurde, gelang dies nicht. Obwohl die beschriebenen Frauen bezüglich ihrer Herkunft, Persönlichkeit, Wertvorstellungen, Strategien etc. sehr unterschiedlich waren, ist keiner eine selbstverständliche Akzeptanz und eine (gegenseitige) Überwindung des Misstrauens gelungen, so die Autorin. Hier wirkt die Darstellung teilweise etwas beliebig. Besonders hervorzuheben ist die üppige Bebilderung der Veröffentlichung. Ursula Feldkamp verfügt als Mitarbeiterin des Deutschen Schiffahrtsmuseums in Bremerhaven über langjährige Praxis und Expertise im Ausstellungswesen, was sich in der abwechslungsreichen Bildauswahl mit Genredarstellungen, Seekarten bis hin zu Tattoovorlagen niederschlägt, die für den streckenweise etwas langatmig geratenen Text entschädigt. Ein schön gemachtes Buch – mit einer etwas niederschlagenden Bilanz.

Eva Determann

Fetchenhauer, Andreas: Sup di full un fret di dick ... un holl dien Mul vun Politik! Politik und Alltag in Huchting 1918–1945 (Kleine Schriften des Staatsarchivs Bremen. Heft 51). Bremen: Staatsarchiv 2015. 171 S.

Für die Älteren unter den Lesern: Man könnte sich ins fiktive Schabbach versetzt fühlen. In jenes Hunsrücker Dorf, das sich der dort aufgewachsene Autorenfilmer Edgar Reitz für seine Saga deutscher Geschichte von 1918 bis in die damalige Gegenwart der 1980er Jahre ersonnen hat. In »Heimat« schilderte er mit emphatischer Distanz von tragischen Schicksalen, die aufs engste mit den Bedingungen deutscher Geschichte verwoben sind. Der Kritiker lobte, der Regisseur »lenkt seinen Film durch den Wärmestrom der Geschichte: ein seltener Glücksfall!« Der Film übersetzte Geschichte in Lebensläufe, erzählte von der Gleichgültigkeit der Geschichte den Menschen gegenüber, stellte sie aber ins Zentrum seiner Erzählung.

Andreas Fetchenhauer schreibt über die reale Geschichte der Landgemeinde Huchting vor den Toren der Hansestadt, malt ein Bremer Sittengemälde aus den Jahren 1918 bis 1945. Mit Reitz teilt er sowohl die Nähe wie auch die Distanz zu seinem Gegenstand. Auch er behandelt seine »Heimat«, auch neigt er nicht zum Romantisieren. Sein Ziel ist eine »Aufarbeitung des Nationalsozialismus in Huchting«, einer Leerstelle in den bisherigen Ortsgeschichten.

Als angehender Sozialpädagoge lernte er die Arbeit einer Geschichtswerkstatt kennen. Er gründete und moderierte einen Gesprächskreis in der Huchtinger Kirchengemeinde, erforschte Lebensläufe, führte Interviews, fertigte Transkriptionen, später kam die Arbeit im Archiv dazu, mit der Lektüre von Zeitungen und Auswertung von Adressbüchern.

Das Resultat ist eine außergewöhnlich dichte Beschreibung einer Siedlung, die im Gegensatz zu anderen ehemaligen Bremer Dörfern noch bis in die 1940er Jahre durch einen breiten Streifen Weideland vom städtischen Siedlungsgebiet getrennt war und unter der Aufsicht des Landherren stand. Im Mittelpunkt seiner Arbeit stehen drei Gaststätten mit Saal, die exemplarisch die sozialen und politischen Milieus der kleinen Gemeinde repräsentieren. Der Saal hebt diese Treffpunkte von allen anderen Lokalen ab, weil sie Festivitäten der örtlichen Vereine ermöglichten, zugleich Übungsstätten der Turnvereine bürgerlicher oder proletarischer Provenienz waren.

In diesem Mikrokosmos beschreibt Fetchenhauer, wie sich die alte dörfliche Hierarchie in die Herrschaft des Nationalsozialismus verwandelte. Die Abschaffung des Bremer Acht-Klassenwahlrechts 1918 änderte nur wenig am Status der tonangebenden Kreise von Großbauern, Pastor und Lehrer. Dieses zunächst deutschnationale Milieu traf sich im Café Osmers, der traditionell renommiertesten Gaststätte in der Dorfmitte, in unmittelbarer Nachbarschaft von Kirche und der von ihr geleiteten Schule. Dieses Lokal mit Gartenwirtschaft war nicht nur Ausflugsziel für ein bürgerliches Publikum der Stadt, hier fand sich auch das Infanterieregiment 75 aus der Neustadt ein. Es handelt sich um eines der von M. Rainer Lepsius beschriebenen »sozialmoralischen Milieus«, wie Jörn Brinkhus in seinem Vorwort schreibt.

Die beiden am Dorfrand gelegenen Gaststätten dagegen wurden vorwiegend von Landarbeitern aus dem Ort und den in der Stadt Arbeitenden besucht, nur hier fanden Sozialdemokratie und KPD Auftrittsmöglichkeiten. Mit der Übernahme eines dieser Lokale durch einen Bremer Wirt und der programmatischen Umbenennung in »Haus Niedersachsen« im Jahr 1927 etablierte sich dann auch die völkische, später nationalsozialistische Öffentlichkeit im Ort.

Es ist eine der Stärken dieser Arbeit, dass sie auch einer Beschreibung der Protagonisten dieser Milieus ausreichend Raum bietet. Basis dafür sind die zahlreichen Interviews. Dabei hat Fetchenhauer symbolhafte Bilder eingebaut, so wie die Geschichte von der Tochter des Großbauern, die mit ihrer Kutsche ein Arbeiterkind verletzte und ungerührt weiterfuhr. Ein Lehrer differenzierte die Ansprache seiner Schüler, Arbeiterkinder nannte er nachlässig mit Nachnamen, die Kinder aus »besseren Familien« rief er vertraulich mit Vornamen auf. Legitim in diesem Zusammenhang ist auch Beschreibung der Kluft zwischen Arbeitern und eingesessenen Bauern, die Fetchenhauer mit einer Episode aus einem Text des bekannten Reformpädagogen Carl Dantz verdeutlicht.

Mehr als ein Hilfsmittel für diese dichte Beschreibung einer kleinen Welt ist der ungewöhnlich reichhaltige Bilderfundus, der im Laufe der jahrelangen Arbeit der Geschichtswerkstatt von den alten Huchtingern zusammengetragen wurde, ergänzt durch das Archiv eines örtlichen Fotografen. Diese Bilder sind mehr als Illustrationen. Dass die SA sich bei einem Umzug des Schützenvereins in politisch sicher nicht korrekten Husarenuniformen aus dem Stadttheater präsentiert, ist nur ein Beispiel, dass eine Ortsgeschichte immer wieder Überraschungen parat hält, die einer monolithischen Vorstellung von Geschichtsverläufen widerspricht.

Geradezu paradigmatisch sind dagegen Lebensläufe, wie die des in die Renommiertgaststätte eingeheirateten Lehrers und Vorsitzenden des örtlichen Stahlhelms. Als es ausgehend vom »Haus Niedersachsen« nach 1933 einen SA-Überfall auf den Stahlhelm-Verein gab, wendet sich der Lehrer von der NS-Bewegung nicht ab, sondern tritt 1936 der bürgerlicher erscheinenden SS als Fördermitglied bei. Solche Miniaturen finden sich in Hülle und Fülle. Eine besondere Empathie beweist der Autor für die Schicksale der nach 1933 verfolgten Arbeiterpolitiker. Seine exemplarischen Schilderungen vom urplötzlich ergrauten Haar eines im KZ Mißler Misshandelten

oder von der Perfidie gegenüber dem langjährigen stellvertretenden SPD-Gemeindevorsitzenden lassen an Bildhaftigkeit nicht zu wünschen. Dem SPD-Mann kündigte man drei Jahre vor seiner Pensionierung die verantwortliche Stelle als Wiegemeister in der Getreideverkehrsanlage und verhöhnte ihn mit den Worten: »So, jetzt kannst Du wieder Säcke tragen.« Es sind Erzählungen von gebrochenen Menschen, gelungen auf Basis der geduldigen Interviewarbeit. Die Kränkung des Wiegemeisters hat sich so über die Generationen erhalten.

Am Ende des Textes steht die Beschreibung Huchtings im Krieg. Da verwandeln sich die Säle der Gaststätten in Lager für die Zwangsarbeiter, schon mit dem Verbot der Tanzveranstaltungen reduzierte sich das öffentliche Leben weitgehend auf Manifestationen der verschiedenen NS-Organisationen. Eine Ausnahme machte lediglich Osmer's Café, das den Saal inzwischen zum Kino umgebaut hatte. Als Instrument erwünschter guter Laune in Kriegszeiten wie auch der NS-Propaganda konnte dieser öffentliche Raum erhalten bleiben. Basierend auf den Berichten in der Geschichtswerkstatt findet sich hier überraschend ein kleines Kapitel zur Sozialgeschichte des Films. Und man erfährt, dass ein Besuch des Kinos nach Beginn der »Wochenschau« nicht erlaubt war, damit kein Kinobesucher ohne diese Strecke politischer Propaganda nach Hause ging.

Leider sind die Zeitzeugen nur mit Namenkürzeln genannt, das verhindert mitunter eine bessere Einschätzung einer Quelle. Doch noch immer, so der Autor, besteht eine Scheu, sich im Rahmen einer Geschichte des Nationalsozialismus zu exponieren. Damit beweist sich erneut eine Barriere in der Arbeit mit Zeitzeugen, der intensive Kontakt erzeugt auch Vertrauensverhältnisse, die bei späterer Veröffentlichung eine Rücksichtnahme auf die Erzähler erfordern. Auch könnte damit eine Tür zu intensiver Auseinandersetzung vor Ort geöffnet werden. Doch die Erfahrung zeigt auch, dass gerade unter den Wissenden im Ort eine Dechiffrierung der Anonymisierten ganz schnell erfolgt.

Fetchenhauers Beschreibung von Huchting zwischen 1918 und 1945 ist, um es fachhistorisch zu benennen, ein Stück Alltags- und Sozialgeschichte zugleich, mit großen Teilen von Biographieforschung. Der gelernte Historiker kann manch nicht recherchierten Zusammenhang kritisieren, vor allem würde man sich mehr Material zur Mobilität zwischen Landgemeinde und Stadt wünschen, eine Unterscheidung zwischen aus der Stadt einwirkenden Kräften und Dynamiken innerhalb des Ortes. Doch wichtiger ist, Fetchenhauer zeigt, welche Chancen die Recherche im Rahmen eines Mikrokosmos bietet. Hier überschneiden sich alle Aspekte gesellschaftlichen Lebens auf einem überschaubaren Raum und werden sichtbar. So leistet Fetchenhauer auch einen Beitrag, unser Vorstellungsvermögen über das Vordringen des Faschismus in einer Landgemeinde am Rande der Großstadt zu bereichern.

Dem Staatsarchiv ist zu danken, dass es sich angesichts der überzeugenden historischen Aufnahmen zu einem den Bildern entsprechenden ungewöhnlichen Großformat in seiner Veröffentlichungsreihe entschieden hat, ermöglicht durch zahlreiche Spender. Eine Veröffentlichung zum Aufbewahren nicht nur für Huchtinger.

Achim Saur

Hoffmann-Ruf, Michaela (Hrsg.): »Es war einfach notwendig, so und nicht anders zu schreiben«. Der Orientalist Johann Gustav Gildemeister (1812–1890) und seine Zeit. Göttingen: V&R unipress 2014. 178 S.

Auf den zweiten Blick bietet der Wissenschaftsstandort Bremen auch in der Vergangenheit mehr, als man gemeinhin annimmt. Über den in Bremen stets präsenten Heinrich Wilhelm Olbers (1758–1840) hinaus wären der Historiker Arnold Hermann Ludwig Heeren (1760–1842), der Ethnologe Adolf Bastian (1826–1905), der Epigraphiker Wilhelm Henzen (1816–1887) in Erinnerung zu rufen, die in ihrem späteren Wirken zu Göttingen, Berlin oder Rom immer auch ein bremisches Erbe mitbrachten. Die vorliegende Publikation, hervorgegangen aus einem Fachkolloquium 2012 an der Universität Bonn, rückt einen bisher nahezu unbekannten Gelehrten in den Vordergrund, den Orientalisten Johann Gustav Gildemeister. Er stammt aus einer berühmten Bremer Familie, die Handelstätigkeiten und geistig/künstlerische Interessen zu verbinden wusste. Anlass der Bonner Tagung war der zweihundertste Geburtstag von Gildemeister und ein Editionsprojekt von 914 Privatbriefen, die sich in seinem Nachlass befinden, der im Bonner Universitätsarchiv aufbewahrt wird.

Der Band versteht sich als eine erste Sichtung der Briefquellen mit dem Ziel, vor allem das wissenschaftliche Profil von Gildemeister zu erfassen und seine Bedeutung für das sich im 19. Jahrhundert herauskristallisierende Fach Orientalistik zu bestimmen. Die intendierte »mikrohistorische Analyse« (S. 43 f.) erstreckt sich im Wesentlichen auf drei Felder, auf: – Gildemeisters Herkunft, – seine Sozialisation und seine Weltanschauung, die religiöse und wissenschaftliche Dimensionen besitzt, – schließlich seine Bedeutung für das wissenschaftliche Fach Orientalistik.

Dieses Themenspektrum ist kenntnisreich von verschiedenen Autoren beleuchtet worden: methodisch wichtig der Beitrag von Ulf Morgenstern über die Briefkultur in der bürgerlichen Welt des 19. Jahrhunderts (S. 75–94); aufschlussreich die Ausführungen von Dieter Hein über die Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft im 19. Jahrhundert (S. 63–74); und nicht zuletzt der Beitrag von Maria Hermes »Bremer Bürger zu sein ist höchste Ehre.« – Bremen und Bremens Bürgertum im 19. Jahrhundert« (S. 45–61). Sie skizziert in knappen Zügen die Rahmenbedingungen, welche die Familiengeschichte verständlich machen: Handel und Schifffahrt, Religion und Gesellschaft, das Vereinsleben als Teil des bürgerlichen Alltags. Aus alledem wird ein geistiges Bremer Profil sichtbar, das weit über Gildemeister hinaus reicht: gemäßigt liberal, unorthodox protestantisch und nachdrücklich antikatholisch, ein Konglomerat, das sich auch in den Briefen widerspiegelt. Gildemeister wird nach seiner Berufung an die Universität Marburg (1845–1859) Professor für orientalische Sprachen und Literatur in Bonn (1859–1889), seinen ursprünglichen Studienort, wo er die konfessionellen Spannungen der Zeit hautnah erleben konnte. Er reflektiert die religiösen und politischen Konflikte freilich seinem Naturell entsprechend eher nüchtern und zurückhaltend, wie er auch in seiner Wissenschaft eher »ein stiller, fleißiger Beiträger« war (S. 173), und dies in einer Wissenschaft, die, wie die benachbarten Zweige, den Kampf zwischen Sprachphilologie auf der einen und Sachphilologie auf der anderen Seite auszutragen hatte. Gildemeister kam von der Sprache her und blieb dabei: Arabisch, Griechisch, Sanskrit, Hebräisch und Phönikisch dozierte er in bewundernswerter Breite (S. 174). Den historischen und archäologischen Grundlagen der orientalischen Kulturen schenkte er dagegen weniger Aufmerksamkeit. Inwieweit er seine Aversion gegen den engen, dogmatischen Katholizismus der Zeit auch auf den Islam übertrug (hier S. 174 f.), muss eine weitere Analyse der einschlägigen Quellen zeigen. Dass aus den Briefen, die hoffentlich bald vorliegen

werden, jedenfalls noch mehr herauszuholen ist, sowohl für die Bremer Verhältnisse wie für die Orientalistik, scheint sicher. Dem geglückten Beginn wird man gerne einen weiteren Erfolg wünschen.

Hans Kloft

Kaack, Ulf und Kurze, Peter: Flugzeuge aus Bremen. Luftfahrtgeschichte der Hansestadt. Erfurt: Sutton 2014. 124 S.

Die ersten Flugversuche fanden in Bremen nur vier Jahre nach dem ersten freien und gesteuerten Motorflug überhaupt statt: Die Brüder Wilhelm und Henrich Focke erprobten von ihnen konstruierte Flugzeuge und Gleiter u. a. am Osterdeich. Henrich Focke legte ab 1923 den Grundstein für den industriellen Flugzeugbau in der Stadt mit der Firma Focke & Wulf. Später aus seinem Unternehmen gedrängt, konstruierte er in den 1930er Jahren den ersten flugfähigen Hubschrauber der Welt, die FW 61, und unternahm dann einen Neuanfang mit Gerd Achgelis. Ab 1933 etablierte sich die Weser-Flugzeugbau GmbH in Bremen, in der Aufklärungsflugzeuge ebenso wie Verbindungsflugzeuge, Flugboote und ab 1935 auch Sturzkampfflugzeuge (Stukas) gefertigt wurden. Ein einziges (Wasser-) Flugzeug wurde dort konstruiert, jedoch nie in Serie produziert. – Als 1955 das Bauverbot für Flugzeuge in Deutschland aufgehoben wurde, wurden bei Focke-Wulf wieder Motorflieger gebaut. 1964 fusionierten die beiden Bremer Flugzeughersteller zu den Vereinigten Flugtechnischen Werken, 1965 ging der Bremer Flugzeugbau mit anderen Firmen gemeinsam im Unternehmen »Airbus« auf und wurde international: Im Bremer Werk werden nun keine vollständigen Flugzeuge mehr produziert, sondern u. a. die beweglichen Teile von Tragflächen.

In zehn Haupt- und diversen Unterkapiteln geben die beiden Autoren Peter Kurze und Ulf Kaack einen kurzweiligen Überblick über die Luftfahrt in der Stadt Bremen. Neben den bekannten Persönlichkeiten der frühen bremischen Luftfahrt werden Firmen und Institutionen der Luftfahrtgeschichte (Bremer Verein für Luftfahrt, Flughafen Bremen GmbH, Verkehrsfliegerschule der Lufthansa, Deutsche Flugsicherung) vorgestellt. Diverse bereits veröffentlichte und unbekannte Abbildungen erläutern das Geschehen. Das größte Manko des Buches ist es wohl, dass es kontinuierlich zwischen den beiden im Titel angesprochenen Themen schwankt und letztlich keinem der beiden wirklich gerecht werden kann: Für eine Geschichte »der Bremer Flugzeuge« werden zu wenig Flugzeuge und diese zu unvollständig beschrieben, es fehlen gängige, für die Technikgeschichte relevante Zahlen und Fakten. Für eine Luftfahrtgeschichte fehlen u. a. die zahlreichen »Nebenstränge« der Bremer Luftfahrt, nicht nur bei der Frühgeschichte hätte man weitere, eher unbekannte Personen vorstellen können, hätte die Bremer Luftfahrt im Krieg (einschließlich der Zwangsarbeiter) und in der Zwischen- und Nachkriegszeit besser kontextualisieren oder allgemein eine tiefergehende Einbettung in die (technik- und spezifisch bremischen gesellschaftshistorischen) Rahmenbedingungen und eine kritische Reflexion vornehmen können. Ein Quellen- und Literaturverzeichnis hätte dem interessierten Leser bei der weiteren Recherche helfen können. So bleibt es bei einem zwar insgesamt gut lesbaren, reich bebilderten und unterhaltsamen Werk, das einen guten Überblick über die Geschichte von Luftfahrt und Flugzeugbau in Bremen bietet, dabei jedoch leider wenig in die Tiefe geht und augenscheinlich nur wenig neue Erkenntnisse zutage fördert.

Maria Hermes-Wladarsch

Knauf, Diethelm, Ritter, Armin und Ritter, Rüdiger: Mit Fotoapparat und Infanteriegewehr. Der Bremer Eugen Ritter: Bilder eines deutschen Lebens. Biografische Skizzen aus dem deutschnationalen Milieu. Bremen: Edition Falkenberg 2014. 178 S.

Alle drei Autoren des Bandes *Mit Fotoapparat und Infanteriegewehr* haben einen besonderen Zugang zum Leben und zur Hinterlassenschaft Eugen Ritters. Armin Ritter, pensionierter Diplomingenieur und jüngster Sohn, schildert die Familiengeschichte und die nichtmilitärischen Anteile im Werdegang seines Vaters. Der deutlich jüngere Enkel Rüdiger Ritter ist Osteuropahistoriker und Musikwissenschaftler. Vor dem Hintergrund der politischen Lage in Oberschlesien im Frühjahr und Sommer 1921 – eins seiner Forschungsgebiete – befasst er sich mit dem paramilitärischen Einsatz seines Großvaters an der deutsch-polnischen Grenze. Diethelm Knauf, Historiker und ehemaliger Leiter des Landesfilmarchivs Bremen, untersucht das Leben Eugen Ritters als Frontsoldat im Ersten Weltkrieg und dessen Beteiligung an der Niederschlagung der Bremer Räterepublik. Das besondere Augenmerk des Medienpädagogen gilt dabei dem überaus reichhaltigen Fotomaterial in dessen Nachlass.

Wer war Eugen Ritter? Geboren 1899 in Bremen-Schwachhausen, wuchs er im gutbürgerlichen Milieu auf. Sein Vater Emil betrieb einen Im- und Exporthandel. Georg Bergfeld, sein Großvater mütterlicherseits, war Mitinhaber der Bremer Silberwarenfabrik Koch & Bergfeld. 1906 eingeschult, wechselte Eugen 1913 gemeinsam mit seinem älteren Bruder Herbert auf ein Internat im hessischen Melsungen. Nachdem er dort Ostern 1916 mit 16 Jahren sein Notabitur abgelegt hatte, meldete er sich unverzüglich als Freiwilliger zum Militärdienst. Er absolvierte seine Grundausbildung in der Kaserne am Neustadtswall und kam seit 1917 in Nordfrankreich und Flandern zum Fronteinsatz beim 75. Hanseatischen Infanterie-Regiment. Gegen Kriegsende war er Leutnant und zog am 1. Januar 1919 mit seiner Truppe in Bremen ein. Kurz darauf schloss er sich dem Freikorps Caspari an und beteiligte sich am 4. Februar an der Zerschlagung der Bremer Räterepublik. Nach Auflösung der »Regierungsschutztruppe«, der er offenbar noch angehört hatte, kehrte er ungern ins Zivilleben zurück. Ende 1920 begann er eine einjährige kaufmännische Lehre, die er von Mai bis September 1921 unterbrach, um sich im Abstimmungsgebiet der zwischen Deutschland und Polen umstrittenen Provinz Oberschlesien am »Grenzschutz« zu beteiligen. Im Jahre 1924 gründete er eine kleine Handelsfirma und heiratete 1926. Aus seiner Ehe gingen fünf Kinder hervor. Eine Sinnkrise im Jahre 1929 überwand er zwei Jahre später, indem er eine »Leitstelle im Jungstahlhelm« übernahm. Gleichzeitig gehörte er bis zur nationalsozialistischen Machtübernahme der DNVP an. Ab 1934 diente er wieder als Berufssoldat, ohne der NSDAP beizutreten. Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs kam der Wehrmachtsobersoldat im »so ganz anderen politischen System der Bundesrepublik [...] nicht zurecht.« (S. 11) Er starb 1974.

Die Gliederung des Buchs folgt dem Lebenslauf Eugen Ritters nicht chronologisch. Dies liegt einmal an den von den Autoren gewählten Schwerpunkten, vor allem aber an der Art der Überlieferung. Für Eugen Ritter waren vor allem die soldatischen Aspekte seines Lebens von Bedeutung, seine zivile Karriere war ihm eine Last. Er hinterließ u. a. 20 Fotoalben mit ca. 1600 Fotos und Tagebücher, die er nur während militärischer Einsätze geführt hatte. 1932 begann er Rückschau zu halten. Er ordnete und kommentierte sein Material, Tagebuchnotizen und Fotos, um seinem Leben einen Sinn zu geben. Als »Wecker der Erinnerung und Mahner der Zukunft zugleich« sollten die gestalteten Fotoalben dienen, so drückte er seinen Wunsch im Vorwort aus. (S. 9)

Die spezielle Verbindung von überliefertem Quellenmaterial und nachträglicher Deutung reizt Historiker: Knauf hebt hervor, dass in den Alben Bilder auftauchen, »die nicht wie professionelle Fotos aussehen und in der historischen Fotografie-Landschaft Bremens bislang völlig unbekannte Motive enthalten.« (S. 10) Die Autoren präsentieren auf etlichen Seiten eine Auswahl, darunter Fotos von gefallen britischen Soldaten. (S. 70 f.) In seinen Tagebuchnotizen äußerte sich der minderjährige Soldat nüchtern und emotionslos. Nachdem er ein mit menschlichen Leichen und Pferdekadavern übersätes Kampffeld durchquert hatte, notierte er, über allem habe »ein gewisser Verwesungsgeruch« gelegen, denn es sei noch nicht möglich gewesen, »alle Tiere usw. zu beerdigen.« (zit. S. 84)

Die vom erwachsenen Kaufmann und Stahlhelmer vorgenommene Auswahl und Zusammenstellung von Selbstzeugnissen und Bildern stellen, so Knauf, »typische Beispiele von Geschichtsverklärung dar, durch Ausblenden, Weglassen und Verdrängen wird Geschichte politisch bereinigt und funktioniert sinnstiftend in eine anti-aufklärerische Richtung.« (S. 10) Am Beispiel Eugen Ritters vermögen die Autoren anschaulich zu zeigen, wie große Teile des im Kaiserreich sozialisierten deutschen Bürgertums dachten und fühlten. Der Untertitel »Biografische Skizzen aus dem deutschnationalen Milieu« passt. Am Beispiel eines Menschen, dessen Mentalität heute befremdlich anmutet, wird einmal mehr nachvollziehbar, wieso die erste deutsche Demokratie scheiterte. Während Armin Ritter u. a. die künstlerischen Neigungen seines Vaters betont, wahrt der Enkel kritische Distanz: »In Oberschlesien war [...] das eigentliche Ziel nicht die Verteidigung der Weimarer Republik, sondern die Fortsetzung der Tätigkeit als Soldat.« (S. 141)

Auf den Fortsetzungsband, der die Karriere Eugen Ritters im Dritten Reich und sein Leben in der Nachkriegszeit zum Gegenstand haben wird, darf man gespannt sein. Dem Buch ist eine Multimedia-DVD beigelegt, die das gesamte gedruckte Fotomaterial, aber auch einige Audio- sowie Filmdokumente enthält.

Ulrich Schröder

Koch, Hans-Albrecht (Hrsg.): *Rudolf Alexander Schröder (1878–1962)* (Beiträge zur Text-, Überlieferungs- und Bildungsgeschichte. Bd. 4). Frankfurt am Main: Peter Lang 2013. 414 S.

Die wissenschaftliche Forschung hatte Rudolf Alexander Schröder und sein Werk in den letzten Jahren, abgesehen von den geistlichen Dichtungen, im Wesentlichen ignoriert. Umso mehr spielte sein Namen in der publizistischen Diskussion eine Rolle: Da waren zum einen die Berufenen, Selbstberufenen und Unberufenen, die Schröders Œuvre schlichtweg als überkommen, altmodisch, antimodernistisch und uninteressant bewerteten. Kurzum: Es sei alles gesagt und geschrieben über den Mann, den Siegfried Lenz als »letzten Vertreter der deutschen Gelehrtenrepublik« bezeichnete. Zum anderen waren da die Berufenen, Selbstberufenen und Unberufenen, die sich öffentlichkeitswirksam ganz auf Schröders Rolle im sog. »Dritten Reich« fokussierten. Die Rudolf-Alexander-Schröder Stiftung wich angesichts des öffentlichen (und auch politischen) Drucks auf ein Gutachten aus, welches Schröders Stellung klären sollte, allerdings in seinen Resultaten – wie nicht anders zu erwarten! – im Unklaren verblieb und lediglich Deutungshorizonte hinterließ. Immerhin schloss die *taz Bremen* als Speerspitze der Kritiker daraus im Februar 2011 auf eine einsetzende »Schröder-Dämmerung« und verstieg sich zur (abstrusen) Forderung im Sinne einer »Political Correctness«, den Namen der preisvergebenen Gesellschaft

des Bremer Literaturpreises zu ändern – eine Art »*damnatio memoriae*« im 21. Jahrhundert.

Vorweg gesagt: Der Sammelband, der keine vordergründige »Ehrenrettung« darstellen soll, deckt inhaltlich ein breites Spektrum von Schröders Biografie und Schaffen ab. Der Herausgeber Hans-Albrecht Kocht greift das Thema der Verbindung Schröders zum Nationalsozialismus in seiner Einführung sachlich auf und vermeidet es – zu Recht – die Betrachtung ganz unter diesen Blickwinkel zu stellen. Zum Inhalt: Aus dem spezifischen bremischen Interesse sind Beiträge zu seiner Jugendzeit in der Hansestadt (Peter Ulrich), seinem architektonischen Wirken in Bremen (Georg Skalecki) und seinem Verhältnis zu Ludwig Wolde, einem der Mitbegründer der *Bremer Presse* (Gabriella Rovagnati), zu nennen. Beachtenswert erscheint Frank Laukötters Aufsatz zu Schröder in seiner episodenhaften Rolle als Leiter der Bremer Kunsthalle, da sein Name zwar in den Annalen der Kunsthalle stets genannt wird, aber ein Einblick in die kurze Periode der Leitungsfunktion bisher fehlte.

Als rezeptionsgeschichtlich bedeutsam, lange Zeit nachwirkend, aber aktuell eher vernachlässigt, tritt seine Übersetzungstätigkeit zutage, sei sie auf antike oder englischsprachige Literatur bezogen. Insgesamt zeigt sich Schröder in Vielem als ambivalent. Sein Wirken durchzieht ein traditionelles Kunst- und Literaturverständnis, das ihn von der nach 1945 folgenden Schriftstellergeneration entfremdete, ja er nutzte seine noch unbestrittene Stellung, um deren Anerkennung zu verhindern. Seine Weltsicht blieb eine verharrende, konservative. Aber dieses konservative Element hatte ihn auch zweifellos in Opposition zum Nationalsozialismus gedrängt und ihn zu einem prominenten Vertreter der Autoren der sog. »Inneren Emigration« werden lassen, von denen freilich nicht wenige auch vom NS-System profitierten. Schröder wird häufig vorgeworfen, sich nicht nachdrücklicher vom NS-Regime und seiner Ideologie distanziert und Einspruch gegen den Missbrauch seiner zweifellos national-idealisierenden Lyrik (die freilich aus dem Entstehungskontext des Ersten Weltkrieges zu sehen ist) erhoben zu haben. Damit wird letztlich aus der sicheren Position der Folgegenerationen ein idealisiertes Märtyrertum eingefordert. Tatsächlich hat Schröder, Mitglied der Bekennenden Kirche und homosexuell veranlagt, mit seiner ureigenen Waffe, der Literatur, genauer: der Lyrik, das System bereits in den späten 1930er Jahren demaskiert. Vorgehalten werden kann ihm jedoch, dass er die eigene moralische Schuld nach 1945 zwar erkannt, sich aber ihr nur halbherzig gestellt hat.

Zu diesem Problemfeld darf man indes auf einen weiteren Sammelband gespannt sein: Entstanden nach einer Marbacher Tagung ist ein Erscheinen unter dem Titel *Rudolf Alexander Schröder im »Dritten Reich«* vorgesehen. Es ist zu hoffen, dass er einen zusätzlichen Schritt zur weiteren Versachlichung der eingangs geschilderten, wesentlich politisch motivierten publizistischen Diskussion beitragen wird, durchaus auch im Sinne eines »Lokalpatriotismus«, so altmodisch dies klingen mag. Bremen hat nur wenige, über die Stadt hinaus wirkende Literaten hervorgebracht; man sollte – ungeachtet aller Kritik – lernen, mit ihnen adäquat umzugehen.

Thomas Elsmann

Lehmann, Eike: Handelsschiffstypen und ihr Entwurf – Yachten und Sportboote (Technikgeschichte des industriellen Schiffbaus in Deutschland, hrsg. von Lars U. Scholl. Bd. 3). Bremerhaven / Wiefelstede: Oceanum Verlag 2014, 166 S.

Mit einiger Verzögerung, wie im Vorwort des Herausgebers eingeräumt wird, ist der dritte Band einer vom früheren Direktor des Deutschen Schiffahrtsmuseums (DSM), Lars U. Scholl, herausgegebenen Buchreihe zur Technikgeschichte des industriellen Schiffbaus erschienen. Die ersten zwei Bände wurden bereits 1994 und 1996 veröffentlicht und befassten sich mit Schiffskonstruktion, Marine-Überwasserschiffen, U-Booten, Antriebs- und Elektrotechnik. Mit dem im vorliegenden Band besprochenen Handelsschiffbau sowie den Yachten und Sportbooten ist endlich eine empfindliche Lücke geschlossen worden. Der Verfasser, der bereits am ersten Band mitarbeitete, hat lange Jahre Schiffbau in Hamburg-Harburg gelehrt, sich aber auch schon früher für historische Bezüge interessiert, wie man beispielsweise seiner Festschrift für die Schiffbautechnische Gesellschaft (1999) entnehmen kann.

Der umfangreichere Abschnitt (S. 11–132) befasst sich mit vielerlei Aspekten des Handelsschiffbaus wie Schiffsentwurf, dem überaus komplizierten Gebiet der Schiffsvermessung, der schiffbaulichen Ausrüstung und der Schiffsinneneinrichtung. Es folgen Handelsschiffstypen: Transatlantikdampfer, Passagierschiffe allgemein, Trockenfrachter, Massengutschiffe, Tanker, Containerschiffe und Spezialschiffe. Unter letzteren präsentiert der Autor Kühlschiffe, Eisenbahnfähren, Fracht- und Jumbofähren, Schnellfähren, Autotransporter, Leichtertransportschiffe (Lash, Seabee, Baco-Liner) und Dockschiffe. Im zweiten Abschnitt (S. 133–162) werden das hochkomplizierte, mit vielen mathematischen Formeln gespickte Thema der Segelyachten sowie das kulturgeschichtlich reizvolle Gebiet der Motorboote abgehandelt. Ein vierseitiges Literaturverzeichnis ergänzt den Text.

Kritik entzündet sich eigentlich nur an Einzelpunkten. Die Schiffstypenauswahl erscheint in einem etwas zu groben Raster vorgenommen. Es fehlen Fischereifahrzeuge und die unentbehrlichen wie weitverbreiteten Schlepper. Bei den Spezialschiffen vermisst man Offshore-Versorger und Forschungsschiffe. Aber auch Eisbrecher und Kabelleger hätten, auch wenn ihre Anzahl gering ist, Aufmerksamkeit verdient. Die Illustration ist sehr vielfältig und instruktiv, leidet aber stellenweise unter Qualitätsmängeln beim Scannen, ein paar Abbildungen sind falsch zugeordnet. Auf S. 80 ist der Cunard-Liner MAURETANIA statt der AQUITANIA abgebildet. Der auf S. 106 abgebildete Tanker ist nicht die seinerzeit legendäre TINA ONASSIS (1953), sondern der auf der vorhergehenden Seite bereits präsentierte, 1928 beim Bremer Vulkan erbaute Motortanker C. O. STILLMAN. Ein paar flüchtige Schreibfehler und Zahlendreher kommen hinzu, so die falsche Schreibweise der Ostseefähre NILS HOLGERSSON (S. 126) sowie Lebensdaten des Strömungstechnikers Ludwig Prandtl (S. 59). Beim 1975–2003 zwischen Travemünde und dem finnischen Hanko verkehrenden Eisenbahnfrachtfährverkehr der Firma Railship wird das Ende dieses Dienstes nicht erwähnt, sondern es wird suggeriert, dass diese Fähren heute noch fahren (S. 123). Das Königreich Preußen war unter seinem ersten König Friedrich I. (1701–1713) keineswegs »sparsam« (S. 133), sondern erst sein Nachfolger, der »Soldatenkönig« Friedrich Wilhelm I. (1713–1740), setzte energisch den Rotstift an.

Dies sind alles Kleinigkeiten, während die Auslassung einiger wichtiger Schiffstypen angesichts der sonstigen Qualität der Publikation eine verpasste Chance darstellt. Insgesamt aber handelt es sich um ein hilfreiches, gut gegliedertes Kompendium, vor allem für den Historiker, der sich bei technischen Fragen, denen auch er nicht ausweichen kann und darf, aus dem Buch schnell bedienen kann.

Christian Ostersehlte

von Lucius, Robert: *Zwischen Weser und Weltraum. Streifzüge durch Bremen*. Halle: Mitteldeutscher Verlag 2015. 173 S.

Robert von Lucius hat acht Jahre lang bis zum Jahr 2014 als Korrespondent der Frankfurter Allgemeinen Zeitung aus Bremen und Nordwestdeutschland berichtet, er hat mithin eine für Bremen nicht unwichtige Rolle als Berichterstatte über den Stadtstaat eingenommen und er war dabei gezwungen, sich in die Eigenarten des politischen Biotops an der Unterweser einzuarbeiten. Nach Abschluss seiner Korrespondententätigkeit hat er nun ein Buch verfasst, das Erfahrungen reflektiert, Entdeckungen vorstellt und Beobachtungen wiedergibt. Dem Buch kommt zugute, dass der Autor stets von außerhalb über Bremen – und zwar nicht nur über Bremen – berichtete und auch im Ruhestand nicht in Bremen lebt. Freundschaftlichen Vereinnahmungen, wie sie die Bremer so lieben und geschickt einzusetzen wissen, war damit ein gewisser Riegel vorgeschoben. Dennoch ist natürlich ein Opus entstanden, das aus einem Gefühl der Sympathie und Wertschätzung verfasst wurde und daraus keinen Hehl macht. So subjektiv wie die Wertungen so sind auch die Schwerpunktsetzungen des Buches. Es ist kein und will auch kein Reiseführer sein, natürlich ist es erst recht kein Lexikon, sondern es bietet einen zwanglosen Strauß von »Streifzügen«, die in bekannte und weniger bekannte Ziele und Zirkel der Hansestadt führen.

Dass der Band mit Impressionen nicht von Freimarkt oder Weihnachtsmarkt einsetzt, sondern von den Kaufmannfesten Schaffermahl und Tabak-Collegium, ist dem Beruf des Autors geschuldet, er berichtet durchweg aus persönlichen Erfahrungen in politischen und gesellschaftlichen Zirkeln, die natürlich immer auch der Vernetzung und journalistischen Recherche dienlich waren. Den Blick auf die Gegebenheit vermag dies zu schärfen: Lucius spricht die Vorteile der kurzen Wege, aber zugleich auch die Gefahr der Verflechtungen in der eigentlich recht kleinen Stadt an, er vermag zwischen Nähe und Distanzlosigkeit gut zu unterscheiden und sagt sehr wohl, dass man in der selbstbewussten Hansestadt manchmal allzu selbstzufrieden ist. Umso sicherer kann man seinem Urteil bei den Streifzügen durch die Stadt (und das Land) vertrauen. Lucius beleuchtet dabei auch bremische Nischen, die ihn faszinierten, er will »auch das zeigen, was politische Analysen oder Reiseführer eher übersehen«.

In zehn thematischen Gruppen, von denen eine (die letzte!) Bremerhaven gewidmet ist, findet sich natürlich viel Bekanntes, aber auch allerhand Unbekanntes, das nicht nur durch die Perspektive des Autors den Bremer Leserinnen und Lesern neu sein dürfte. Unschwer ist ein Faible des Autors für die kleinen Highlights und die Hidden Champions in Forschung, Wirtschaft und Gesellschaft auszumachen – ganz zu schweigen von den Besonderheiten in Politik, Verwaltung, Kirche und Kultur, deren Herkunft nachzugehen, den Autor reizt. Hinterfragt werden aber auch moderne Klischees, wie der gern bemühte Titel eines städtischen Soziallabors, der doch nur allzuoft eine Bremer Entschuldigung für kommunales Kleinklein ist. Die Geschichte der Stadt und des Landes begegnen natürlich allerorten. Auch wenn von Lucius kein Buch zur Stadtgeschichte verfasst hat, werden nur wenige Begriffe von ihm so oft mit der Stadt und ihren Bewohnern verbunden wie Tradition, Herkunft – und Bürgerstolz.

Das Buch ist ein Bilderbogen und natürlich kein Bildband: Im Text ist es eher spärlich bebildert – doch zwei schöne Bildblöcke erfreuen mit hochwertigen und aussagekräftigen Farbfotos von Daniel Pilar. Robert von Lucius hat als Quintessenz seiner Bremer Jahre eine kleine Bremensie verfasst, die gerade den Binnenbremer zur Lektüre empfohlen sei.

Konrad Elmshäuser

Manske, Beate, im Auftrag der Wilhelm Wagenfeld Stiftung Bremen (Hrsg.): Zeitgemäß und zeitbeständig 2. Industrieformen von Wilhelm Wagenfeld. Bremen: Hauschild 2013. 292 S.

In der deutschen Geschichte des Produktdesigns des 20. Jahrhunderts nimmt Wilhelm Wagenfeld (1900–1990) einen herausragenden Platz ein. Sein gigantisches Lebenswerk hat ihn schon zu Lebzeiten in den Rang eines »Klassikers« erhoben. Wie kein anderer Designer stellte er an sich den Anspruch, die Gestaltung unserer Alltagskultur grundsätzlich mit sozialer Verantwortung zu verbinden und mit seinen Entwürfen alle Schichten der Bevölkerung zu erreichen. Der in Bremen gebürtige Pionier des Industriedesigns machte in der Bremer Silberwarenfabrik Koch & Bergfeld eine Lehre und besuchte die Hanauer Zeichenakademie, bevor er 1923 als Silberschmied-Geselle am Bauhaus in Weimar aufgenommen wurde. Das Werk von Wilhelm Wagenfeld steht für den Beginn und die konsequente Entwicklung einer modernen, demokratischen Produktkultur in Deutschland, von den Anfängen am Bauhaus in Weimar 1923 bis in die 1970er Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts.

Zwischen 1928 und 2014 erschienen mehr als 120 Publikationen über den national wie auch international anerkannten Produktgestalter und sein ansehnliches Opus. Nach etwa zweieinhalbjähriger Forschungsarbeit legt Beate Manske als Herausgeberin ein akribisch erarbeitetes, reich bebildertes Werkverzeichnis über die Jahre 1923–1949 vor und schließt so zahlreiche Leerstellen in der Darstellung von Wagenfelds Werk. Dieser neue Band mit dem Titel »Zeitgemäß und zeitbeständig 2« basiert auf einem 1973 erschienenen und 1988 überarbeiteten Werkverzeichnis in Form von Umrisszeichnungen, mit noch ungenauen und unvollständigen Detailangaben. Die Neuerscheinung enthält zahlreiche bisher fehlende Angaben zu Datierung, Folgeproduktionen und zur Unterscheidung von Musterstücken und Serienprodukten. Dieses Werkverzeichnis ist weitaus mehr als eine gelungene Fleißarbeit. Umfassend und detailliert neu bearbeitet entfaltet das neue Verzeichnis Wagenfelds ganzheitliches Gestaltungskonzept, das die ökonomischen und ökologischen Voraussetzungen eines Gegenstandes wie auch den gesellschaftlichen Kontext seiner Entstehung und seines Gebrauchs klar enthüllt. Herausgeberin und Autoren überprüfen exemplarisch das Lebenswerk des gebürtigen Bremers, das unter wechsellvollen Arbeits- und Produktionskonditionen in einem Zeitraum von circa sechs Jahrzehnten entstanden ist. Die Mitarbeit des Künstlers am industriellen Erzeugnis zieht sich wie ein roter Faden durch diesen hochwertigen Band.

Das Buch stellt den einzelnen Werkabschnitten in chronologischer Abfolge wissenschaftliche Beiträge voran, die langjährige Kenner des Wagenfeldschen Œuvres verfasst haben. Helmut Hannes, Walter Scheiffele und Beate Manske schildern seinen persönlichen Werdegang sowie die Entstehung und Entwicklung der einzelnen Firmensortimente, erläutern aber auch die Charakteristika signifikanter Produkte. Ein neuer Schwerpunkt ist zudem die ausführliche Würdigung von Wagenfelds herausragenden Leistungen bei der Entwicklung von modernen, zukunftsweisenden Werbestrategien für die von ihm gestalteten Produktserien. Durch diese Darstellungsweise entsteht erstens eine prägnante Vorstellung über »Wagenfelds Werdegang von den ersten tastenden Anfängen des jungen Gestalters von Industriemodellen am Staatlichen Bauhaus in Weimar bis hin zu den von großer Erfahrung geprägten, langlebigen Serienprodukten des »künstlerischen Direktors« der Vereinigten Glaswerke in Weißwasser« (S. 6). Zweitens begründen die Erläuterungen über die Entstehung und Entwicklung der Firmensortimente und ausgewählter einzelner Produkte gleichsam die im Werkverzeichnis vorgenommenen Datierungen. Einen besonderen Neuigkeitswert ergeben drittens die Rekonstruktionen und Interpretationen der von

Wilhelm Wagenfeld seit den späten 1920er Jahren entwickelten Kommunikations-, Medien- und Werbestrategien für die von ihm gestalteten Produktserien. Die Autoren bescheinigen viertens den Produktpaletten Wagenfelds für das Jenaer Glaswerk Schott & Genossen und nach 1945 für die Vereinigten Lausitzer Glaswerke in Weißwasser eine »außerordentliche Zeitbeständigkeit« (S. 7). Das charakterisiert exakt die besondere Qualität von Wagenfelds Arbeiten. Fünftens widerspiegelt dieses vom Bremer Büro BrücknerAping anspruchsvoll gestaltete Buch den gegenwärtigen Forschungsstand über Wagenfelds Entwürfe.

Den Reigen der sieben Beiträge eröffnet die Herausgeberin Beate Manske. Sie skizziert den Werdegang Wilhelm Wagenfelds vom traditionellen Handwerk durch seine solide Ausbildung als Industriezeichner bei Koch & Bergfeld in Bremen über seine Niederlassung als freier Grafiker und Kunsthandwerker in Worpsswede bis zu seiner Aufnahme in das Staatliche Bauhaus in Weimar. Sie beschreibt kurz und bündig seinen Durchbruch vom Bauhandwerker zum Künstler mit dem Entwurf der Bauhausleuchte aus dem Jahr 1924. Sie hebt hervor, dass »die Idee der Verbindung von künstlerischem Entwurf mit standardisierter Technik zur besonderen Domäne Wagenfelds« (S. 26) wurde. Beate Manske schildert weiter seine Entwicklung an der Bauhochschule von 1928 bis 1930, aber auch seinen Einsatz für den Vertrieb, die Gestaltung der Messeauftritte und der Öffentlichkeitsarbeit mit steigendem Erfolg seiner Entwürfe. Unter Wagenfelds Leitung wurde vor allem die systematische Modellentwicklung für die Industrie zum Kerngeschäft der Metallwerkstatt. Gründlich und detailreich beleuchtet Manske die bislang unterbelichtete Entwicklungsphase Wilhelm Wagenfelds vor dem jeweiligen historischen Hintergrund. Sie verfolgt seinen Weg von der Hochschule in die Freiberuflichkeit. In jener Zeit sah Wagenfeld sich selbst als »künstlerischer Mitarbeiter in der Industrie« (S. 41). Abschließend analysiert die Autorin erstmals Wilhelm Wagenfelds Ansichten über das Verhältnis von Maschine und Handwerk auf der Grundlage eines Vortrages des Produktdesigners und dessen Artikel in der Zeitschrift »Form« des Jahrgangs 1933. Wagenfeld berichtete über seinen künstlerischen Einfluss auf die billige Kitschproduktion der Glasbläser in Lauscha.

Dem Werkverzeichnis 1923–1933 folgt ein Beitrag von Walter Scheiffele über die freie Mitarbeit von Wilhelm Wagenfeld bei Schott & Gen. in Jena. Er sieht dessen Werk als einen Sonderfall in der deutschen Designgeschichte. Walter Gropius bestätigte diese Ausnahmestellung. »Niemand anders habe das Programm des Bauhauses so erfolgreich in die Realität umgesetzt« (S. 90). Walter Scheiffele zeichnet Wagenfelds Weg in die Fabriken nach, ordnet dessen Anteil am Entstehen einer neuen Industriekultur ein und betrachtet gründlich die Jenaer Jahre in dieser Schaffensperiode. Der Autor stellt heraus, dass Wilhelm Wagenfeld bald schon erkannt hatte, dass Glas anderen Formgesetzen folgt als das bislang ihm vertraute Metall. Scheiffele spürt das nützliche Zusammenspiel eines verantwortungsvollen Unternehmers wie Erich Schott, eines erfahrenen Formgebers wie Wilhelm Wagenfeld und eines ideenreichen Werbestrategen wie László Moholy-Nagy auf. Folgerichtig ist seine Einschätzung, dass bei Schott & Gen. eines der ersten modernen Industriesortimente entstanden ist. Der gleiche Autor schließt mit einer Betrachtung über László Moholy-Nagy und die Protokolle der Werbeabteilung von Schott & Gen. an.

Helmut Hannes analysiert Wagenfelds Entwürfe für das Jenaer Glaswerk Schott & Gen. von 1931 bis 1937. Auf der Grundlage von Wagenfelds Entwürfen wird die Entwicklung des Jenaer Haushaltglases nachvollziehbar und noch genauer als bisher datierbar. Zum Beispiel die Variante der Teekanne und die Ausweitung des Sortiments. Dem Beitrag von Helmut Hannes über die Markentafel zur »Jenaer Glasküche« folgt das Werkverzeichnis Jenaer Glaswerk 1931–1937.

Walter Scheiffele führt mit seinem Beitrag über die Produktentwicklung bei den Vereinigten Lausitzer Glaswerken (VLG) in die nächste Schaffensperiode von Wilhelm Wagenfeld ein. Als künstlerischer Leiter der VLG-Fabriken, ein Novum in der deutschen Industriegeschichte, entwickelte sich Wilhelm Wagenfeld zu einem herausragenden Designorganisator. Scheiffele erkundet tiefgründig die Dimension des Rautenglasprogramms mit seinen verschiedenen Aspekten. Von besonderem Wert ist die Stellungnahme zu Wagenfelds »Gratwanderung« im NS-System.

Beate Manske rundet die Themen mit ihrer Analyse über Aufbau und Vermarktung des Rautenglas-Sortiments ab. Die Herausgeberin rekonstruiert fundiert und detailliert die Entstehung des Rautenglas-Sortiments vom Beginn der Tätigkeit Wagenfelds in den Vereinigten Lausitzer Glaswerken am 15. 7. 1935. Sie macht klar, dass es Wilhelm Wagenfeld nicht um Verbesserungen einzelner Produkte der vorhandenen Palette, sondern um die Erarbeitung eines grundlegend neuen, von zeitgemäßen Qualitäts- und Formvorstellungen geprägten Sortiments, das allmählich die vorhandenen Produkte ersetzen sollte, ging. Es war nach wie vor »sein wichtigstes Ziel, für alle Schichten der Gesellschaft eine zeitgemäße Alltagskultur zu erreichen und gerade die alltäglichen, preiswerten Gebrauchsgegenstände des Unternehmens so zu verbessern, das sie mit den Spitzenprodukten auf einer Qualitätsebene standen« (S. 155). Diesem wertvollen Aufsatz folgt das Werkverzeichnis der Vereinigten Lausitzer Glaswerke 1935–1949. Am Ende des Bandes stehen ausgewählte Biografiedaten von Wilhelm Wagenfeld als chronologischer Überblick. So verzeichnen sie beispielsweise für das Jahr 1988 das Angebot seines Nachlasses an seine Vaterstadt Bremen.

Das gründlich recherchiert und umsichtig erarbeitete Werkverzeichnis »Zeitgemäß und zeitbeständig 2« belegt eindrucksvoll die gestalterische Innovationen von Wilhelm Wagenfeld, der einen Epochenwandel in der Formgebung und industriellen Fertigung von Gebrauchsgegenständen eingeleitet hat. Die Publikation verbindet fachkundig auf hohem Niveau umfangreiche Essays zu Wagenfelds gestalterischen Ansprüchen und Lösungen mit einer akkuraten Katalogisierung sowie detaillierten Beschreibung seiner Produkte. Die Autoren gelangen übereinstimmend zu der Schlussfolgerung, die Entwicklung von Sortimenten war ihm genauso wichtig wie das Einzelstück. Sie arbeiten die engen Verknüpfungen von Funktionalität und Formschönheit, von Erschwinglichkeit und hohem Qualitäts- und Gestaltungsanspruch an seinen Entwürfen heraus, die Wagenfeld in direktem Kontakt mit der Produktion entwickelt hat.

Jürgen Tremper

Nentwig, Teresa: Hinrich Wilhelm Kopf (1893–1961). Ein konservativer Sozialdemokrat (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen, Bd. 272), Hannover: Hahn 2013. 941 S.

Die bereits im Sommer 2012 an der Universität Göttingen vorgelegte Dissertation von Teresa Nentwig hat ein geschichtspolitisches Erdbeben in Niedersachsen ausgelöst, als diese fast 1000 Seiten starke Studie im Sommer 2013 veröffentlicht wurde. Hinrich Wilhelm Kopf, der zuvor als Landesvater und zentrale Integrationspersönlichkeit des erst 1946 auf Anordnung der britischen Besatzungsmacht gebildeten Landes Niedersachsen hoch angesehene und posthum mit der Benennung von Straßen und Plätzen, Schulen und anderen öffentlichen Gebäuden geehrte erste Ministerpräsident, wurde binnen weniger Wochen vor allem in den Medien, aber

auch von vielen derzeit aktiven niedersächsischen Politikern zur ›Unperson‹ erklärt, die der Achtung und Ehrungen nicht würdig sei. In vielen niedersächsischen Ortschaften kam es zu Debatten, ob die jeweiligen Namensgebungen beibehalten werden dürften, die häufig zu dem Ergebnis führten, dass dies nicht zu rechtfertigen sei und im Frühjahr 2014 in der Umbenennung des Hinrich-Wilhelm-Kopf-Platzes vor dem niedersächsischen Landtag in Hannah-Arendt-Platz kulminierten. Anlass dafür waren vor allem die Ausführungen Nentwigs zum Verhalten Kopfs in der NS-Zeit (S. 207–257), die darauf hinauslaufen, dass er damals im Gegensatz zu seiner eigenen Darstellung nach Ende des Zweiten Weltkriegs zunächst als selbständiger Vermögens- und Grundstücksverwalter in Berlin und während des Krieges als Mitarbeiter der ›Treuhandstelle Ost‹ im besetzten Polen nach Maßstäben des NS-Regime zumindest »gut funktionierte« und sich bei der ›Verwertung‹ des Eigentums jüdischer Mitbürger und enteigneter polnischer Staatsbürger persönlich bereichert habe.

Im Kontext der Studie ist Kopfs Lebensweg in den Jahren von 1933 bis 1945 allerdings von nachrangiger Bedeutung und wird als einer von acht Abschnitten des »Hinrich Wilhelm Kopfs Leben bis 1945 – Prägungen und Werdegang« überschriebenen zweiten Kapitels eher »pflichtschuldig« abgehandelt als gezielt problematisiert. Teresa Nentwig hat keine Politikerbiografie im engeren Wortsinn vorgelegt, wie es der Titel eigentlich erwarten ließe, sondern eine politikwissenschaftliche Untersuchung zum »politischen Führungsstil« des ersten niedersächsischen Ministerpräsidenten, den sie in den beiden folgenden, zentralen Kapiteln der Studie (S. 274–737) ausgiebig untersucht. Dabei konnte sie auf die Aktenkenntnis und die Erfahrungen zurückgreifen, die sie sich bei der parallel zu ihrem Dissertationsprojekt bearbeiteten Edition der Kabinettsprotokolle der ersten niedersächsischen Landesregierung¹ angeeignet hatte. Nentwig entwirft das Bild eines ehrgeizigen sozialen Aufsteigers, dessen politische Karriere und dessen Führungsstil entscheidend durch seine von vielen Brüchen und Wendungen gekennzeichneten beruflichen Tätigkeiten beeinflusst waren und der trotz dieser Widersprüchlichkeiten, die in der Öffentlichkeit allerdings kaum bekannt waren, seines oft hemdsärmeligen Auftretens und seiner keineswegs unumstrittenen Amtsführung in Niedersachsen weithin zum verehrten »Landesvater« wurde.

Die politische Analyse und Wertung ist kleinteilig und stellt hohe Ansprüche an die Konzentrationsfähigkeit des Lesers, weil sie keinen stringenten »roten Faden« erkennen lässt, sondern in wechselnder Folge an chronologischen und systematischen Gliederungsgesichtspunkten ausgerichtet ist. Dies mag dem Umstand geschuldet sein, dass die Studie dem Forschungskonzept »Political Leadership« folgt, das in der deutschsprachigen Politikwissenschaft erst in letzter Zeit stärker rezipiert worden ist, dessen heuristischer Wert sich dem Rezensenten jedoch nicht erschlossen hat. Die historisch-biografischen Darlegungen und Schlussfolgerungen bleiben allerdings selbst unter Berücksichtigung dessen, dass es offenbar nur wenige verlässliche Überlieferungen vor allem zu Kopfs Kindheit und Jugend gibt, häufig spekulativ und ausgesprochen unbefriedigend. Letzteres gilt gerade auch für Kopfs Lebensweg von 1933 bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs, der ohne ausreichende Einbindung in den historischen Kontext und mit dezidiierter Schwerpunktsetzung auf seine beruflichen Aktivitäten ›referiert‹ wird. Teresa Nentwig hat offenbar nicht

1 Die Kabinettsprotokolle der Hannoverschen und der Niedersächsischen Landesregierung 1946 bis 1951, hrsg. vom Niedersächsischen Landesarchiv und vom Göttinger Institut für Demokratieforschung, eingel. und bearb. von Teresa Nentwig, 2 Teilbde., Hannover 2012.

sorgfältig genug recherchiert und die Ergebnisse ihrer Recherche zudem so aufbereitet, dass sie die unterstellte »NS-Belastung« Kopfs plausibel erscheinen lassen. Entgegenstehende Befunde wie etwa Aussagen emigrierter Juden, dass er den Verkauf von persönlicher Habe und Immobilien, die sie in Deutschland zurücklassen mussten, zu ihrer vollsten Zufriedenheit abgewickelt habe, oder das durch persönliche Zeugnisse belegte Verhalten Kopfs in der »Reichspogromnacht« 1938, als er jüdischen Mitbürgern in den Büroräumen seiner Berliner Firma Obdach gewährte, werden zwar erwähnt, aber nicht gewichtet. Und die Unterstellung, dass Kopf als »Treuhänder« des jüdischen Friedhofs in Cieszowa / Oberschlesien den Verkauf der Grabsteine organisiert habe, die anschließend zerschlagen und als Straßenpflaster verwendet worden seien, ist definitiv falsch: »Der Friedhof hat die Nazi-Herrschaft fast unversehrt überdauert und gilt heute als eines der wichtigsten Denkmale jüdischen Lebens in Oberschlesien«, berichtete ein Mitarbeiter der Oldenburger Nordwest-Zeitung nach einer Ortsbesichtigung im Frühjahr 2015.² Aber auch dieses Manko ist nicht allein der jungen Politikwissenschaftlerin, die mit ihrer Dissertation ihre erste große eigene wissenschaftliche Arbeit vorgelegt hat, anzulasten, sondern mindestens in gleichem Maße ihrem Doktorvater Prof. Franz Walter. Als Gründer und Leiter des Göttinger Instituts für Demokratieforschung, der in den letzten Jahren wiederholt mit Kommentaren und ausführlichen Stellungnahmen zu ethisch fragwürdigen Positionen von Politikern und Parteien mediale Aufmerksamkeit erregt hat, hätte er um die Brisanz der Thematik wissen und seinen Schützling zu äußerst exakter Quellenarbeit und historisch angemessenen Wertungen anhalten müssen. Es hat den Anschein, dass der absehbare mediale »Knalleffekt« wichtiger war als wissenschaftliche Seriosität.

Karl-Ludwig Sommer

Pourshirazi, Katja und Noltenius, Rainer (Hrsg.): Elisabeth Noltenius – Sehnsucht nach dem vollen ganzen Leben. Bremen: Temmen 2013. 95 S.

Als Erinnerung an den 125. Geburtstag der Bremer Malerin Elisabeth Noltenius (24. 1. 1888 – 22. 2. 1964) ist begleitend zu einer Retrospektive im Bremer Overbeck-Museum ein Katalog erschienen, der umfassend ihr Werk darstellt und würdigt, ebenso die Künstlerpersönlichkeit Elisabeth Noltenius und ihre Zeitgenossenschaft zwischen Kaiserreich und demokratisiertem Nachkriegsdeutschland.

Elisabeth Noltenius gehörte einer weitverzweigten Bremer Familie an, ihre Mutter Sophie war Enkelin des württembergischen Schriftstellers und Theologen Gustav Schwab. Die damit gegebene kulturelle und geographische Weite und Offenheit ihres Elternhauses spielte für die Breite ihrer Ausbildung eine wichtige Rolle. Zunächst besuchte sie die Kunstgewerbeschule in Bremen und wurde als Zeichenlehrerin examiniert. In Worpswede lernte sie bei Hans am Ende und Clara Rilke-Westhoff das Radieren und plastische Gestalten. Ein Kunststudium an der Damenakademie in München, mit Unterbrechungen von 1911 bis 1919, schloss sich an; wichtige Lehrer waren die Münchner Sezessionisten Albert Weisgerber und Ernst Burmester. Im Ersten Weltkrieg verlor sie beide Brüder und ihre Schwester Margarethe, die sich wie sie freiwillig zum Lazarettendienst verpflichtet hatte. Die schmerzlichsten Verluste trafen sie jedoch im Revolutionsjahr 1919, als ihr Verlobter im Kampf gegen die

2 »Rätselhafte »Friedhofsschändung«; NWZonline vom 4. 4. 2015, aufgerufen am 26. 6. 2015 unter www.nwzonline.de/hintergrund/raetselhafte-friedhofsschandung

Münchener Räterepublik erschossen wurde und ihr Vater, der Bremer Rechtsanwalt Dr. Eberhard Noltenius, verstarb. Sie zog zurück nach Bremen und sorgte mit Auftragsarbeiten, Zeichenunterricht und kunstgeschichtlichen Kursen für den Lebensunterhalt von Mutter und Tochter Noltenius. Künstlerischen Freiraum schuf sie sich mit Malaufenthalten auf einem Bauernhof in Meyenburg nahe Bremen und mit Reisen nach Italien, Spanien, Ungarn, Galizien und Norwegen. 1922 erweiterte sie ihre Kunstausbildung in Berlin bei Willy Jäckel und noch einmal 1931/32 in Paris bei André Lhote, Lucien Simon und Eugen Spiro. In der NS-Zeit blieb sie verbunden mit ihrer jüdischen Malerkollegin Dora Bromberger, besorgte Ausstellungen und versuchte zu intervenieren, als die Freundin mit allen Bremer Juden nach Minsk deportiert werden sollte. 1943 traf sie der Tod der Mutter und 1944 die Zerstörung ihres Bremer Ateliers mit vielen der bis dahin geschaffenen Werke. Nur das alte Familienhaus in der Kohlhöckerstraße überstand den Krieg; hier wurde Elisabeth Noltenius zu einer geachteten Patriarchin, als in der Nachkriegszeit der Sohn eines Stiefbruders mit seiner Familie einzog. Im Dorf Meyenburg konnte sie ein eigenes Atelierhäuschen errichten, wo späte Porträts, Landschaften und Genrebilder entstanden. Im Alter von 76 Jahren ist Elisabeth Noltenius am 22. Februar 1964 in Bremen gestorben.

Der Mitherausgeber und Großneffe der Malerin, Rainer Noltenius, verdeutlicht in seinem Katalogbeitrag vor allem den zeitgeschichtlichen Kontext der Künstlerpersönlichkeit Elisabeth Noltenius. Als Zeugnisse dieser Zeitgenossenschaft sowie des künstlerischen Selbstverständnisses hat er Auszüge aus ihren Tagebüchern von 1908 bis 1945 veröffentlicht.

Die Kunsthistorikerin Alice Gudera kennzeichnet und würdigt das Werk von Elisabeth Noltenius. Sie arbeitet die Einflüsse sowohl der naturalistisch-impressionistischen Malerei wie die formalen Errungenschaften des Expressionismus heraus und resumiert, dass sich ein gradliniger Weg, der den Impressionismus zugunsten allein des Expressiven überwindet, für Elisabeth Noltenius nicht aufzeigen lasse. Neben der Worpsweder Kunst bleiben die unterschiedlichen Impulse aus der Münchner Studienzeit, aus Sezessionskunst, Impressionismus und expressiven Strömungen die wesentlichen Einflüsse.

Als enge Freundin erinnert sich die 1990 verstorbene Bremerin Lore Huchting an Gespräche und Diskussionen im Meyenburger Atelier, die aus subjektiv-persönlicher Perspektive sehr zum Gesamtporträt der Künstlerin beitragen. Es folgen ein umfangreicher Abbildungsteil Graphik und Gemälde sowie ein Anhang, der auch alle Einzel- und Kollektivausstellungen von Elisabeth Noltenius nachweist: in Bremen vor allem in der Böttcherstraße, im Graphischen Kabinett sowie in der Kunsthalle Bremen (Würdigung zum 70. Geburtstag). Bemerkenswert ist ihre Teilnahme an der Dritten Deutschen Kunstaussstellung 1953 in Dresden, wo sie unter den letztmals beteiligten westdeutschen Künstlern mit zwei Gemälden und einer Tuschzeichnung vertreten war.

Eleonore Sent

Roder, Hartmut und Schwerdtfeger, Hartmut (Hrsg.), Die Zukunft der Bremischen Häfen (TenDenZen 2013. Jahrbuch XXI). Bremen: Übersee-Museum 2014, 211 S.

In seinen vielfältigen Ausstellungs- und Publikationsaktivitäten, die mit anschaulicher und rühriger Eloquenz unter die Leute gebracht werden, ist Hartmut Roder vom Übersee-Museum eine bekannte Größe in der bremischen Wissenschaftsland-

schaft. Zusammen mit Hartmut Schwerdtfeger, dem Leiter der Unternehmenskommunikation der BLG (Bremer Lagerhaus-Gesellschaft), hat er den vorliegenden Band in der Schriftenreihe seines Hauses herausgegeben. 25 Aufsätze, eingeleitet von zwei instruktiven historischen Beiträgen der Herausgeber, beleuchten wohl alle relevanten Facetten des gegenwärtigen Hafengeschehens vor allem in Bremerhaven und Bremen. Auch Brake und der sicherlich zukunftssträchtige, derzeit aber noch unausgelastete Jade-Weser-Port in Wilhelmshaven finden Beachtung (S. 52–65), während man das ebenfalls bedeutende Nordenham leider vermisst.

Die beiden Herausgeber haben insgesamt 23 Autoren und Autorinnen zusammengeführt, die als Akteure und Praktiker des gegenwärtigen Hafengeschehens an der Unterweser aufschlussreiche Einblicke in ihre alltägliche Arbeit und damit ihre Gedankenwelt gewähren. Der thematische Bogen reicht von allgemeiner Hafenpolitik und Wettbewerbsfragen hin zu so wichtigen Gegenwartsthemen wie Autologistik, Windenergie, IT in der Hafenwirtschaft, dem Kreuzfahrtterminal in Bremerhaven, dem Güterverkehrszentrum in Bremen und den Metamorphosen der 1877 gegründeten und in den 1990er Jahren existenzgefährdeten BLG (S. 68–105). Weiter geht es mit verschiedenen Aspekten der Containerschifffahrt, gefolgt von unentbehrlichen Dienstleistern wie der Schleppschifffahrt und der Wasserschutzpolizei (S. 108–157). Ein für viele Hafenstädte wichtiges Thema, vor allem auf der Nordhalbkugel, betrifft die Neugestaltung und Neunutzung früherer Stückguthäfen, die infolge neuer Containerterminals nicht mehr benötigt wurden und zunächst der Verödung preisgegeben wurden. In Bremen fällt dabei das Stichwort Überseestadt, und deren Genese passiert anschaulich in zwei Beiträgen Revue (S. 160–179). Im letzten Abschnitt servieren der Herausgeber und zwei weitere Autoren (die leider im Autorenverzeichnis auf S. 209–211 fehlen) vier sozialgeschichtliche Leckerbissen, die sehr anschaulich die »*condition humaine*« des tiefgreifenden Strukturwandels der letzten Jahrzehnte illustrieren (S. 182–207). Ein besonderes Lob ist der dokumentarischen und gestalterischen Qualität der Illustration aus historischen und aktuellen Aufnahmen zu zollen.

In einer Mail an den Rezensenten (6. 2. 2015) äußerte einer der beiden Herausgeber bescheiden: »Das Buch über die ›Zukunft der Bremischen Häfen‹ genügt keineswegs wissenschaftlichen Ansprüchen; denn das konnte auch nicht seine Absicht sein. Es ist eine heterogene Aufsatzsammlung zu unterschiedlichen Aspekten der Bremischen Häfen in Vergangenheit und Gegenwart und eine gegenwärtige Bestandsaufnahme z.T. aus der Feder direkt Involvierter in leitender Position«. Dieser Selbstbeschränkung ist zwar nicht grundsätzlich zu widersprechen. Doch nicht nur der heutige Interessent wird nach diesem aktuellen Kompendium greifen. Analog zu früheren Eigendarstellungen der bremischen maritimen Wirtschaft wird dieses Buch ohne Zweifel für eine historisch-wissenschaftliche Nachwelt im schnellen Zugriff eine wichtige Quelle zur Hafenwirtschaft unserer Tage an der Unterweser bedeuten. Um dieses Argument zu untermauern, erscheint eine Gegenüberstellung mit dem zwei-sprachigen, von der BLG und der Gesellschaft für Wirtschaftsförderung 1952 herausgegebenen »Buch der Bremischen Häfen« reizvoll. Anschaulicher kann der tiefgreifende Wandel in mehr als sechs Jahrzehnten in Wirtschaft und Technik, aber auch in zeitgeistbedingter Mentalität nicht illustriert werden.

Christian Ostersehlte

Rüppel, Michael (Bearb.): *Auf der Reise ins Paradies. Das Reisetagebuch von Heinrich und Christine Gondela aus dem Jahr 1802* (Die Andere Bibliothek. Band 362). Berlin: Andere Bibliothek 2015. 454 S.

Nach einem Forschungshöhepunkt in den 1970er und -80er Jahren ist es um die historische Reiseliteratur und um die Publikation historischer Reiseberichte in den letzten Jahren etwas ruhiger geworden. Archive und Bibliotheken sind vielfach durchforstet worden, einschlägige Berichte und Reisetagebücher sind teils mehrfach publiziert und von der Forschung intensiv ausgewertet worden, so dass man geneigt ist zu glauben, dass in öffentlichen Bibliotheken maßgebliche Reiseberichte, die bislang unbekannt und unpubliziert sind, kaum mehr zu entdecken sind.

Umso erfreulicher ist die Veröffentlichung eines umfangreichen Bremer Reiseberichtes aus dem Jahr 1802, den der Bremer Literaturwissenschaftler Michael Rüppel nun nicht nur ediert und kommentiert, sondern auch in einer renommierten bibliophilen Reihe, nämlich der von Hans Magnus Enzensberger begründeten »Anderen Bibliothek« veröffentlicht hat. Dort erscheint das Bremer Reisetagebuch als Beitrag zum 30-jährigen Verlagsjubiläum als Band 362 der Anderen Bibliothek.

Das sorgfältig lektorierte und edierte Werk enthält neben dem umfangreich mit zeitgenössischen Abbildungen illustrierten Reisebericht, der immerhin 400 Druckseiten umfasst, einen kritischen Apparat, eine editorische Notiz, ein Nachwort und »Biographisches« zu Heinrich und Christine Gondela. Ein Ortsregister schließt den Band ab.

Nach den aufklärerischen Anfängen der Reiseliteratur vor 1800 gehört der Gondela'sche Bericht bereits der Zeit der bürgerlichen Entdeckung der Natur an, er dokumentiert das Kultur- und Bildungsinteresse eines Ehepaares der Bremer Oberschicht, das sich mit den teils schwärmerischen Naturerlebnissen von Heinrich und Christine Gondela zu einem authentischen Sittengemälde verbindet. Das in der Staats- und Universitätsbibliothek Bremen verwahrte Manuskript des Reiseberichts wurde von Christine Gondela zwar sorgfältig in Reinschrift gebracht, war aber wohl nie zur Publikation bestimmt, sondern zur Lektüre im Kreise der Familie oder des Bekanntenkreises des kinderlos gebliebenen Ehepaares.

Die Reiseroute berührte zwischen dem 10. August und dem 22. Oktober 1802 mit Orten wie Braunschweig, Leipzig, Dresden, Karlsbad, Bayreuth, Bamberg, Würzburg, Heidelberg, Königsbach in der Pfalz, Mannheim, Frankfurt, Marburg, Kassel und Hannover klassische Residenzen und Landschaften, von denen v. a. Sachsen, Böhmen und die Pfalz ausführlicher geschildert werden.

Die biographische Skizze zu den Gondelas lässt erkennen, dass hier zwar zwei typische, aber durchaus ungewöhnlich gebildete und interessierte Vertreter der senatorischen Oberschicht Bremens auf Reisen gingen. Beide frönten dabei einer Leidenschaft, die sie zeitlebens beibehalten sollten, denn die Entdeckung fremder Gegenden durch Kutschreisen und – was um 1800 noch ungewöhnlich war – durch ausgedehnte Fußwanderungen waren Unternehmungen in die beide Gondelas viel Zeit und auch Geld investierten. Dass sie im Jahr 1802 dabei sogar Angenehmes mit Nützlichem verbinden konnten, widerspricht dem nicht. Heinrich Gondela sollte als Senator die Umgestaltung der Leipziger Wallanlagen in englische Parks studieren, seine dabei gemachten Beobachtungen wurden maßgeblich für die damals anstehende Schleifung und Umgestaltung der Bremer Wallanlagen, Bremens ältestem Parkdenkmal (vgl. hierzu den Beitrag von Michael Rüppel in *Brem. Jb.* 80, 2001, S. 74–122: Die Umgestaltung der Stadtwälle in englische Anlagen; in der Edition nicht erwähnt). Die private »Dienstreise«, deren eigentliches Ziel ein von Christine Gondela ererbtes kleines Weingut in Königsbach in der Pfalz sein sollte (dies ist das im

Titel genannte »Paradies«), war aber auch wegen ihrer äußeren Umstände kein reines Vergnügen. Reisen in einem Korbwagen waren beschwerlich, das Gefährt des Senators galt schon im Jahr 1802 als altertümlich, auch der mitreisende Diener Hinrich konnte nur bedingt für Behaglichkeit sorgen. Doch allen Strapazen zum Trotz genossen die Bremer Eheleute ihre Reise, auf der sie sich in fürstlichen Residenzen wie Dresden als Vertreter eines republikanischen Bürgertums zu erkennen gaben, das auf höfischen Pomp allergisch reagierte, klerikale Herrschaftsformen strikt ablehnte und die Natur ggf. auch zu Fuß genießen konnte. Seumes waren die Gondelas gleichwohl, wie der Herausgeber betont, nicht. Ihr fast zeitgleich nach Syrakus wandernder Zeitgenosse Johann Gottfried Seume hatte beim Gehen die Augenhöhe mit Land und Leuten gesucht, auch mit den einfachen Leuten. Dies war das Ziel der Bremer Eheleute nicht – zu viel Volksnähe verschreckte sie eher. Bei aller Kritik an rückständigen politischen Verhältnissen blieb man zum einfachen Volk doch lieber auf freundlich-pittoresker Distanz. So ist denn das Reisetagebuch vor allem ein Dokument bürgerlichen Bildungsbedürfnisses, das gleichwohl sehr kurzweilig und gewinnbringend zu lesen ist, weil es vielfältige Gegenstände wie Landschaftsbetrachtung, Volksschilderungen, Alltagssorgen (Gasthöfe, schlechte Wege, lästige Zeitgenossen) sowie die emphatischen Naturerlebnisse und politischen Betrachtungen (u. a. in den deutschen Residenzen und in den von Frankreich annektierten Teilen der Pfalz) zweier kluger Menschen in bunter Mischung bietet. Dass der Text in gemeinsamer Autorenschaft der Eheleute verfasst wurde, ist ein sympathisches Alleinstellungsmerkmal. Zugleich bringt er dem Leser ein Ehepaar der Bremer Oberschicht nahe, dessen Leben auch ohne den Reisebericht der Betrachtung wert wäre:

Heinrich Gondela und seine Frau Christine, eine geborene Oelrichs, entstammten beide Bremer Familien und gehören in jene gesellschaftlichen Kreise, aus denen sich nach 1800 eine tatkräftige Führungsschicht der Stadt bilden sollte, die in der Franzosenzeit und den nachfolgenden Jahren die Hansestadt zu neuer Blüte führte. Gondela, ein Jugendfreund von Johann Smidt, sollte hingegen ein geradezu tragisches Opfer dieser Entwicklung werden. Nach dem ersehnten gesellschaftlichen Aufstieg in das Senatsamt verbrauchte er das eigene und das Vermögen seiner Frau vor allem in der Ausübung der vielfältigen öffentlichen Verpflichtungen, die privat zu finanzieren man von einem ambitionierten Senator in der Hansestadt naturgemäß erwartete. Einmal in wirtschaftliche Probleme geraten, halfen ihm jedoch weder Freunde noch gar die Stadt. Gondela und seine Frau verarmten bis zum Konkurs – ein gesellschaftliches Todesurteil. Allein Johann Smidt besorgte ihm später eine kleine Pension, die er in einfachen Verhältnissen in Heidelberg verzehrte, wohin er sich »aus den unfreundlichen Gegenden Norddeutschlands« gezwungen sah, 1816 mit seiner Frau zu gehen. Letztere zog nach dem Tod Heinrich Gondelas 1832 nach Bremen zurück, wo sie bis 1845 im Haus des Bibliothekars Heinrich Rump lebte. Ein Entschluss der Witwe, ohne den zweifellos das Reisetagebuch in Bremen nicht erhalten geblieben wäre.

Dem Herausgeber ist zu danken für die sorgfältige Bearbeitung dieser schönen Bremensie und ihre Veröffentlichung an einem hervorragenden Publikationsort.

Konrad Elmshäuser

Santen, Leo van: Bremen als Brennpunkt reformierter Irenik. Eine soziologische Darstellung anhand der Biografie des Theologen Ludwig Crocius (1568–1655). (Brill's Series in Church History, Bd. 69, hrsg. v. Wim Janse u. a.). Brill: Leiden, Boston 2014. XXIX und 447 S.

Leo van Santen, dem interessierten Bremer Publikum durch seinen Vortrag »Humanismus und Zweite Reformation in Bremen« bekannt (März 2014) und als Kirchenhistoriker und Germanist am Gymnasium Haganum (Den Haag) tätig, hat seine theologische Promotionsschrift zum obigen Thema in der Reihe »Brill's Series in Church History« vorgelegt. Herausgeber der Reihe ist Professor Wim Janse (Amsterdam), in Bremen bekannt durch seine Forschungen zum ersten Domprediger Albert Rizaëus aus dem niederländischen Hardenberg, gemeinhin genannt »Hardenberg«.

Es ist dankenswert, dass sich niederländische Kirchenhistoriker Bremer Themen annehmen. Zum einen, weil in Bremen selber sowie in Deutschland kaum neuere Forschungen zur Bremer Kirchengeschichte des 16. und 17. Jahrhundert zu verzeichnen sind – so warten wir noch immer auf den Band 2 der Bremischen Kirchengeschichte mit der Bremer Reformationsgeschichte des 1993 verstorbenen Dompredigers Ortwin Rudloff. Zum anderen, weil Janse und van Santen Arbeiten vorgelegt haben, die nicht nur fachlich brilliant sind, sondern die zugleich die enge historische Verbindung zwischen der reformierten Stadt Bremen sowie den reformierten Niederlanden dokumentieren.

Es ist ein gelehrtes Werk, das van Santen dem Leser an die Hand gibt. Er grenzt das Thema »Bremer Irenik« klugerweise ein, indem er es anhand einer Biographie und diese wiederum sozialgeschichtlich darstellt, wie er bescheiden sagt. Gleichwohl nämlich geht seine profunde Arbeit weit über den sozialgeschichtlichen Blick hinaus und zeichnet von Crocius das Bild eines heute vergessenen, aber in seiner Zeit durchaus bedeutenden reformierten Theologen. Nach van Santen steht eine umfassende theologische Darstellung und Einordnung des von ihm gewählten Protagonisten noch aus.

Als Quellen seiner Forschungen dienen dem Autor die Veröffentlichungen von Crocius selber, die hier erstmals in einer Bibliographie von 108 gesicherten und 23 ungesicherten Werken zusammengestellt werden. Weiter legt er seiner Darstellung zahlreiche Briefe von Crocius zu Grunde. Es ist höchst eindrucksvoll, mit welcher Akribie er diese zusammenführt, sie teilweise ausgiebig im lateinischen Original zitiert und von 1605 bis 1652 nach Jahren geordnet in einem »Briefeverzeichnis« dokumentiert. Dem folgt ein ausführliches Literaturverzeichnis, das einen breiten Überblick zur reformierten Theologiegeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts gibt. Ein Namensregister beschließt das Werk, das dem Leser den Zugang zu den verschiedenen Netzwerken erleichtert, zu welchen Crocius gehörte.

Denn es sind vor allem diese Netzwerke, die van Santen gekonnt herausarbeitet. Man mag darüber streiten, ob zuerst das kirchlich-theologische Netzwerk da war oder die geoffenbarte Theologie selber. Ja, man mag darüber streiten (und darüber muss man ja auch in der wissenschaftlichen Kirchengeschichte streiten), von welchen Aporien man ausgehen soll – oder muss –, um dem Gegenstand gerecht zu werden, anders gesagt: Was führt zum Gegenstand hin, und inwieweit zieht der Gegenstand von sich aus Konsequenzen nach sich?

Leo van Santens Arbeit ist auf Grund seiner Vorentscheidung eine soziologische Darstellung der Bremer Irenik anhand der Biographie von Crocius. Damit ist sie – durchaus gewollt – eine weitgehend phänomenologische Arbeit. Das ist hier in keiner Weise anklagend gemeint, sondern positiv zu bewerten: Der Leser wird nicht vordergründig oder hintergründig indoktriniert, sondern in Anlehnung an den 31.

Psalm werden seine »Füsse auf weiten Raum gestellt«, soll heißen: dem Leser wird eine hervorragende Hilfe zur eigenständigen Erfassung der Materie und der Auseinandersetzung mit ihr geboten.

Ludwig Crocius wurde 1586 in Laasphe (Westfalen) als Sohn und Enkel von Pfarrern geboren und starb 1655 in Bremen. Bereits der Vater in Laasphe und der Großvater in Zwickau neigten der theologischen Vermittlung zu und dürfen wie der Bremer Sohn und Enkel als »Ireniker« bezeichnet werden. In drei Generationen dieser Theologenfamilie steht also das Thema »Vermittlung« innerhalb der reformierten Theologie selber sowie zwischen den Konfessionen an. Hier wird der Zusammenhang zwischen Biographie und Theologie beispielhaft deutlich.

Der Verfasser unterteilt die Biographie von Ludwig Crocius in die drei Abschnitte: »Aufstieg (1586–1619)«, »Etabliert (1619–1635)« und »Umstritten (1636–1655)«. Eindrucksvoll listet er neben Crocius' kirchlich-theologischen Positionen auch die biographischen Eckpunkte seines Lebens auf: So war Crocius in erster Ehe verheiratet mit Erika Almers, Tochter des Ratmanns Johann Almers d. Ä., in zweiter Ehe mit Katharina Pezel, Tochter des Pfarrers Tobias Pezel und somit Enkelin von Bremens zweiten Reformator Christoph Pezel sowie des Pastors Urban Pierius. Damit gehörte Crocius zu Bremens politischer und kirchlicher Elite.

Die vorliegende Arbeit wirft zugleich einen genauen Blick auf die damaligen Bremer Verhältnisse selbst und die vielfältigen Beziehungen hiesiger Theologen zu den Niederlanden. Spannend ist es, wie van Santen aus den Werken und Briefen von Crocius dessen Blick auf den Rat der Stadt Bremen herausarbeitet und ihn vor die Frage gestellt sieht: Ziehen die politischen und wirtschaftlichen Entscheidungen des Rates die Theologie nach sich oder umgekehrt. Diese Frage kann der Verfasser – naturgegeben – nicht endgültig lösen. Er versucht es auch nicht und bleibt sich damit selber und seinem Ansatz treu.

Insbesondere stellt der Autor das Bremer Gymnasium Illustre in den Fokus seiner Forschung, wo Crocius seit 1610 als Prorektor neben seinen Pfarrämtern an St. Martini und später Unser Lieben Frauen tätig war. Aufgrund der Ausführungen van Santens zum Thema Gymnasium Illustre darf man heute in Bremen diesbezüglich durchaus mehr Selbstvertrauen zeigen, wie auch bereits weitere Veröffentlichungen zeigen. Denn das Gymnasium Illustre als eine damals bekannte Universität zog viele Studenten von außerhalb an und darf sich mit Herborn vergleichen.

Die vorliegende Arbeit beschäftigt sich auf Grund der Quellenlage vor allem – und das ist ja auch ihr Ziel – mit der Bremer Irenik, sprich: mit der Vermittlung theologischer Inhalte innerhalb der reformierten Theologie des ausgehenden 16. und beginnenden 17. Jahrhunderts sowie mit der Auseinandersetzung zwischen reformiertem und lutherischem Christentum. Hier Crocius' verschiedene Positionen im Einzelnen darzustellen, erlaubt der Platz der Rezension leider nicht.

Für den Rezensenten ist es interessant, wie das Thema »Bremer Dom« nach Quellenlage bei einem solch profilierten Vertreter reformierter Theologie wie Crocius vorkommt. So tauchen die Namen der lutherischen Domprediger nicht auf, die seit 1638 zu Lebzeiten Crocius' am Dom wirkten: Johann Fürsen, Caspar Schacht, Daniel Lüdemann und Nicolaus Cüle. An dieser Stelle sei ein bezeichnendes Zitat von Otto Veeck erlaubt, der die Geschichte der reformierten Kirche Bremen 1909 darstellte und zu Crocius ausführt: »Crocius hat sich gegen Ende der dreißiger Jahre in einem Schreiben an Combach dahin ausgelassen, man könne nicht anders auf der Kanzel zu Bremen reden als in mild-melanchthonischem Sinne, wenn man nicht wolle, dass die Leute allgemach fast alle in den Dom laufen sollten, der 1638 wieder eröffnet war.« (S. 71) Veecks feinsinniges Zitat unterstreicht die theologische Liberalität, die sich bis heute durch die Geschichte der Bremer Kirche zieht und welche

die scharfen Calvinisten auf der Dordechter Synode 1618 und später andere in Bremen selbst und außerhalb bemängelten.

Die Bremer Irenik blieb eine Episode. Zwar hatte Crocius sich vor allem auf der Dortrechter Synode einen Namen gemacht, indem er die Ordnung von Kirche, Gemeinde und staatlicher Herrschaft in Beziehung setzte, aber seine Sicht der Vermittlung zwischen unterschiedlichen Positionen innerhalb des reformierten Christentums sowie mit dem Luthertum setzte sich langfristig nicht durch. Van Santen macht allerdings deutlich, dass Bremen in jenem Zeitraum der Verfestigung reformierter Theologie und Kirche eine wesentlich wichtigere Rolle spielte als bisher angenommen.

Am Ende seines Lebens wünschte sich Philipp Melanchthon, durch den Tod von der »rabies theologorum«, der Wut der Theologen, befreit zu werden. Ludwig Crocius mag es 1655 ähnlich ergangen sein, stand er doch als Ireniker und damit als Vermittler, der er sein wollte, mitten in den theologischen Kämpfen seiner Zeit und hat der Verfasser den dritten Teil seiner eindrücklichen Biographie nicht umsonst mit »Umstritten« beschrieben. Angesichts der gelungenen Arbeit van Santens fragt man sich, warum es damals wohl eher ein Zuviel an profilierter Theologie gab und heute wohl eher ein Zuwenig? Ein bisschen mehr theologische Wut dürfte in unserer Gegenwart durchaus erlaubt sein. Dabei haben es die Vermittler wie Crocius zu jeder Zeit schwer: Die einen zeihen sie der Lauheit und zuweilen sogar des Verrats am Bekenntnis, die anderen der heimlichen Orthodoxie. Dass die Wahrheit nicht so einfach in der Mitte liegt und allein demokratisch zu erfassen ist, macht die vorliegende Arbeit auch im Zeitalter der Ökumene höchst aktuell. Summa: Leo van Santens Werk zur Bremer Irenik anhand der Biographie von Ludwig Crocius gehört zu den wichtigen und bleibenden Veröffentlichungen zur Bremer Kirchengeschichte.

Peter Ulrich

Schmiechen-Ackermann, Detlef, Otte, Hans und Brandes, Wolfgang (Hrsg.): Hochschulen und Politik in Niedersachsen nach 1945 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen. Bd. 274). Göttingen: Wallstein 2014. 136 S.

Die Hochschulgeschichte Norddeutschlands in der Nachkriegszeit ist ein lohnendes Thema, gerade der Neuaufbau der Bildungslandschaft nach dem Zweiten Weltkrieg im Zusammenhang mit dem vielfach konstatierten »Bildungsnotstand« verdient nähere Betrachtung. In den 1960er Jahren geriet die Bildungspolitik in den Fokus öffentlicher Diskussionen. Der Wissenschaftsrat bekräftigte in seinen »Empfehlungen zum Ausbau der wissenschaftlichen Einrichtungen, Teil 1: Wissenschaftliche Hochschulen« im Jahr 1960 den großen Bedarf an Hochschulen und Universitäten im norddeutschen Raum, im Ruhrgebiet und im süddeutschen Raum um München.

Im Norden der Bundesrepublik gipfelten diese Bemühungen in mehrere Universitätsneugründungen (Bremen, Oldenburg, Osnabrück), andere wissenschaftliche Einrichtungen wurden aufgewertet oder massiv erweitert. Einen Überblick dazu liefert Detlef Schmiechen-Ackermann in seinem Beitrag über die »Hochschulen und Politik nach 1945«, in diesem Beitrag werden auch die Inhalte der Beiträge/innen des vorliegenden Sammelbandes umrissen. Die Beiträge des Bandes sind der Niederschlag zweier Tagungen des Arbeitskreises für die Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen in den Jahren 2007 und 2008.

Vorgestellt werden verschiedene Einzelaspekte aus der Hochschulgeschichte, u. a. auch Fragen der Rehabilitierung von Belasteten des NS-Regimes, wie z.B. an der Technischen Hochschule Hannover (Frauke Steffens) und der Georg-August-Universität Göttingen (Kerstin Thiel). Es werden im Weiteren wissenschaftsgeschichtliche Aspekte der TU/TH Braunschweig (Anne Schmedding) und das Experiment einer Hochschule für Arbeit, Politik und Wirtschaft in Wilhelmshaven-Rüstersiel (Oliver Schael) vorgestellt.

Über die Institutionalisierung der geschichtswissenschaftlichen Forschung nach 1945 in Niedersachsen berichtet Matthias Martens. Er beschreibt die Neugründungen von historischen Forschungseinrichtungen und die Instrumentalisierung der geschichtlichen Landeskunde vor und nach 1945 als »Legitimationswissenschaft«.

Auch Aspekte der Bremer Hochschulgeschichte sind in dem kleinen Sammelband in Form eines Beitrages von Birte Gräfin vertreten. Die Autorin hat sich bereits ausführlich mit der Bremer Hochschulpolitik und -geschichte beschäftigt und ist durch ihre 2004 erschienene Dissertation zum Thema: »Bildungspolitik in Bremen von 1945 bis zur Gründung der Universität 1971« sowie durch die Publikation »Tradition Reform: die Universität Bremen 1971–2001« von 2012 bekannt. In ihrem in diesem Sammelband veröffentlichten Aufsatz fasst sie noch einmal die Gründungsgeschichte der Bremer Reformuniversität kurz zusammen. Der Bogen spannt sich von den Bemühungen der Nachkriegszeit zur Gründung einer internationalen Universität in Bremen über die Eröffnung der Bremer Universität bis zum Bremer Hochschulgesetz von 1977, in welchem die Drittelparität, die u. a. den Reformcharakter der Bremer Universität ausgemacht hatte, wieder zurückgenommen wurde.

Insgesamt bietet dieser Sammelband abwechslungsreiche Lektüre zu verschiedenen Einzelaspekten der niedersächsisch-bremischen Hochschulgeschichte der Nachkriegszeit. Es bleibt zu hoffen, dass weitere Untersuchungen zur jüngeren Wissenschaftsgeschichte folgen werden.

Brigitta Nimz

Schöck-Quinteros, Eva und Steffen, Nils (Hrsg.): »Wie glücklich müssen wir sein, den Krieg nicht im Lande zu haben!«. Feldpost an Pastor Ernst Baars in Vegesack (1914–1918). Bremen: Universitätsverlag 2014. 164 S.

Aufgabe der Historiker ist es, überlieferte Zeugnisse der Vergangenheit zu sammeln, kritisch zu untersuchen und die Ergebnisse der Öffentlichkeit zu vermitteln. Eine interessante Gestaltungsform hat die Bremer Historikerin Eva Schöck-Quinteros entwickelt. Seit 2007 lässt sie historische Originaldokumente gemeinsam mit Studierenden des Instituts für Geschichtswissenschaft und SchauspielerInnen der bremer shakespeare company mittels szenischer Lesungen von der Bühne aus sprechen und ohne ergänzende Erläuterungen, Kommentare und Interpretationen direkt auf ein breites Publikum wirken.

Vergangenheit erlebbar machen ist auch das Motto eines kleinen, aber feinen Buches. Der Begleitband Nummer 7 aus der Reihe »Aus den Akten auf die Bühne« basiert auf insgesamt etwa 1500 Briefen und Karten aus dem Ersten Weltkrieg, die Pastor Ernst Baars in Vegesack von seinen Gemeindemitgliedern erreicht haben. Sie schrieben aus ganz Europa als Soldaten an den Fronten oder Kriegsgefangene in Lagern. Diese Feldpostsammlung aus dem Archiv des Heimatmuseums Schloss Schönebeck haben Studierende des Instituts für Geschichte der Universität Bremen

in dem bereits erwähnten Geschichtsforschungs- und Theaterprojekt erschlossen, ausgewählte Briefe transkribiert und erläutert. 15 Autoren erklären 12 vielfältige Themen und weiten mit ihren kleinen Geschichten den Horizont der Leser. So über die Biografie von Ernst Baars und seine »Liebesgaben«, die historische Bedeutung der Feldpost im Ersten Weltkrieg als privates Medium, die Rolle der Bildpostkarten im zivilen wie militärischen Alltag, die protestantische Wochenzeitung »Sonntag und Alltag«, die Militärseelsorge und die Vegesacker Soldaten in Kriegsgefangenenlagern. Ausgewählte Quellen decken das Spannungsfeld zwischen individuellem Erleben an der Ost- und Westfront und patriotischem Wir-Gefühl auf, das in vielen Briefen und Karten mitschwingt.

Eingangs gelingt Jens Ebert eine gut begründete, facettenreiche Einordnung des Themas Feldpost im Ersten Weltkrieg, bis Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts eine unterschätzte Quelle der Alltagsgeschichte in Kriegszeiten. Er stellt fest, dass ab Ende 1915 das Pathos immer mehr aus den Briefen verschwand. Der Historiker Thomas Begerow skizziert anschließend den langen Weg des Pastors aus Vegesack vom Kriegsbefürworter zum Pazifisten. Im Mittelpunkt seiner Untersuchung steht der Wandel von Ernst Baars' gesellschaftspolitischen Aktivitäten, Denken und Fühlen.

Auf der Grundlage von 385 schriftlichen Danksagungen in der Sammlung Baars registrieren Marwan Audisho und Dennis Koopmann deren Rückgang ab 1916. In einem kurzen Überblick stellen Ulrich Hogeback und Victor Marnetté Motive und zwölf Beispiele aus den zirka 900 Bildpostkarten des Vegesacker Pastors vor. An acht ausgewählten Berichten des Eisenbahnbau-Ingenieurs Ernst Plack von der Ost- und Westfront, ausgewählt aus mehr als vierzig Briefen und Karten, spüren Celsy Dehnert und Melanie Hunger auf, wie genau Plack politische und militärische Entwicklungen verfolgt hat. Ein leidenschaftlicher Höhepunkt des Buches ist fraglos die Beichte des 21-jährigen Franz Paprocki aus dem Schützengraben direkt an Pastor Ernst Baars. Jennifer Golik und Andreas Scharfenorth gelingt mit feiner Empfindsamkeit nach vorzüglicher Auswahl der acht Brieffragmente aus insgesamt 23 Briefen und Feldpostkarten, die nüchterne Wahrnehmung des Krieges durch den jungen Soldaten herauszuarbeiten. Niels Bekkering veranschaulicht der Leserschaft mittels Textanalyse von acht erhaltenen Briefen und Karten, die zwischen Dezember 1915 und Dezember 1917 bei Baars eingingen, die ganz anderen Eindrücke von der Ostfront. Eine wertvolle Bereicherung des Gesamtbildes bewirken Luca Jacobs und Thomas Harsha Kreutz mit ihrem umsichtigen Beitrag zur Feldpost Vegesacker Soldaten aus Kriegsgefangenenlagern.

Fassen wir zusammen: Feldpostbriefe haben den Ruf einer sperrigen Quellengattung. Herausgeber und Autoren des bundesweit einmaligen Bremer Geschichtsforschungs- und Theaterprojekts widerlegen überzeugend diese Ansicht und fügen die Briefe von den Fronten in die Heimat in neue Tendenzen zur Auseinandersetzung, Aneignung und Vermittlung von Historie mit theatralischen Mitteln ein. Dieses didaktische Mittel vertraut fest auf die kolossale Aussagekraft von Originaldokumenten. Die zentrale Fragestellung lautet, wie haben junge Soldaten aus dem Umfeld von Pastor Baars den Ersten Weltkrieg erlebt. Der solide Begleitband mit seinen zwölf Texten, in wesentlichen Teilen von Studierenden vorgelegt, erschließt sachkundig den historischen Kontext zu der einzigartigen Feldpost-Sammlung des Pastors Ernst Baars aus Vegesack. Die Studierenden stellen nötige Hintergrundinformationen bereit und reflektieren durch eine kritische Einordnung des historischen Materials fundiert und erfreulich differenziert über den Charakter der einzelnen Quellen. Unter der aufmerksamen Leitung der Koordinatoren Eva Schöck-Quinteros und Nils Steffen demonstrieren die ertragreichen Ergebnisse eine

sinnträchtige Verbindung von historisch-politischem Lernen, Forschen und Vermitteln im Zusammenspiel von Geschichtswissenschaft und Dokumentar-Theater.

Jürgen Tremper

Steinhöfel, Elke: Die Wohnungsfürsorgeanstalt Hashude. Die NS-»Asozialenpolitik« und die Bremer Wohlfahrtspflege (Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv der Freien Hansestadt Bremen. Band 71). Bremen: Staatsarchiv 2014. 339 S.

Elke Steinhöfel schließt mit ihrer in der Schriftenreihe des Staatsarchivs Bremen erschienen Dissertation über die »Wohnungsfürsorgeanstalt Hashude« eine weitere Lücke in der Forschung zum Thema Nationalsozialismus in Bremen. Sie untersucht anhand dieses Fallbeispiels den inhaltlichen und organisatorischen Transformationsprozess des Wohlfahrtssektors von einem ursprünglich helfenden und unterstützenden zu einem rassebiologisch bzw. eugenisch definierten System der sozialen Ausgrenzung bestimmter Personengruppen. Die »Wohnungsfürsorgeanstalt Hashude«, so Steinhöfel, habe ein klar definiertes Ziel gehabt: Die als »asozial« eingewiesenen Bewohnerinnen und Bewohner, etwa 160 Erwachsene und etwa 400 Kinder, sollten so umerzogen werden, dass den Verantwortlichen eine Rückkehr in die »Volksgemeinschaft« denkbar erschien. Im Falle des Scheiterns der »Umerziehung« drohten Sterilisation und Haft in Arbeits- oder Konzentrationslagern (S. 13 f.).

Steinhöfel widmet sich zunächst der historischen Entwicklung des Begriffs »asozial« als ursprünglich sozialer Kategorie der Ausgrenzung bis zu einem im Zuge des Aufstiegs der Eugenik immer mehr pathologisch verstandenen Krankheitsbegriff. Dass diese Sichtweise in den 1920er Jahren keineswegs auf das rechte politische Spektrum beschränkt gewesen ist, sondern auch in Kreisen der Sozialdemokratie prominente Anhängerinnen und Anhänger fand, spart sie keineswegs aus. Es folgen ein Überblick über die Entwicklung der Wohlfahrtspflege in Bremen während der Weimarer Republik und eine ausführliche Beschreibung des Veränderungsprozesses nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten. Steinhöfel beschreibt ausführlich das dichte Netz ursprünglich sozialer und pädagogischer Einrichtungen wie Hilfsschulen, die Trinkerfürsorge oder die »Werkstätten für Erwerbsbeschränkte«, deren umfangreiche Erfassung von Daten letztlich die Voraussetzung für die Einweisung in Hashude bildete. Sie benennt die Verantwortlichen, die Lehrerinnen und Lehrer, die Ärzte, deren Beurteilung entscheidend für die weitere Zukunft der eigentlich ihrem Schutz unterstellten Menschen gewesen ist. Wie zum Beispiel Dr. Vollmer, medizinischer Gutachter am Gesundheitsamt und Schularzt an der Hilfsschule in der Mainstraße, der für 83 Schülerinnen und Schüler einen Antrag auf Sterilisation stellte, nicht zuletzt weil er angebliche Defizite wie die Abwesenheit von »Zuverlässigkeit, Verantwortlichkeit, soziale[m] Einfühlungsvermögen« als pathologisch und damit vererbbar betrachtete. (S. 107). Viele dieser Schülerinnen und Schüler wurden in Hashude untergebracht. Grundlage all dessen war einerseits die Bindung der Fürsorge an Kriterien der Erbbiologie und die Erweiterung der Zuständigkeiten auf zum Beispiel die Polizei als Ausdruck eines »rassebiologischen Kriminalitätsverständnisses« (S. 87). Hashude war ein Kristallisationspunkt dieser Entwicklung, maßgeblich eingerichtet auf Betreiben des für Bau und Wohlfahrt zuständigen Senators Hans Haltermann. Die »Wohnungsfürsorgeanstalt« war die zweite Einrichtung dieses Typs nach einer Anstalt in Heidelberg. Hier zeigt sich

einmal mehr, dass Bremen keineswegs nur passiv NS-Politik exekutierte, sondern in vielen Fällen auch eine Vorreiterfunktion hatte.

Steinhöfel widmet sich intensiv den Verantwortlichen. Neben Haltermann, den sie zurecht als überzeugten Rassebiologen charakterisiert (S. 203), widmet sie sich auch dem Anstaltspersonal und seinen Motivationen. Die Suche danach muss zwangsläufig vage bleiben, da als Quellen in erster Linie Entnazifizierungsakten zur Verfügung stehen. Die Aussagen der ehemaligen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in den Verfahren dienen natürlich vor allem der Verteidigung, weshalb dann auch aus vermutlich ideologischen Motiven des eigenen Handelns nach dem Krieg wieder fürsorgliche Argumente werden (S. 203). Bemerkenswert ist auch hier, wie deutlich die arbeitsteilige Organisation dieser Verbrechen gewesen ist, wie einfach es war, sich auch nach dem Krieg auf den vermeintlich geringen eigenen Beitrag an der systematischen Ausgrenzung und teilweise Ermordung zurückzuziehen. Die Perspektive der Verantwortlichen wird durch 15 Interviews mit ehemaligen Bewohnerinnen und Bewohnern ergänzt, die als Kinder in Hashude untergebracht waren. Auch sie zeigen deutlich, wie wahllos Familien nach Hashude gebracht wurden, wie groß die Handlungsspielräume des Anstaltspersonals und der Ärzte gewesen sind, wenn es um ihre »Behandlung« ging. Die einzige Gemeinsamkeit der in der »Wohnungsfürsorgeanstalt« untergebrachten Familien war die wirtschaftliche Not der Betroffenen. Das Maß der Pathologisierung, die Länge der Unterbringung, all das blieb dem Anstaltspersonal überlassen. Selbst ein Rechtsweg fehlte, auf dem die Betroffenen gegen ihre Einweisung hätten vorgehen können (S. 289).

Der letzte große Abschnitt der Arbeit widmet sich – und das ist eine Stärke dieses Buches – der Erinnerung an den Umgang mit den sogenannten »Asozialen«. Genauer gesagt: der weitgehenden Abwesenheit von Erinnerung an die Ausgrenzung der »Asozialen«. Steinhöfel führt dies auf zwei Aspekte zurück: erstens auf den Fortbestand des Begriffs »asozial« in der deutschen Nachkriegsgesellschaft und damit auf die fortwirkende Stigmatisierung als »asozial« bezeichneter Personen. Und zweitens auf die schlichte Tatsache, dass die als »asozial« Verfolgten keine kollektive Opferidentität ausgebildet haben bzw. ausbilden konnten und dementsprechend auch nicht als Interessengruppe zusammengefunden haben. Bis heute, das schließt Steinhöfel aus ihren Interviews, hätten selbst die Betroffenen nur selten ein Interesse an der Aufarbeitung der eigenen Verfolgung, weil ihnen, so die Befürchtung, erneut das Stigma der »Asozialität« angehaftet werden würde. Steinhöfel plädiert abschließend vehement dafür, die sogenannten »Asozialen« endlich auch in der bremischen Erinnerungsarbeit zu würdigen: »Die Integration dieser Opfergruppe in die bremische Erinnerungskultur ist überfällig« (S. 304).

Elke Steinhöfels Studie über die Wohnungsfürsorgeanstalt ist, bezogen auf die Erinnerungskultur, eine längst überfällige Würdigung dieser tatsächlich lange vernachlässigten Opfergruppe. Aber sie ist noch viel mehr. Denn die Nichtbeachtung der sogenannten »Asozialen« als Verfolgte des NS-Regimes beschränkt sich nicht nur auf öffentliche Erinnerung, sondern auch auf die historische Forschung. Die Literatur zu diesem Thema ist nicht nur in Bezug auf Bremen überschaubar. Deshalb – und das ist eine weitere Stärke dieses Buches – rekonstruiert Steinhöfel die ideologischen Grundlagen der Fürsorge im Nationalsozialismus aus den zeitgenössischen Texten, sie zieht Unmengen an Archivdokumenten hinzu, die letztlich auch eine Institutionen- und Verwaltungsgeschichte des bremischen Wohlfahrtssektors darstellen. Damit erweitert sie nicht nur den Kenntnisstand zu Bremen im Nationalsozialismus, sondern liefert einen auch überregional bedeutsamen Beitrag zum Umgang mit den sogenannten »Asozialen« im Deutschen Reich zwischen 1933 und 1945. Dies alles tut sie in einem zwar teilweise notwendigerweise kleinteiligen Text,

der aber immer verständlich bleibt. Vor allem: Die Autorin scheut sich nicht, Dinge auf den Punkt zu bringen, Verantwortliche zu nennen und sich – und das ist keinesfalls negativ zu verstehen – zur Anwältin der Betroffenen zu machen, denen eine öffentliche und kollektive Anerkennung als Verfolgte des NS-Systems noch immer weitgehend verwehrt geblieben ist.

Marcus Meyer

Syring, Eberhard: Bremen und seine Bauten 1950–1979. Herausgegeben vom Bremer Zentrum für Baukultur, Bremen: Schünemann 2014. 496 S.

Nach mehrjähriger Forschungstätigkeit liegt nun ein Kompendium der Bautätigkeit in Bremen für die Jahre 1950 bis 1979 vor. Der Titel nimmt Bezug auf die älteren Publikationen, die 1900 und 1952 erschienen sind, folgt jedoch, wie vom Autor in der Einleitung dargelegt, in vielerlei Hinsicht einem anderen Konzept. Baupolitik und Bauverwaltung haben in den Jahren der Entstehung der aktuellen Publikation im Vergleich zur Vergangenheit an Gewicht verloren. Durch die Koordination über das Bremer Zentrum Baukultur (bzb) ist es aber gelungen, verschiedene wichtige Protagonisten aus diesen Arbeitsbereichen in die Arbeit zu integrieren. Der Aufstellung der Kooperationspartner und dem Kolophon des Bandes ist die eindrucksvolle Namensliste der Unterstützer und Mitwirkenden zu entnehmen.

Sehr viel stärker als in den früheren Publikationen richtet sich der Fokus auf die Architektursprache. Der vorliegende Band ist als erster Teil einer Betrachtung des Baugeschehens in Bremen für die Jahre 1950 bis 2010 vorgesehen – in zwei chronologisch angelegten Abschnitten werden zeitliche Perioden von 15 Jahren vorgestellt. Im jeweils einleitenden Essay werden Ausgangslage, Rahmenbedingungen der Bautätigkeit, Architekturtrends und charakteristische Bauaufgaben in den Sparten Wohnungsbau, Bauten für Arbeit, Handel und Verkehr sowie Bauten für die Gemeinschaft behandelt, eine besondere Passage thematisiert die Entwicklung der Innenstadt. An die Essays schließen sich chronologisch geordnet Porträts ausgewählter Bauprojekte an.

Beide Essays charakterisieren zunächst die Ausgangslage: War es in der Zeit von 1950 bis 1964 der Wiederaufbau bei immer noch knappen Ressourcen und starkem Zeitdruck, so trafen 1965 bis 1979 die großen Player der Bauwirtschaft auf gestiegene Ansprüche der Stadtgesellschaft an Qualität und Teilhabe bei der Gestaltung des Baugeschehens. In den Essays werden anhand der Grundgedanken das Tun von Bauverwaltung und Bauwirtschaft charakterisiert, die wissenschaftlichen und öffentlichen Debatten um Planung und Gestaltung vorgestellt und die Entwurfstätigkeit der Architekten in das Spannungsfeld eingeordnet.

Die Auswahl der vorgestellten Bauprojekte kann letztlich nicht ohne Willkür erfolgen und ist immer angreifbar. Die in der Einleitung vom Autor aufgeführten Kriterien sind aber plausibel und im Ergebnis gut nachvollziehbar: Die Quellen- und Überlieferungslage, insbesondere die im bzb zusammengetragenen Architektennachlässe, sind aufmerksam gesichtet und genutzt worden. Auch die bekannten Kristallisationspunkte der öffentlichen Debatte – der Giebelstreit am Markt und die Flächensanierung im Ostertor – sind präsent, anhand neu aufgefundener Materialien werden sie neu und spannend präsentiert. Die knapp gefassten Porträts der einzelnen Bauvorhaben, meist nur eine halbe Seite einschließlich Fotos und Planskizzen umfassend, können eine große Vielfalt und Bandbreite von Objekten vorstellen, darunter mancherlei bisher unbekannte Entdeckungen oder auch weniger

gut gelungene, aber zeittypische Lösungen. Die Projektporträts enden in der Regel mit einem Ausblick auf die Geschichte des Bauwerks, darin findet sich häufig das Jahr des Abrisses.

Ausführliche Literaturlisten, Quellenangaben, umfangreiche Orts-, Begriffs- und Personenregister und eine Stadtkarte mit eingezeichneten Lagen der ausgewählten Bauten machen die Publikation zu einem Handbuch mit hohem Gebrauchswert. Der graphischen Gestaltung und dem Layout ist die große Kenntnis und Sorgfalt anzumerken, mit der dieser Band gemacht ist.

Bettina Schleier

*Denkmalpflege in Bremen. Schriftenreihe des Landesamtes für
Denkmalpflege Bremen*

Aus: Bd. 12, 2014 (Architektur der Nachkriegszeit)

Georg Skalecki, »Neue« alte Grundsätze für die Konservierung der Bauten der Nachkriegsmoderne, S. 8–17. – Eberhard Syring, Der Disput zwischen Traditionalisten und Modernisten in der bremischen Wiederaufbauphase, S. 18–35. – Anja Becker-Chouati, Ein katholisches Kirchdorf inmitten einer modernen Hochhaus-Siedlung – St. Hedwig in der Neuen Vahr, S. 36–55. – Marie Schneider, Die Notkirchen der Bremischen Evangelischen Kirche, S. 56–72. – Rolf Kirsch, Bremer Schulbauten der Nachkriegszeit, S. 73–91. – Uwe Schwartz, Dr. Max Säume (1901–1965) und Günther Hafemann (1902–1960) – modernster Städtebau der Fünfzigerjahre in Bremen, S. 92–111. – Ottmar Struwe, Das »Weinkontor«: Der ehemalige Firmensitz von Reidemeister & Ulrichs wurde umgebaut, S. 112–117. – Uwe Schwartz und Rolf Kirsch, Neue Unterschützstellungen: Lloyd-Halle 4 und Seenotrettungs-Versuchskreuzer »Bremen«, S. 118–123.

Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte

Aus: Bd. 100, 2014

Anton F. Guhl, 100 Bände Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte (1841–2014). Schlaglichter auf das zentrale Periodikum Hamburger Historiografie, S. 1–45. – Isabella Woldt, Die große St. Michaeliskirche in Hamburg. Zur Hermeneutik des protestantischen Baus im Zeitalter der Aufklärung, S. 47–73. – Michaela Giesing, Emanzipation im vormärzlichen Volkstheater. Heinrich Jakob David und seine Posse vom Hamburger Bürgermilitär »Eine Nacht auf Wache«, S. 75–102. – Björn Biester, Wissenschaft und Verwaltung. Zum Aufbau der Universität Hamburg 1945 bis 1953 – das Wirken Senator Heinrich Landahls und der Hochschulreferenten Walter Clemens und Hans von Heppe, S. 103–136.

Zeitschrift für Lübeckische Geschichte

Aus: Band 94, 2014

Harm von Seggern: Verschuldung und »Prekariat« in Lübeck um 1500. Der Ausgewert der Stadtbücher, S. 51–74. – Heinrich Dormeister: Der Lübecker Bürger-

meister Hermen Plönnies († 1533). Teil 1: Retabelstiftung, Testament und soziales Engagement, S. 75–136. – Hans-Jürgen Vogtherr: Der Schweden-Kaufmann Hermann Iserhel und Gustav Vasa, S. 137–170. – Günther Meyer: Geschützverkäufe zur »Sublevierung« (Entlastung) der Lübecker Stadtkasse im 18. Jahrhundert, S. 171–188. – Arnd Schnoor: Felix Mendelssohn-Bartholdy und das Allgemeine deutsche Sängerefest in Lübeck im Jahre 1847, S. 189–196. – Gerhard Ahrens: Die Hansestadt Lübeck und der Deutsche Städtetag, S. 197–204. – Kerstin Letz: Das Archiv der Hansestadt Lübeck – auch ein Wirtschaftsarchiv! Zur Industrie- und Handelskammer Lübeck und ihren historischen Quellen, S. 227–245. – Antjekathrin Graßmann: Das Archiv von Bischof und Domkapitel zu Lübeck – fast wäre es an die Trave zurückgekehrt!, S. 247–262. – Joachim Deeters, Die Handlungsbücher des Hildebrand Veckinghusen. Der lange Weg einer Edition, S. 301–306.

Stader Jahrbuch (Stader Archiv NF)

Aus: Band 104, 2014

Hans G. Trüper: Die Knappen- und Junkerfamilie von Gerlstede, S. 37–50. – Bernd Utermöhlen: Hansestadt Buxtehude, S. 51–76. – Rainer Hering, Der Stader Verleger Adolf Heimberg und der »Fall Nieland«. Völkisches Verlagswesen, Antisemitismus und Justiz in der frühen Bundesrepublik, S. 89–136.

Oldenburger Jahrbuch

Aus: Band 114, 2014

Söhnke Thalmann: Klostersgeschichte(n) aus dem Papierkorb. Bruchstücke mittelalterlicher Urkunden und Briefe zur Geschichte des Zisterzienserklosters Hude, S. 9–16. – Margarethe Pauly: Rätselhafte Rasteder – die Helschenborgs, S. 27–40. – Dietrich Hagen: »Das Wasser ersäuffet mich nicht.« Sprachkunst, Geschichte und Theologie auf dem Langwarder Flutdenkmal, S. 41–51. – Ruth Steinberg: Emil Roland: Unsre lieben Lieutenants (1888). Ein Literaturskandal im Oldenburg des ausgehenden 19. Jahrhundert, S. 109–132. – Marcus Kenzler: Die »Arisierung« jüdischen Eigentums in Oldenburg: der Fall Rosalie Israels, S. 133–145.

Hansische Geschichtsblätter

Aus: Bd. 132, 2014

Volker Henn, »...dat wie up dat gemelde kunthoer tho Brugger ... eyn kleyn upmercken gehat und noch hebben...«. Neue Forschungen zur Geschichte des Brügger Hansekontors, S. 1–45. – Stuart Jenks, Die Distributionsrevolution des 15. Jahrhunderts, S. 47–78. – Magnus Ressel, Die zeitgenössische Perzeption des Niedergangs der Hansekontore in den »Hanseatica« (1674) des Danziger Syndikus Wenzel Mitendorf, S. 79–103. – Nils Jörn, Archivalien zu den Hansekontoren im Archiv der Hansestadt Wismar – Vorstellung des Projekts eines Wendischen Inventars, S. 105–118. – Detlev Ellmers, Wie verlässlich ist das Artlenburg-Privileg überliefert?, S. 119–126. – Arnvéd Nedkvitne, Entgegnung auf Wubs-Mrozewicz und Burkhardt. Das Bergener Kontor 1 und 2, S. 127–131.

[Mythen – Traditionen – Selbstvergewisserung. Niedersächsische Geschichtsbilder im Wandel. Vorträge der Jahrestagung der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen in Hannover am 24. und 25. Mai 2013:] Gerd Steinwascher: Die Oldenburger. Der Umgang mit der Geschichte einer europäischen Dynastie in einer traditionsbewussten Region, S. 7–26. – Thomas Vogtherr: Schaumburg-Lippe und Niedersachsen – Schaumburg-Lippe in Niedersachsen, S. 27–48. – Jasper Heinzen: Hannover als preußische Provinz im Kaiserreich – eine Kampf gegenläufiger Traditionen in Niedersachsen? S. 49–70. – Hans-Georg Aschoff: Programmatik und Geschichtsbezug niedersächsischer Regionalparteien. NLP/DP, Deutsche Zentrums-
partei, BHE, S. 71–106. – Teresa Nentwig, Die niedersächsischen Ministerpräsidenten und ihr öffentliches »Niedersachsenbild«. Ein Beitrag zur Erforschung der niedersächsischen Landesgeschichtspolitik, S. 107–160. – Dietmar von Reeken: Von den Zeiten des Tacitus bis in die jüngste Gegenwart. Vergangenheitsdeutungen, Gegenwartsdiagnosen und Zukunftserwartungen in den Diskursen über die oldenburgische Selbstständigkeit nach 1945, S. 161–183.

Weitere Beiträge: Uwe Ohainski: Fünfzehn neu aufgefundene Ämterkarten und ihre Beziehung zum Atlas des Hochstifts Hildesheim von 1643, S. 213–240. – Joachim Kraschewski: Bäuerliche Fuhrleistungen und landesherrliche Ordnung. Schlacken-, Kohlen- und Erztransporte im Harz des 17. Jahrhunderts, S. 241–276. – Johannes Laufer: Hannoversche Domänenpächter und rationelle Landwirtschaft. Zur Bedeutung einer frühen Unternehmerelite im Agrarstrukturwandel des 18. und 19. Jahrhunderts, S. 277–324.

Weitere Neuerscheinungen zur bremischen Geschichte und Landeskunde

(Vollständigkeit im Sinne einer Bibliografie wird nicht angestrebt.

Besprechungen bleiben vorgehalten.)

100 Jahre Lok-Reparaturen am Wasserturm 1914–2014. Eisenbahnausbesserungswerk Bremen-Sebaldsbrück. Hrsg. vom Geschichtskreis Sebaldsbrück, aufgeschrieben von Detlef von Horn, Bremen 2014. 97 S. (Sebaldsbrück – die Bremer Landgemeinde in der geschichtlichen Entwicklung. [9])

125 Jahre Turn- und Sportverein Woltmershausen von 1890 e.V.: Festschrift [Hrsg.: TSV Woltmershausen e.V.]. Bremen 2015. 54 S.

60 Jahre Sozialgerichtsbarkeit Niedersachsen und Bremen. Jubiläumsband, hrsg. von Peter Heine. Stuttgart: Boorberg 2014. 280 S.

950 Jahre Huchting. 1063–2013. Fotoausstellung von Rainer Heuer. Bremen 2013. 46 S.

Auguste Papendieck (1873–1950) Töpferin [Ausstellung Focke-Museum Bremen 16. 11. 2014 – 22. 3. 2015]. Katalog: Uta Bernsmeier. Bremen: Focke-Museum 2014. 128 S. (Veröffentlichungen des Bremer Landesmuseums für Kunst und Kulturgeschichte, Focke-Museum. 115)

- Ausplündern und verwalten. Das Finanzamt Bremen stellt sich seiner NS-Vergangenheit. Eine Ausstellung der Senatorin für Finanzen im Haus des Reichs 28. November 2014 bis 31. März 2015 [Hrsg.: Die Senatorin für Finanzen, Bremen. Verantw. Hans-Henning Lühr, ... Gundula Rentrop]. Bremen 2014. [45] Bl.
- Backhaus, Christine, Struß- von Poellnitz, Annemarie u. a.: Bremer Marken – Marke Bremen. Bremen: Schünemann 2014. 228 S.
- Bedeschinski, Christian (Hrsg.): Bremen Hauptbahnhof. Die Verkehrsdrehscheibe im Nordwesten [125 Jahre]. Berlin: Neddermeyer [2014]. 96 S.
- Bremer Bürgerbuch 1289–1519. Bearb. von Ulrich Weidinger. In Verbindung mit dem Staatsarchiv Bremen hrsg. von der Historischen Gesellschaft Bremen. Bremen: Staatsarchiv 2015. 704 S. (Bremisches Jahrbuch. Reihe 2. Bd. 4)
- Christoffersen, Peter u. a. (Red.): Stolpersteine in Bremen: biografische Spurensuche [2]. Mitte: Altstadt – Bahnhofsvorstadt. Bremen 2015. 228 S.
- Diehl, Rolf und Obergethmann, Frank: Die Bremer Vahr. Leben in einem besonderen Stadtteil. Bremen: Kellner 2014. 243 S.
- Dienstmädchen in bürgerlichen Haushalten der Stadt Bremen 1871–1914. Ausstellung »Frauen, Männer, Macht« der Bremer Archive vom 7. März bis 1. Juni 2014 in der Weserburg. Bremen: Selbstverl. Peter Strotmann 2014. [137] Bl.
- Eine Frage der Herkunft: Drei Bremer Sammler und die Wege ihrer Bilder im Nationalsozialismus [anl. der Ausstellung »Eine Frage der Herkunft – Drei Bremer Sammler und die Wege ihrer Bilder im Nationalsozialismus« in der Kunsthalle Bremen vom 22. Okt. 2014 bis 4. Januar 2015], hrsg. von Dorothee Hansen u. Brigitte Reuter. Köln: Wienand 2014. 127 S.
- Fricke, Dieter: »Freiheit und Leben kann man uns nehmen, die Ehre nicht«. Verfolgte Abgeordnete der Bremischen Bürgerschaft in biographischen Skizzen [Hrsg. von der Bremischen Bürgerschaft, Abt. Informationsdienste]. Bremen: Bürgerschaft 2015. 76 S.
- Gatzmaga, Sigrid; Hoffmann, Freia und Schleuning, Peter: Die Goethestraße in Bremen. Zur Geschichte ihrer Entstehung. Bremen 2015. 38 S.
- Geffken, Rolf: Arbeit und Arbeitskampf im Hafen. Zur Geschichte der Hafenarbeit und der Hafenarbeitergewerkschaft. Bremen: Edition Falkenberg 2015. 148 S.
- Greim, Jan Christoph: Fockes Traum vom Fliegen. Der Bremer Flugpionier und seine Hubschrauber [Begleitheft zur Ausstellung im Focke-Museum/Bremer Landmuseum für Kunst und Kulturgeschichte]. Bremen: Kurze 2015. 34 S.
- Heinrichs, Andree u. a.: Bremer Hauptbahnhof – 125 Jahre Geschichte und Betriebsdienst. Bremen: Kellner 2015. 143 S.
- Hellwig, Frauke (Red.); Schulmuseum Bremen (Hrsg.): Hunger – Demokratie – Rock 'n' Roll. Kindheit und Jugend 1945 bis 1960. Bremen: Temmen 2014. 78 S.
- Hethey, Frank: Einst und Jetzt – Bremen-Schwachhausen. Berlin: Culturcon Medien 2014. 91 S.
- Horn, Detlef von: Der Herr Lehrer hat gesagt. Die Sebaldsbrücker Schulen. Rückschau, Schau, Vorschau [Hrsg. vom Geschichtskreis Sebaldsbrück]. (Sebaldsbrück – Die Bremer Landgemeinde in der geschichtlichen Entwicklung. [10]). 1. Ehemalige Schulen ersetzt durch neue Schulen. Bremen 2015. 126 S.

- Kaack, Ulf und Kurze, Peter: Flugzeuge aus Bremen. Luftfahrtgeschichte der Hansestadt. Erfurt: Sutton 2014. 124 S.
- Kopp, Marianne: »So von Herzen lachen kann ich bloß mit Dir!« Agnes Miegel und ihre Freundschaft mit Alma Rogge. Bad Nenndorf: Agnes-Miegel-Gesellschaft 2014. 16 S.
- Köster, Peter und Bargmann, Heiko: Der Rangierbahnhof Bremen-Gröpelingen. Spuren einer über 100-jährigen Geschichte. Bremen: Kellner 2015. 225 S.
- Krüger, Maria: Erinnerungen 1907–1970. Maria Krüger, gesch. Bücking – Pastorentochter, Kindergärtnerin, Jugendleiterin, Kommunistin, Mutter, KZ-Gefangene, Abgeordnete der Bremer Bürgerschaft, Sonderschullehrerin [Niederschrift nach Tonbandgesprächen 1970] – Red. Neufassung durch Bernd Bücking. München 2011. 121 S.
- Küchelmann, Hans Christian: Frühneuzeitliche Tierknochen aus dem Bremer Stadtgraben. Grabung 253 -Altstadt 2011, Am Wall. Bremen 2014. 66 S.
- Lohmann, Elisabeth: Alfred Lohmann, Dr. h.c., vom Wollkaufmann zum Begründer des ersten Handels-U-Boots. Hrsg. von Fritz Lohmann. [Privatdruck:] Bergisch-Gladbach 2014. 172 S.
- Meiners, Peter Michael: Die Organisation Todt. Oberbauleitung Unterweser in Bremen-Rekum, Baustelle U-Bootbunkerwerft »Valentin«. Ergebnisse einer Recherche. T. 1. Ritterhude: Selbstverl. d. Verf. 2014. 44 S.
- Meiners, Peter Michael: Die Lager der Baustelle U-Bootbunkerwerft »Valentin«. Ergebnisse einer Recherche. T. 2. Ritterhude: Selbstverl. d. Verf. 2014. 84 S.
- »Mit guten Wünschen für Ihre Teilnahme am Feldzug«. Bremens wissenschaftliche Bibliothek im Ersten Weltkrieg. Bremen: Staats- und Univ.-Bibliothek 2014. 119 S. (Schriften der Staats- und Universitätsbibliothek Bremen. 9)
- Niehoff, Lydia: 150 Jahre Stucken. Meilensteine einer Unternehmensgeschichte; von A. Stucken bis zur Stucken Group [Hrsg.: Jan Schulze-Smidt]. Bremen 2014. 74 S.
- Niehoff, Lydia: Am Lehnhof 9. Familie Claussen. Wir und unser Haus [Hrsg.: Anke Claussen]. Bremen: Selbstverl. 2014. 96 S.
- Niehoff, Lydia: Chokoladige Zeitgeschichte. 125 Jahre Bremer Hachez Chocolate. Bremen 2015. 144 S.
- Olpen, Bernhard: Johann Karl Vietor (1861–1934). Ein deutscher Unternehmer zwischen Kolonialismus, sozialer Frage und Christentum. Bayreuth: Univ. 2013. 594 S. in 2 Teilbänden.
- Panzer, Ullrich: Meine Dienstjahre in Bremen. Polizei intern 1963–1993. Bremen 2015. 193 S.
- Plietker, Susan: 10.000 Seelen für eine Bremer Apotheke. Das Apothekenwesen in Bremen von 1871 bis 1933. Norderstedt: Books on Demand 2015. 384 S.
- Pourshirazi, Katja; Overbeck, Gertrud und Modersohn, Antje (Hrsg.): Der Briefwechsel Otto Modersohn und Fritz Overbeck. Köln: Wienand 2014. 255 S.
- Reich, Marion: Elisabeth Forck. »Ich tat nur meine Christenpflicht«. Aus dem Leben der Bremer Pädagogin. Oldenburg: Schardt 2015. 188 S.
- Scharrelmann Hüchting, Anka: Lebendig bleiben. Wilhelm Scharrelmann 1875–1950. Oldenburg: Isensee 2014. 246 S.

- Schmidt, Thorsten: 50 Jahre 6-Tage-Rennen in Bremen. Mit Fotos von Karl Franke. Bremen: Kultur Buch Bremen 2013. 128 S.
- Schneider, Reinhold: Der dunkle Glockenton. Briefwechsel zwischen Reinhold Schneider und Rudolf Alexander Schröder / hrsg. von Klaus Goebel. Passau: Schuster 2014. 147 S.
- Schoenmakers, Christine: »Die Belange der Volksgemeinschaft erfordern...« Rechtspraxis und Selbstverständnis von Bremer Juristen im »Dritten Reich«. Paderborn: Schöningh 2015. 498 S. (Nationalsozialistische Volksgemeinschaft. Studien zu Konstruktion, gesellschaftschaftlicher Wirkungsmacht und Erinnerung. 6)
- Schöne, Armin: Die Erzbischöfe von Bremen und ihr Haus und Amt Langwedel. Bremen: Europäischer Hochschulverlag 2013. 622 S. (Geistliche und weltliche Herrschaft im Alten Reich. 1)
- Seenotretter. 150 Jahre Deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger. [Hrsg.: Weser-Kurier Mediengruppe, Bremer Tageszeitungen AG]. Bremen: Bremer Tageszeitungen AG 2015. 162 S.
- Tacke, Wilhelm: 60 Jahre Ansgar-Gilde Bremen. Die Geschichte eines katholischen Freundeskreises. Bremen: Selbstverlag der Ansgar-Gilde 2014. 196 S.
- Uhl, Katharina: Januskopf Böttcherstraße – kulturelle Erneuerung, gebaute Utopie und nationale Identität. Münster: LIT 2014. 289 S. (Ikonologie der Moderne. 2)
- Wesemann, Günter: Bremer Jungs und Mädels. Kindheit und Jugend bis 1940. Autobiografie. Bremen: Kellner 2014. 236 S.

HISTORISCHE GESELLSCHAFT BREMEN

151. Jahresbericht (2014)

Mitgliederversammlung

Die ordentliche Mitgliederversammlung fand am 29. April 2014 im Vortragsaal des Staatsarchivs Bremen statt.

Der Vorsitz Prof. Dr. Elmshäuser begrüßte die erschienenen Teilnehmer der Mitgliederversammlung und erstattete satzungsgemäß den Jahresbericht.

Die Mitgliederzahl der Historischen Gesellschaft ist im Vergleich zum Bericht des Vorjahres nur leicht zurückgegangen und lag zum Zeitpunkt der Mitgliederversammlung 2013 bei 605 Mitgliedern. Die Mitgliederversammlung gedachte anschließend der im Berichtsjahr verstorbenen Mitglieder.

Anschließend wurde besonders auf die Unterstützung von Aktivitäten und Publikationen zur Erforschung der bremischen Geschichte durch die Historische Gesellschaft hingewiesen. Der Vorsitz dankte wie in den Vorjahren der Sparkasse Bremen für ihre finanzielle Spende zum Druck des Jahrbuchs 2014. Er berichtete sodann vom Fortgang und vom Stand des Vorhabens Editionsprojekt Ältestes Bremer Bürgerbuch.

Anschließend berichtete der Vorsitz von der Arbeit der Stiftung Landesgeschichte der Historischen Gesellschaft, die ihre Tätigkeit aufgenommen hat.

Unter TOP 2 schlug der Vorstand der Mitgliederversammlung auf Anraten des Amtsgerichts eine Satzungsänderung zu § 9 Abs. 1 Mitgliederversammlung vor, mit der außerordentliche Mitgliederversammlungen einberufen werden können, wenn der Vorstand es im Interesse des Vereins für notwendig erachtet oder wenn mindestens 20 % der Mitglieder dies schriftlich unter Angabe von Zweck und Gründen beantragen. Die Versammlung beschloss nach kurzer Diskussion, diesen Wert mit 10 % niedriger anzusetzen und die Satzung dahingehend zu ändern.

Nach dem Vortrag des Schatzmeisters über die stabile finanzielle Lage der Historischen Gesellschaft und der Stellungnahme von Herrn Hofmann als Rechnungsprüfer wurden auf Antrag Schatzmeister und Vorstand durch die Mitgliederversammlung entlastet. Als Rechnungsprüfer wurden Herr Hofmann und Herr Worgull bestätigt.

An die Mitgliederversammlung schloss sich ein Kurzvortrag von Frau Larena Schäfer B.A. (Universität Bremen) mit Lichtbildern zum Thema »Bremen als Teil der Heimatfront: Liebesgaben im Ersten Weltkrieg« an, der mit großem Beifall aufgenommen wurde.

Vorstand

Im Vorstand der Historischen Gesellschaft ergaben sich im Berichtszeitraum in Zusammensetzung und Geschäftsverteilung keine Änderungen.

Mitgliederbewegung

Im Jahr 2014 traten 19 Personen der Gesellschaft bei, 18 Austritte aus Alters- oder anderen erklärten Beweggründen waren zu verzeichnen, 7 Mitglieder sind verstorben. Am 31. Dezember 2014 hatte die Historische Gesellschaft 601 Mitglieder.

Veröffentlichungen

Band 93 des Bremischen Jahrbuchs ist im November 2014 erschienen. Das Jahrbuch lag bis Ende 2014 in der Geschäftsstelle zur Abholung bereit.

Vorträge

Auf Einladung der Historischen Gesellschaft Bremen und in Kooperation mit anderen wissenschaftlichen Vereinen und Institutionen fanden im Berichtsjahr 2014 folgende Vortragsveranstaltungen statt:

Prof. Dr. Hans Werner Goetz (Hamburg): Die christlich-abendländische Wahrnehmung anderer Religionen im frühen und hohen Mittelalter (21. Januar 2014)

Dr. Horst Rössler (Bremen): Von der Unterweser nach »Ostindien« – Bremer in Diensten der »Vereinigten Ostindischen Kompanie« der Niederlande (22. Januar 2014)

Prof. Dr. Johannes Helmrath (Berlin): Die Aura des Kaisers. Herrscherporträts der frühen Neuzeit auf Münzen und im Buchdruck (11. März 2014)

Dr. Peter Ulrich (Bremen): Für W. A. Fritze & Co in die Welt – Der Bremer Segelschiffskapitän Dietrich Lange (1835–1896) (13. März 2014)

Dr. Christoph Wieselhuber (Bremen): Bremens letzter Kirchenfürst – Zur Person und Politik von Erzbischof Gerhard II. 1219–1258 (24. März 2014)

PD Dr. Karl-Ludwig Sommer (Bremen): Die NS-Belastung von Abgeordneten der bremischen Bürgerschaft und der parlamentarische Neubeginn in Bremen – Ergebnisse eines Forschungsprojektes (20. Oktober 2014)

Dr. Manfred Osten (Bonn): Der Neubau des Berliner Schlosses – Das Humboldt-Forum und Alexander von Humboldt (11. November 2014)

Dr. Gabriele Hoffmann (Bremen): »Sie ahnen nicht, was diese Frau aus mir gemacht hat.« Otto von Bismarck und Johanna von Puttkamer (27. November 2014)

Dr. Stefan Hesse (Rotenburg): »Stadt – Land – Fluss«, die mittelalterliche Stadt aus archäologischer Sicht (4. Dezember 2014)

Prof. Dr. Werner Dahlheim (Berlin): Kaiser Augustus – Schöpfer des römischen Weltreichs zum 2000-jährigen Todesjahr 14 n. Chr. (9. Dezember 2014)

Gesprächsabende, Führungen und sonstige Veranstaltungen

Die Vergabe des von der Historischen Gesellschaft mitfinanzierten Bremer Preis für Heimatforschung der Wittheit zu Bremen fand am 15. April 2014 im Staatsarchiv Bremen statt.

Am 24. April 2014 wurde von der Bremischen Bürgerschaft ein wissenschaftliches Colloquium zur Vorstellung der Projektstudie »NS-Vergangenheit früherer Mitglieder der Bremischen Bürgerschaft« durchgeführt, zu dem eine Einladung auch an die Historische Gesellschaft erging. Nach der Begrüßung durch den Präsidenten der Bürgerschaft, Herrn Christian Weber, und der Einführung durch Prof. Dr. Elmshäuser sprachen als Referenten PD Dr. Karl-Ludwig Sommer (Bremen), Prof. Dr. Ulrich Herbert (Freiburg), Prof. Dr. Thomas Vogtherr (Osnabrück) und Prof. Dr. Peter Steinbach (Mannheim) [vgl. die Besprechung des Tagungsbandes im Rezensionsteil, S. 266 f.].

Am 8. September 2014 wurde eine Führung durch die Ausstellung »Krieg im Plakat. Aufrufe und Plakate 1914–1918«, in der v. a. Originale aus der Plakatsammlung des Staatsarchivs Bremen gezeigt wurden, durchgeführt. Die Führung erfolgte durch Prof. Elmshäuser, der die Ausstellung auch kuratiert hatte.

Am 2. Oktober 2014 wurde auf Wunsch aus dem Kreis der Mitglieder durch Prof. Elmshäuser und Dr. Peter Ulrich eine Führung durch den St. Petri Dom sowie durch das Bremer Dom-Museum realisiert. Durch das Dom-Museum führte die Leiterin des Museums, Frau Dr. Henrike Weyh.

Zu einem vorweihnachtlichen Gesprächsabend trafen sich Interessierte am 11. Dezember 2014. Es wurde Rückblick auf Fahrten des Jahres genommen und ein Ausblick auf die geplanten Aktivitäten für das kommende Jahr gegeben.

Tagesfahrten

Eine Tagesfahrt am 31. Mai 2014 führte in das ehemalige Fürstentum Schaumburg-Lippe mit den Residenzstädten Bückeburg und Stadthagen. In Bückeburg wurden das Niedersächsische Staatsarchiv und das Schloss der Fürsten von Schaumburg-Lippe sowie das Mausoleum besichtigt. In Stadthagen wurden die Stadtkirche und das Renaissance-Mausoleum besichtigt. (Leitung: Prof. Dr. Konrad Elmshäuser und Uwe Bölts)

Auf einer Zwei-Tagesfahrt vom 12. bis 13. Juli 2014 wurde zur Karlsaussstellung die Stadt Aachen besucht mit der UNESCO Welterbestätte Kaiserdom, dem Rathaus und weiteren kulturhistorischen Höhepunkten wie den Sonderausstellungen aus Anlass des 1200. Todestages von Karl dem Großen. (Leitung: Prof. Dr. Konrad Elmshäuser und Uwe Bölts)

Am 26. September 2014 führte eine Tagesfahrt zum Besuch der Niedersächsischen Landesausstellung in Hannover »Als die Royals aus Hannover kamen« aus Anlass der vor 300 Jahren (1714) erfolgten Sukzession des Hauses Hannover auf dem englischen Thron. (Leitung: Dr. Alfred Löhr und Uwe Bölts)

Mehrtagesfahrten

Im Berichtsjahr wurden noch folgende längere Mehrtagesreisen veranstaltet:

Unter dem Titel »Romanik in Westfrankreich – Im Reich der Eleonore von Aquitanien« wurde der zwischen Loire und Gironde gelegene Teil Frankreichs mit seinen zahlreichen kulturhistorischen Höhepunkten vom 7. bis 17. Mai 2014 besucht. (Leitung: Uwe Bölts)

Eine zweite Mehrtagesfahrt zum Thema »Preußens Arkadien« führte die teilnehmenden Mitglieder der Historischen Gesellschaft vom 25. bis 30. Juni 2014 durch die Schlösser, Gärten und Musikfestspiele von Potsdam. (Leitung: Prof. Dr. Franklin Kopitzsch, Uwe Bölts)

Rechnungsbericht der Historischen Gesellschaft zum 31. Dezember 2014

Bilanz zum 31. Dezember 2014

A k t i v a	Euro	Euro
A. Anlagevermögen		0,00
B. Umlaufvermögen		
I. Forderungen und sonstige Vermögensgegenstände		9.590,00
II. Kassenbestand, Guthaben bei Kreditinstituten		49.594,06
C. Rechnungsabgrenzungsposten		<u>2.000,00</u>
		<u>61.184,06</u>
P a s s i v a		
A. Kapital		
1. Anfangskapital	41.394,76	
2. Überschuss	<u>4.917,30</u>	46.312,06
B. Rückstellungen		
1. sonstige Rückstellungen		952,00
C. Verbindlichkeiten		
1. sonstige Verbindlichkeiten		0,00
D. Rechnungsabgrenzungsposten		12.940,00
E. Sonstige Passiva		<u>980,00</u>
		<u>61.184,06</u>

Erträge und Aufwendungen im Jahr 2014

E r t r ä g e	Euro	Euro
Beiträge	14.936,12	
Spenden	7.590,62	
Erlöse aus Buchverkauf	750,00	
Erlöse Porto	<u>0,00</u>	23.276,74
 A u f w e n d u n g e n		
Löhne und Gehälter	4.905,19	
Sozialabgaben etc.	<u>1.401,35</u>	6.401,35
Sonstige betriebliche Aufwendungen		<u>12.052,90</u>
		18.359,44
 J a h r e s ü b e r s c h u s s		 <u>4.917,30</u>

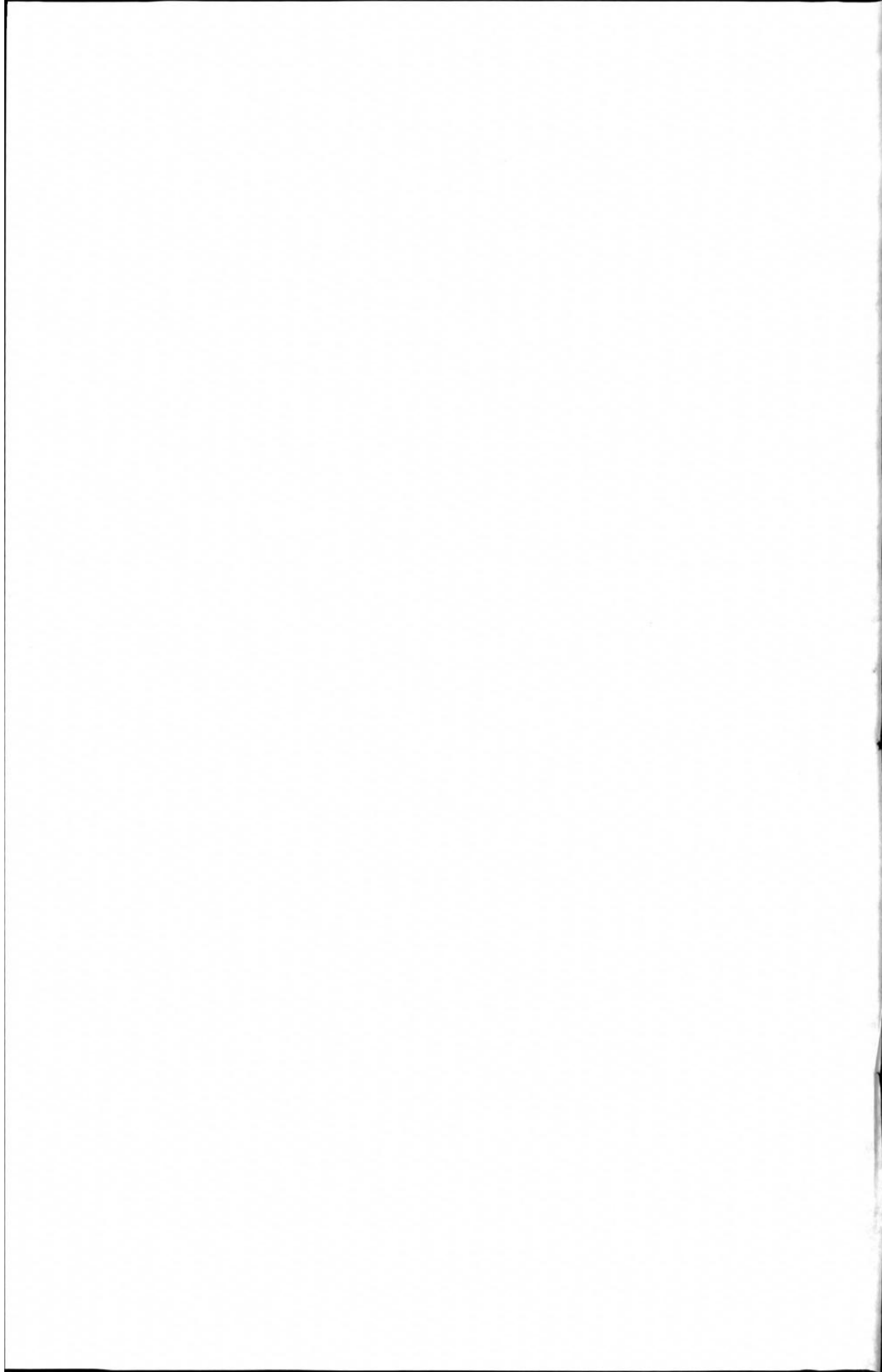
Gez. Heinz Salzer
Schatzmeister

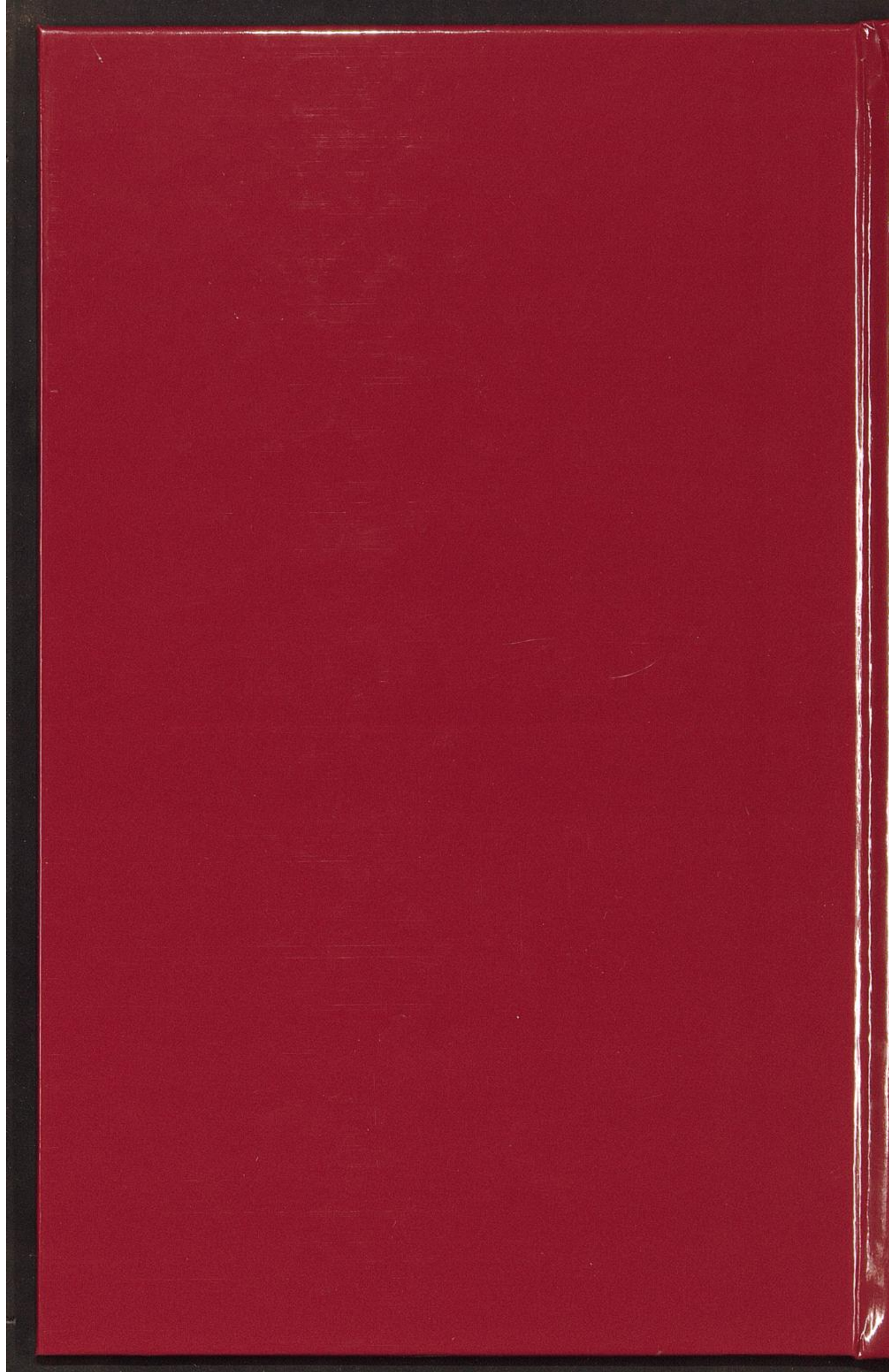
Geprüft am 04.05.2014:

Gez. Karl-Heinz Hofmann
Lars Worgull
Rechnungsprüfer

Anschriften der Autoren und Rezensenten

- Dr. Dieter Bishop*, Sedanstraße 42, 28201 Bremen
Dr. Jörn Brinkhus, Dessauer Straße 5a, 28857 Syke
Eva Determann, Konsul-Smidt-Straße 30, 28217 Bremen
Dr. Klaus Dirschauer, Oberneulander Heerstraße 92, 28355 Bremen
Prof. Dr. Konrad Elmshäuser, Barbarossastraße 20, 28329 Bremen
Dr. Thomas Elsmann, Kiebitzweg 5, 29525 Uelzen
Dr. Andrea Hauser, Am Lehester Deich 96b, 28357 Bremen
Dr. Maria Hermes, Bringstraße 82, 28219 Bremen
Dr. Adolf E. Hofmeister, Am Gohbach 10a, 27283 Verden
Prof. Dr. Hans Kirchhoff, Söndermarken 39, 3060 Espergaerde, Dänemark
Prof. Dr. Hans Kloft, Charlottenburger Straße 11, 28211 Bremen
Prof. Dr. Peter Kuckuk, Freudenbergstraße 13, 28213 Bremen
Dr. Jan Logemann, Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Georg-August-Universität Göttingen, Platz der Göttinger Sieben 5, 37073 Göttingen
Prof. Dr. Inge Marszolek, Kohlhöckerstraße 20, 28203 Bremen
Dr. Marcus Meyer, Denkort Bunker Valentin, Rekumer Siel 1, 28777 Bremen
Dr. Hartmut Müller, Neuer Weg 57, 28816 Stuhr
Dr. Brigitta Nimz, Oberneulander Landstraße 204, 28355 Bremen
Dr. Christian Ostersehlte, Julius-Leber-Straße 14, 28329 Bremen
Florian Nikolaus Reiß, Akazienstraße 8, 27793 Wildeshausen
Achim Saur, Fedelhören 67, 28203 Bremen
Dr. Bettina Schleier, Kornstraße 193, 28201 Bremen
Ulrich Schröder, Geestemünder Straße 16, 28219 Bremen
Dr. Hans-Cord Sarnighausen, Röntgenstraße 56, 21335 Lüneburg
Eleonore Sent, Bült 10, 48143 Münster
PD Dr. Karl-Ludwig Sommer, Frankenburg 51, 28865 Lilienthal
Dr. Jürgen Tremper, Robert-Bosch-Straße 7, 28357 Bremen
Prof. Dr. Dr. Hans Georg Trüper, Am Draitbusch 19, 53177 Bonn
Dr. Peter Ulrich, Sandstraße 13, 28195 Bremen





BREMISCHES JAHRBUCH

BAND 94 · 2015